Wilhelm Bode

Goethes Leben

Die Flucht nach dem Süden 1786 - 1787

Wilhelm Bode

Goethes Leben

1786 und 1787

Die Flucht nach dem Süden

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten

Goethes Leben

Von

Wilhelm Bode

1786 und 1787

Die Flucht nach dem Süden

Mit zahlreichen Abbildungen

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn
Berlin 1923

Vorwort

Vielleicht wundert sich Mancher, der dies Buch in die Hand nimmt, daß ich es wage, Goethes italienische Reise zu erzählen, da Goethe es doch selber getan hat, und der Gutmütige bedauert mich gar, daß ich mit einem Unerreichbaren ringen muß. Aber das Wagnis ist nicht zu kühn, und ohne Hoch- oder Frevelmut spreche ich es aus: man kann solchen Tatsachen-Bericht auch besser machen als Goethe. Wohl ist er unter uns Schreibenden soviel wie der Weiße Berg unter den Gipfeln und Hügeln Europas; denken wir aber an einzelne Aufgaben und Leistungen des Schriftstellers, zum Beispiel an die sehr wichtige des Redigierens, so steht auch er der Kritik bloß, und da stoßen wir bei ihm zuweilen auf eine gewisse Unfähigkeit oder Gleichgültigkeit oder Trägheit, die man bei Andern mit harten Worten schelten würde. Er hat einige seiner Werke in einer leicht-fertigen Weise zusammgebündelt; ja, er hat Gehülfen mit kleinen Köpfen dazu gebraucht, noch mehr Bände zustande zu bringen, als sein eigener Fleiß schon ergab. Seine Zeitgenossen, die von seinem Glorienschein noch nicht geblendet waren, warfen ihm geradezu vor, daß er möglichst viel Papier bedrucken lasse, um möglichst viel Geld zu verdienen, daß er das Lese-Publikum, welches er schon als junger Mann für eine Herd' Schweine erklärt hatte, verachte und deshalb Alles für gut genug zum Herausgeben halte, was er in seinen Schubladen finde, auch die Bruchstücke, Anfänge, Entwürfe und noch halbrohen Sachen.

Ich will diese Aussetzungen nicht gerade auf die ‚Italienische Reise' beziehen, aber freilich ist auch sie mit wenig Sorgfalt, mit wenig Liebe gemacht; sie gehört zu jenen Werken Goethes, die man nicht als Ganzes loben und genießen kann, sondern nur in unzähligen Teilen und Teilchen, in ihren feinen Bemerkungen, Weisheitssprüchen, novellistischen Ausschmückungen usw. Seine Hauptkraft hat das Buch durch die darin zusammengestellten aufgehobenen Briefe; leider aber mußte gerade Goethe diesen alten Briefen viel Wert und Wirksamkeit rauben, denn er konnte oder mochte nicht die Leser in seine eigensten, persönlichsten Zustände und Verhältnisse, z. B. zu der Frau v. Stein und zum Herzoge von Weimar, einweihen und hineinziehen.

Aber auch wenn er diese Briefe — wir kennen sie seit 1886 — in ihrer Gegenwartsfrische und Lebenswärme mitgeteilt hätte, so würden sie nicht Das geboten haben, was Mancher von dem Werke erwartete: ein Bild Italiens. Denn zu diesem Zwecke waren sie nicht geschrieben. Wohl wünschte er, daß seine weimarischen Freunde im Geiste an seiner Reise teilnähmen; aber vieles Schöne ersparte er sich auf mündlichen Bericht; namentlich aber sandte er ihnen außer den Briefen auch Bücher und Bilder und er setzte auch voraus, daß sie daheim in seinem dreibändigen Reiseführer, dem Volkmann, alles Tatsächliche nachläsen und aus der herzoglichen Bibliothek die betreffenden Kupferwerke liehen und besähen. Oft gab er in seinen Briefen also nur Randbemerkungen zu Texten und Bildern, die den ersten Lesern seiner Briefe vorlagen, denjenigen des gedruckten Buches aber kaum zum hundertsten Teile.

Nun hat sich Goethe im Jahre 1786 aber auch nicht auf die Reise begeben, um das Land Italien zu besehen und es als Schriftsteller zu bewältigen. Das war seine Absicht erst in den neunziger Jahren, als er mit Heinrich Meyer einen späteren, ganz dem Studium des Landes und aller Sehenswürdigkeiten gewidmeten Aufenthalt plante und eine lange Zeit hindurch vorbereitete. 1786 bis 88 dagegen hatte er mit sich selber zuviel zu tun und auch mit solchen poetischen, künstlerischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten, die in irgendeinem Lande hätten betrieben werden können.

Es ist nun angedeutet, weshalb der heutige Erzähler Goethes italienische Reise in einiger Hinsicht besser schildern kann, als Goethe selber getan. Ich will nur noch hinzufügen, was ich schon anderwärts betont habe: wir übertreffen in solchem Falle sehr oft unsern Vorgänger Goethe durch Goethe selber, indem wir gegen den alten versteiften Geheimen Rat den im Erlebnis begriffenen jüngeren Mann ausspielen. Wir können alle seine Edelsteine benutzen, auch diejenigen, die er bei Lebzeiten zurückhielt. Wir haben vieles „Quellenmaterial" besser als er selber; wir sind nicht auf trügliche Erinnerungen angewiesen. Wir können frank und frei reden, wo er Rücksichten nahm. Wir können ihn auch darin übertreffen, daß wir es nicht mehr nötig finden, die wahren Tatsachen durch eingefügte Dichtungen zu verzieren. Ich löse aus seiner ‚Dichtung und Wahrheit' immer nur die Wahrheit heraus. Mögen manche Leser dem Frankfurter Gretchen oder der schönen Mailänderin nachseufzen: für viele Andere ist doch auch die einfache und wahrhaftige Erzählung nach Urkunden schon lesenswert genug.

In einem Briefe, den Goethe aus Italien an Herder richtete, heißt es: „Man muß schreiben, wie man lebt: erst um sein selbst willen, und dann existiert man auch für verwandte Wesen.“ Das ist ein stolzer Standpunkt, der uns wohl gefallen kann; aber in uns Heutigen ist der Gemeinsinn stärker als in den Söhnen des achtzehnten Jahrhunderts. Wir möchten doch mehr als redliche Diener unserer Leserschaft angesehen werden, Diener für jeden Freundwilligen. Ich diene Denen, die Goethes Leben Schritt für Schritt ganz deutlich sehen wollen. Ich mache es mir zuerst selber so anschaulich und verständlich, wie irgend möglich; dann erzähle ich und zeige meine Bilder herum.

Der Bilder im engeren Sinne sind es diesmal sehr viele, und ich muß dem Verleger für sein Mitgehen danken. Hilfe fand ich dabei wieder, wo ich sie immer finde: in unseren weimarischen wissenschaftlichen Anstalten, für welche ich nach einer Kenntnis von 23 Jahren immer noch mehr Respekt bekomme. Den Leitern der Landesbibliothek, des Museums, des Goethe-Nationalmuseums sage ich wieder einmal Dank. Ein erheblicher Teil der Abbildungen wird hier zum ersten Male wiedergegeben oder stammt aus entlegenen alten Werken.

Ich habe ‚Goethes Leben‘ von 1749—76 in drei Bänden erzählt. Die Jahre 76—86 werde ich in zwei Bänden schildern, deren Handschrift fertig vorliegt. Dies vorauseilende Buch wolle man als den sechsten Band meines großen Unternehmens betrachten.

Weimar, Ende Oktober 1922.

Wilhelm Bode.

Inhalt

Vorwort . . . . . S. V

Erstes Kapitel. **Von Karlsbad bis zum Garda-See. 3. bis 14. September 1786** S. 1

Heimliche Abfahrt. — Falscher Name. — Extrapost. — Böhmen und Franken. — Regensburg. — München. — Bis Mittenwald. — Tirol. — Auf dem Brenner. — Trient. — Sprachgrenze. — Begrüßung des Südens. — Am Garda-See. — Bis Verona.

Zweites Kapitel. **Verona, Vicenza, Padua. 14. bis 28. September 1786** S. 26

Die erste große Stadt Italiens. — Die Arena. — Museo lapidario. — Fahrt mit der Sedia. — Vicenza. — Palladios Bauten. — Lyrisches Theater und Akademie. — Das Volk. — Padua. — Sankt Anton, Sankta Justina. — Universität. — Botanischer Garten.

Drittes Kapitel. **Siebzehn Tage in Venedig. 28. September bis 14. Oktober 1786** S. 66

Fahrt auf der Brenta. — Die Inselstadt. — Ihre Geschichte. — Erste Umschau. — Das Volk. — Advokaten, Straßendichter, Gondoliere. — Konzerte in den Hospitälern. — Theater. — Der Doge als Schaustück. — Das Arsenal. — Auf dem Lido. — Arbeit zuhause: Iphigenia, Palladio, Vitruv. — Architektur. — Plastik. — Malerei. — Geständnisse nach Weimar hin.

Viertes Kapitel. **Von Venedig bis zum Ziele. 14. bis 29. Oktober 1786** S. 119

Auf Flüssen und Kanälen. — Ferrara. — Cento. — Iphigenia auf Delphi. — Bologna. — Bauten. — Gemälde. — Raffael. — Ausflug des Mineralogen. — Wieder in der Sedia. — Im Apennin. — Ulysses auf Phäa. — Der ewige Jude. — Aus dem Kirchenstaat in Toskana hinein. — Florenz. — Der Fahrtgenosse. — Perugia. — Assisi. — Maria Minerva. — Spoleto. — Im Nera-Tale. — Citta Castellana. — Ecco Roma! — Ponte molle. — Porta del Popolo. — Zollamt. — Gasthof. — Tischbein. — Wohnung im Malerhause. — Briefe nach Deutschland.

Fünftes Kapitel. **Das Rom jener Zeit. 1786 bis 1788** S. 166

Die ersten Straßen. — Das Kapitol. — Das Forum. — Die Überreste des Altertums. — Die christlichen Heiligtümer. — Ländliches. — Das Volk. — Die Religion. — Bettler, Soldaten, Geistliche. — Öffentliche Ordnung. — Regierung des Kirchenstaats. — Das schöne Geschlecht. — Geselligkeit. — Theater und Musik. — Die bildende Kunst. — Päpstliche Sammlungen. — Paläste der Vornehmen. — Villen. — Kirchen.

Sechstes Kapitel. **In der deutschen Kolonie. 30. Oktober bis 9. Dezember 1786** S. 231

Rom als Studienstadt der Künstler. — Winckelmann und Mengs. — Reiffenstein und Angelika Kauffmann. — Maler Müller. — Wilhelm Tischbein. — Die übrigen deutschen Künstler. — Hirt. — Professor Moritz. — Goethe in einem Kreise von Verehrern und Freunden.

Siebentes Kapitel. **Ihr glücklichen Augen! 30. Oktober bis 9. Dezember 1786** S. 249

Gemeinsamer Besuch der Kunstwerke. — Bei Fackelbeleuchtung. — Pantheon. — Kolosseum. — Die Peterskirche, außen, innen, oben, unten. — Im Vatikan: Raffael

und Michel Angelo. — Die Antiken im Belvedere und Pio-Clementinum. — Steine, Pflanzen. — Ausblicke. — Ausflug nach Frascati. — Ausflug an's Meer. — Moritzens Sturz. — Genuß Roms.

Achtes Kapitel. **Die ferne Geliebte. Jahreswende 1786/87** S. 279

Jubel der Mutter. — Frau v. Stein. — Ihr böser Zettel. — Erste Antwort. — Moritz. — Tischbeins Gemälde. — Besserer Brief zu Weihnachten. — In den Kirchen. — Vollendung der ‚Iphigenie'. — Ahnungen über antike Kunst. — Brief des Herzogs. — Das katholische Wesen. — Aufklärung der Mißverständnisse in Weimar.

Neuntes Kapitel. **Die Karnevalszeit. Januar und Februar 1787** S. 300

Kranz. — Oper. — Theater. — Die arkadischen Schäfer. — Vorfrühling. — Eigenes Zeichnen. — Zubereitung des Corso-Anfangs der Narrenfreiheit. — Erstes Rennen. — Steigerung. — Beleuchtung und Lichter-Ausblasen. — Vorlesung der ‚Iphigenie' bei Angelika. — An Charlotte.

Zehntes Kapitel. **Von Rom nach Neapel. 22. bis 25. Februar 1787** S. 317

Im Albaner-Gebirge. — Velletri. — Pontinische Sümpfe. — Terracina. — Eintritt ins Königreich Neapel. — Fondi. — Itri. — Golf von Gaeta. — Über den Garigliano. — St. Agata. — Kapua. — Neapel.

Elftes Kapitel. **Das Wunderland. 25. Februar bis 28. März 1787** S. 336

Unwohl im Gasthofe. — Erste Umschau. — Posilipp. — Philipp Hackert. — Ausflug nach Pozzuoli. — Auf den Vesuv. — In der Stadt. — Zweiter Besuch des Vesuvs. — Geistliche Oper. — Museum auf Capo di monte. — Entdeckung der verschütteten Städte. — In Pompeji. —

Caserta. — Herculanum und das Museum von Portici. — Scherz am Strande. — Zum dritten Mal auf den Vesuv. — Pästum.

Zwölftes Kapitel. **Die erste Seereise. 29. März bis 2. April 1787** S. 378

Entschluß zur sizilischen Reise. — Kniep. — Verzögerte Abfahrt. — Seekrank. — Palermo.

Dreizehntes Kapitel. **Palermo. 2. bis 18. April 1787** S. 383

Die Stadt. — Geschichtliches. — Bauwerke. — Landschaft. — Garten La Flora. — Ulysses auf Phäa: Nausikaa. — Die Urpflanze. — Prinz Pallagonia. — Cagliostros Familie. — Osterfest. — Die heilige Rosalia. — Kloster San Martino. — Die antiken Widder. — Am Tische des königlichen Stadthalters.

Vierzehntes Kapitel. **Durch Sizilien. 18. April bis 11. Mai 1787** S. 406

Mit dem Reitmann ins einsame Land. — Alcamo. — Der Tempel von Segesta. — Castelvetrano. — Selinunt. — Die Südküste. — Girgenti. — Die Tempel. — Quer über Land nach Osten. — Die Kornkammer. — Caltanisetta. — Enna. — Erscheinung des Ätna. — Catania. — Der Prinz von Biscari. — Der goldene Löwe. — Auf den Monte rosso. — Nach Taormina. — Odysseus und Nausikaa. — In Wellen und Wind nach Messina. — Die zerstörte Stadt. — Don Michele Odea. — Freimaurer. — Abfahrt.

Fünfzehntes Kapitel. **Die zweite Seefahrt. 11. bis 14. Mai 1787** S. 440

Scylla und Charybdis. — Schlechtes Schiff. — Windstille bei Kapri. — Gefahr des Zerschellens. — Aufruhr. — Gothes Rede. — Rettung im letzten Augenblicke.

Sechzehntes Kapitel. **Nochmals in Neapel. 14. Mai bis 4. Juni 1787** S. 448

Philipps Brief: Iphigenie, weimarisches Gerede. — Nochmals Pästum und Pozzuoli. — Heimisch im Homer. — Das Volk von Neapel. — Die Lazzaroni. — Im Faulenzen Fleiß. — König und Königin. — Der Adel. — Prinzessin Satriano. — Andere Nordländer. — Sir William Hamilton. — Emma Hart. — Der Wanderer. — Viele Briefe. — Feierliches Gespräch mit dem Herzoge. — Letzte Tage in der Stadt. — Die Herzogin von Giovane. — Kniep. — Abschied.

Abbildungen

Personen

Goethe nS. 163. nS. 286. nS. 287. 315.
Goethe und Freunde nS. 270. 271. 370.
Emma Hart (Lady Hamilton) 358. 468. 469.
Angelika Kauffmann nS. 235.
Christoph Kniep nS. 374.
Karl Philipp Moritz nS. 271. 271.
Reiffenstein nS. 234.
Wilhelm Tischbein nS. 162.
Alexander Trippel 241.

Orte und Länder

Karten:

Italien 22. Straßen von Trient und Mantua nach Venedig 40. Zwischen Venedig und Bologna 120. Zwischen Florenz und Rom. 143. Das alte Latium 266. Zwischen Rom und Neapel 319. Golf von Neapel 343. Straße von Messina 434.

Stadtpläne:

Verona 27.
Venedig 72.
Rom 166. 167.
Neapel 337.

Ansichten:

Arno-Tal 146.
Assisi nS. 153. Maria Minerva 151.
Ätna 427. nS. 427.
Bologna, Palazzo publico 127. Die schiefen Türme 128.
Brennerpaß 10.
Brenta-Schleuse 67.
Capri 381.
Capua 333.
Catania nS. 426. 427. nS. 430.
Fiumicino nS. 270.
Florenz 140. Alte Brücke 141. Baptisterium und Dom 142.
Frascati 267. Palast Ludovisi 268.

Garda-See 20.
Garigliano 332.
Girgenti nS. 414. nS. 415.
Ischia 380.
Malcesine 24.
Messina 436. 439.
Misenum, Kap 381.
Monreale nS. 407.
Monte rosso nS. 427.
Neapel 339. Posilipp nS. 340.
Dom 351. Volksszenen 456. 457.
Palermo nS. 382. nS. 383.
Pästum 376. nS. 451.
Pellegrino nS. 382. nS. 389.
Perugia, der See 149.
Pietra mala 138.
Pompeji 306. nS. 306. nS. 307. 308.
Portici 352.
Pozzuoli, Serapistempel nS. 341. 345. Solfatara 346. Averno- und Lucrino-See 347. Agnano-See nS. 450.

Rom:

Altertümer:

Zollamt 160. Ara coeli und Kapitol 171. Forum 172. 173. 179. Siegesbogen Septimius Severus 175. Fortuna virilis und Vesta 176. Kolosseum 177. 252. 253. Engelsburg 182. Ausgrabung eines Obelisken 202. Kolosse vor dem Quirinal 217. Pantheon 254. 255. Minerva medica 273. Grab der Cecilia 273.

Kirchen:

S. Peter 158. 182. 230. 256. 257. 258.
S. Carlo 162. Maria maggiore 184. S. Johannes im Lateran 185. S. Paul vor der Mauer 227. 228. Ara coeli 171.
Pantheon 254. 255. Trinita dei Monti 169. Kloster S. Paul 269.

Paläste:

Vatikan 158. 219. Kapitol 171. Quirinal 183. 194. 217. Borghese 168. Massimi 217. Farnese 220. Farnesina 220. Ruspoli 222. Franz. Akademie 232.

Gärten und Villen:

Belvedere 261. Farnesische Gärten 262. Corsini 223. Medici 225. 246. Albani 225. Borghese 226. 227. Pamfili 263. Ludovisi 280.

Plätze:

del Popolo 159. 307. di Pietra 160. Hafen Ripetta 168. Spanischer 169. 235. Venezia 170. Kapitol 171. Forum 172. 173. 179. Quirinal 184. 194. 216.

Straßen:

Corso 159. 162. 170. 222. 232. 307. Babuino 169.

Tor:

del Popolo 159.

Brücken:

Ponte molle 157. 265. Engelsbrücke 182.

Ausblicke:

Vor der Ankunft 158. Bei Ponte molle 265. Aus Villa Medici 246.

Volksszenen und Trachten:

177. 187. 188. 189. 190. 193. 198. 199. 207. 210. 211.

Salerno 375.
Scylla 441.
Segesta nS. 407.
Selinunt nS. 410.
Sizilische Bauernhütte nS. 410.
Sizilische Bucht nS. 411.
Spoleto, antike Wasserleitung nS. 153.
Taormina nS. 430. nS. 431.
Terni 155.
Terracina 327.
Trasimenischer See 148.
Velletri 322.

Venedig:

Am großen Kanal 68. An der Piazzetta 69. Zollhaus und Maria della Saluta 70. Gasthof Königin von England 70. Vogelschau 72. Rialtobrücke 75. Markusplatz 76. Aussicht vom Glockenturm nS. 76. Platz Johannes und Paulus nS. 77. Hospital der Bettelmönche 84. Arsenal 95. Bucentoro 96. Rückkehr vom Lido 100. S. Giorgio maggiore 104. Delle Zitelle 105. Redentore 106. Markusdom 109. Markusbibliothek 110.
Verona 27. Arena 32. 33. Museo lapidario 35.
Vesuv 352. 360. 481.
Via Appia, alte Gräber 318.
Vicenza, Basilika 43. Haus des Palladio 44. Teatro olimpico 45—47. Villa rotonda 49. Wasserträgerin 54.

Verschiedenes

Aussicht aus der Sedia 39.
Wasserträgerin 54.
Bucentoro 96.
Advokat in Venedig 78.
Volkstrachten und Szenen. Venedig 79. 80. Rom 177. 187. 188. 189. 190. 193. 198. 199. 207. 210. 211. Neapel 456. 457. Unterwegs 320. 329.
Aufdecken von Altertümern 202. 358.
Antiker Widder nS. 406.
Antike Gemälde 366. 367. 465.
Vasenbemalung 465.
Attitüden 468. 469.
Orest und Iphigenie nS. 375.
Bei den Fischern von Fiumicino nS. 270.
Kampf am Strande 370.

Urheber der Abbildungen

Baur, Melchior 219. 226.
Byrne, W. 138. 141. nS. 152. 267. 318. 322. 327. 332.
Cowper, W. 141.
Dewint, P. nS. 407. nS. 410. nS. 414. nS. 415. nS. 426.

Emes, J. 147.
Gore, Charles nS. 76. nS. 341. nS. 382. nS. 383.
Gore, Eliſa nS. 153.
Goethe 20. 24. 54. 78. 99. 155. 264. nS. 411. nS. 450.
Guttenbrunn nS. 234.
Hackert, Philipp 265. 346.
Heath, Charles nS. 414.
Kauffmann, Angelika nS. 235.
Kniep, Chriſtoph nS. 364. 380. 381. nS. 430. nS. 431.
Krüſell 219.
Landſeer, J. 253.
Lanfranchi, Joſeph 427.
Light, Major nS. 407. nS. 414. nS. 415. nS. 426.
Metland, T. 127.
Morelli, Franc 347.
Morghen, G. nS. 234.
Nicolovius, G. H. L. 339. 376.
Piraneſi 169. 171. 172. 173. 175. 176. 182. 183. 229. 252. 256. 257.
Pouncy, B. T. 140. 148. 333. 352.
Roſſe, J. 253.
Roßmäßler 361.
Schenck, Petrus 268. 436.
Schumann nS. 271.
Schütz, Georg nS. 270.
Sparrow, Js. 377. 332.
Smith, John 127. 138. 140. 147. 148. nS. 152. 158. 253. 267. 318. 322. 327. 332. 333. 352.
Tiſchbein, W. 39. nS. 162. nS. 163. 271. nS. 286. nS. 287. 315. 358. 370. nS. 375. 481.

Erstes Kapitel

Von Karlsbad bis zum Garda-See

3. bis 14. September 1786

Am dritten September 1786, um drei Uhr nachts, stahl sich Goethe aus seiner Wohnung in Karlsbad in den Reisewagen. Vor Acht genoß er in Zwota den schönen stillen Nebelmorgen, froh, daß er bei kurzem Aufenthalte doch die Füße etwas vertreten konnte. Mittags stieg er bei heißem Sonnenschein in Eger zum Essen aus. Das Wetter beobachtete er genau, nicht weil es ihn viel fördern oder behindern konnte, sondern weil das Beobachten, Bedenken, Erforschen aller Gegenstände und Erscheinungen der Natur schon längst seine große Liebhaberei und in diesen Tagen geradezu sein Hauptgeschäft war. In der Witterungskunde mußte er zu viel größerer Klarheit kommen! Die Gestaltung und Beschaffenheit des Bodens, die vorkommenden Gesteine ließ er gleichfalls nie aus den Augen und ebensowenig den Pflanzenwuchs auf den Feldern und an den Rändern der Straßen.

Es war ein angenehmes Reisen mit der Extrapost; man hatte seinen kleinen Wagen für sich, war sein

eigner Herr und kam schnell vorwärts. Im Bairischen, wohin er am Nachmittage gelangte, waren die Straßen viel besser als eben in Böhmen und besser auch als im nördlichen und mittleren Deutschland. Auch wurden hier im Gebiet der „Taxisschen Reichsposten" die Reisenden von den Posthaltungen schnell und höflich weiter befördert; die Postillione fuhren einen schnellen Trab, wobei ihre Trinkgeld-Forderung trotzdem bescheidener war als anderwärts. Der Pferdewechsel kostete hier auf den Stationen oft nur fünf Minuten Zeit, selten über eine Viertelstunde. Goethe fuhr Tag und Nacht, und so legte er, obwohl es anfangs im Böhmischen langsam gegangen war, in 24 Stunden 31 Meilen zurück: Karlsbad, Zwota, Eger, Tirschenreuth, Weiden, Wernberg, Schwarzenfeld, Schwandorf, Banholz, Regensburg.

Wer zu jener Zeit sich zu Wagen über die Schichten der Reisenden erhob, die zu Fuße gingen und ihr Ränzel selber trugen, hatte die Wahl, bei Wirten und Fuhrleuten für einen Edelmann oder Kaufmann zu gelten. Der Eine wurde untertäniger, der Andere billiger bedient. Namentlich in Italien reiste man, wenn es nicht gar zu viel kosten sollte: »alla mercantile«. Demgemäß verwandelte sich der Geheime Rat v. Goethe aus Weimar schon am ersten Tage in einen Kaufmann „Johann Philipp Möller aus Leipzig." Er war kein Herr mehr, denn kein Diener wartete ihm auf; selber mußte er alles Nötige bedenken und mit eigenen Händen zugreifen, wo er früher gedanken- und tatlos stehen oder sitzen geblieben war. Sonderbar kam es ihm vor. Er empfand aber auch sogleich, daß er nun erst recht

frei geworden war; er konnte im fremden Orte nach Belieben herumgehen, sich umschauen, von einem alten Weibe Birnen kaufen und sie gleich auf der Straße verzehren; er konnte sich mit jedem Philister, jedem Bettler in ein kameradschaftliches Gespräch einlassen. Das war eine rechte Lust, und wieviel kann man dabei lernen! Wer immer bedient wird, verfällt allmählich der Hilflosigkeit und Ungeschicklichkeit; er wird gewissermaßen früh alt; ist man aber immer wieder auf sich angewiesen, so bleibt man behend und lebendig.

Wer den Herrn spielt, schleppt auch viele Sachen mit sich, muß er doch überall seine Vornehmheit zur Schau tragen; Goethe hatte von Karlsbad nur einen Mantelsack und einen Dachsranzen mitgenommen. Das reichte für seine wenige Kleidung und Reisebedürfnisse; aber weil er auch manche Bücher und Handschriften bei sich führte, kaufte er sich jetzt in Regensburg noch ein Kofferchen.

Beinahe wäre dem neuen Kaufmann Möller jedoch schon hier der Spaß der Heimlichkeit verdorben worden; als er in die Montagsche Buchhandlung eintrat, stand da hinter dem Ladentische ein Gehilfe, der früher im Hofmannischen Geschäft zu Weimar konditioniert hatte. Ebenso erfreut wie demütig begrüßte dieser Mensch den Herrn Geheimen Rat, aber Goethe leugnete frischweg, daß er es sei, und versicherte mit der größten Gelassenheit, daß der gute Mann sich irre. Unter dem fremden Namen ging er dann weiter zu dem Pastor Schäffer, der ein berühmtes Naturalien-Kabinett und die besondere Leidenschaft hatte, neue Stoffe zu entdecken, aus denen sich

Papier machen ließe, wenn die Lumpen einmal knapp würden. Als einfacher Reisender hörte und sah Goethe auch ein Stück Oper und ein Schauspiel im Jesuiten-Gymnasium an, denn die Schüler veranstalteten gerade heute ihre jährlichen Aufführungen.

Sehr lieb war es ihm, daß er nun endlich in ein großes katholisches Gebiet eingetreten war, denn bisher hatte er immer in den Randländern der römischen Kirche gelebt; nun erst konnte er die katholische Kultur mit der protestantischen vergleichen. Einen nicht kleinen Respekt vor Priestern und Mönchen brachte er schon mit; unwissend mochten sie sein, aber nicht ungeschickt im Gebrauch der Welt und der Mitmenschen; ihre Dummheit war sicherlich mit viel Klugheit gemischt. Schon als er gestern nach dem Eintritt in Franken das Stift Waldsassen liegen sah, dachte er, daß doch überall die Kleriker sich früher als Andere in der Wahl ihrer Wohnstätten gescheidt erwiesen hatten. Auch hier in Regensburg befanden sich die geistlichen Herrn „wohl possessioniert." Sie verbanden Armut und Reichtum recht hübsch miteinander.

Alles Feld um die Stadt gehört ihnen, und in der Stadt steht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift über.

In neuerer Zeit wurde die katholische Klugheit am besten von den Jesuiten dargestellt; sie waren fortgeschrittene Leute, während in den alten Orden die geistliche Trägheit überwog; die Jesuiten hatten eine rechte Freude an ihrer Sache, eben weil ihr Werk klug erdacht und ausgeführt wurde. Als Baumeister

und Dekoratoren standen sie hoch. Goethe machte sich ein paar vorläufige Notizen über ihr Bauwesen:

Etwas Großes in der Anlage, das allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflößt. Gold, Silber, Metall und Pracht, daß der Reichtum die Bettler aller Stände blenden möge, und hie und da etwas Abgeschmacktes, daß die Menschheit versöhnt und angezogen werde. Es ist Dies überhaupt der Genius des katholischen äußern Gottesdienstes; noch hab' ich's aber nicht mit soviel Verstand, Geschick und Geschmack und soviel Konsequenz ausgeführt gesehen als bei den Jesuiten, und alle ihre Kirchen haben eine Übereinstimmung.

Bis zum Mittag des nächsten Tages blieb er in Regensburg; die Donau kam ihm vor wie der Main bei Frankfurt; das ganze Stadtbild gefiel ihm sehr. „Die Gegend mußte eine Stadt hierher locken."

*

Am andern Morgen um Sechs ward München erreicht; Saal, Neustadt, Geisenfeld, Pfaffenhofen und Unterbrück hießen die Stationen bis dahin. Wie in Regensburg, so kehrte er auch hier in einem Wirtshause ein, das er durch Knebels Berichte kannte; er hütete sich aber, den Major v. Knebel zu erwähnen. Geschlafen hatte er im Wagen, also beeilte er sich, die wenigen Sehenswürdigkeiten dieser alten, winklig gebauten, häßlichen Residenzstadt aufzusuchen; die paar verzopften Kirchen, die wenigen öffentlichen Gebäude reizten ihn nicht, und bedeutende Privathäuser gab es nicht.[1]) Überdies war schlechtes Wetter. Im

[1]) So urteilte noch 1820 Nicolais Schwiegersohn Gustav Parthey.

Naturalien-Kabinett hätte Goethe sich an Tiroler Gesteinen wohl erfreuen können, aber er besaß sie bereits größtenteils selber, da Knebel sie ihm mitgebracht. In der Bildergalerie und im Antiken-Kabinett war es ihm, als ob er seine Augen erst wieder auf solche Kunstsachen einstellen müßte; er empfing gar keine besonderen Eindrücke und wunderte sich, wie stumpf und kalt er bei den meisten Sachen blieb. Am meisten vergnügte es ihn hier, daß er unbekannt herum wandelte, während er selber einigen Künstlern und Gelehrten zusah, deren Namen und Arbeiten ihm längst vertraut waren. Er fühlte so recht, welchen Vorteil der unbemerkte Beobachter vor allen Menschen hat, die ihre Person mitsamt ihrer Würde darstellen wollen oder müssen, und um wie viel mehr er eben deshalb sieht und hört. Die Kinder pflegen in dieser Weise zu gaffen und zu lauschen, wenn die Alten Ernsthaftes verrichten.

Herder hat wohl recht zu sagen, daß ich ein großes Kind bin und bleibe, und jetzt ist mir es so wohl, daß ich ohngestraft meinem kindischen Wesen folgen kann.

Er wollte die Stadt und die Landschaft auch gern von oben, von einem Turme der Frauenkirche betrachten; aber bei dem trüben Wetter war die Aussicht schlecht. Dafür zeigte man ihm hier oben das Fenster, aus dem sich „die Fräulein“ heruntergestürzt hatte. Damit meinte man eine damals allgemein bekannte Geschichte: ganz so eine wie damals mit der Christine v. Laßberg in Weimar, also auch eine, bei der man wieder auf das Unheil schelten konnte, was durch den ‚Werther‘ in den Köpfen und Herzen der jungen

Leute angerichtet werde. Hier handelte es sich um eine siebzehnjährige Franziska v. Ickstatt, die es nicht ertragen konnte, daß ihre Mutter ihr die Heirat mit einem Münchner Leutnant v. Vincenti verwehrte. Nun gab es auch über sie eine Schrift wie über jenen Werther: ‚Fanny, die sich den 11ten Wintermonat 1785 in München vom Frauenthurm stürzte, ein Traumgesicht von Anton Baumgartner, Auditor des Kurfürstlichen Leibregiments.'

*

Nicht ganz 24 Stunden hielt sich Goethe in München auf, denn früh um Fünf fuhr er am 7ten September weiter. Immer weiter die gerade Linie nach Süden, die er von Böhmen aus eingeschlagen hatte. Wohl gelüstete es ihn, die geologisch und mineralogisch so merkwürdigen Bezirke links und rechts zu sehen, das Salzkammergut, das Zillertal mit seinen Turmalinen, die Bergwerke von Schwaz; aber die stärkere Kraft jagte ihn von Norden weg oder zog ihn von Süden an. Und siehe, der Himmel ward jetzt klar, sobald er sich der Alpenwelt näherte; die Tiroler Berge traten aus ihrem Grau hervor, und der Postillion erklärte: Dies sei wahrhaftig der erste schöne Tag in diesem sogenannten Sommer.

Der Weg führte an der Isar aufwärts nach Wolfratshausen, dann an der Loisach zum Kochelsee: wie schön lag Benediktbeuern da! Und nun zum Walchensee und immer höher an den Bergen hinauf. Das waren nun wieder die hohen Gebirge, deren Ketten vom wohlvertrauten Sankt Gotthard ausgehen. Ja, man fühlte

sich in wenigen Stunden schon in die Schnee-Region versetzt, denn gestern hatte es hier oben gewittert und geschneit; der Neuschnee glänzte von den Spitzen und Flanken der Berge.

Ein kleines Abenteuer lenkte seine Augen von den Landschaftsbildern ab. Er überholte einen Harfner, der mit seinem elfjährigen Töchterchen zum nächsten Dorfe wanderte; der Alte bat, daß der Herr sie mitnehmen möge, und so fuhr Goethe plötzlich mit einem Sänger, einer Mignon und einer Harfe. Das Mädchen war ein hübsches Kind mit großen braunen Augen; man konnte gut mit ihr schwätzen. Sie war schon „überall" gewesen, immer zu Fuß, auch schon bei der Mutter Gottes in Maria-Einsiedeln. Vor einundzwanzig fürstlichen Personen hatte sie sich bereits hören lassen, zuletzt in München vor dem Kurfürsten. Dort in München hatte sie sich eine neue Haube angeschafft, und Goethe bewunderte dies Kunstwerk nach Gebühr. Auch auf das Wetter verstand sich die Kleine. Es bleibe auch in den nächsten Tagen schön, versicherte sie; sie wußte es von ihrer Harfe, denn der Diskant habe sich herauf gestimmt. Goethe hatte viel Spaß an der Kleinen und sah sie ungern wieder aussteigen.

Sein eigenes Ziel war für heute Mittenwald, das Geigenbauer-Örtchen am Fuße des Karwendelgebirges.

*

Am 8ten September fuhr er ins Tirol hinein. Durch den Engpaß von Scharnitz nach Seefeld und Reith aufwärts, dann hinab ins Inntal, nach Zirl, und

an der berühmten Martinswand vorbei nach Innsbruck. In der ersten Morgenfrühe war es kalt wie im Winter; als die Sonne hochstieg, ward es heiß. Der Reisende mußte sich ein paarmal umziehen. Er führte eine Ärmelweste und einen Oberrock bei sich: je nachdem er die Weste oder den Rock oder beide zusammen anzog, war er für die Wärme und Kälte gerüstet. Die Landschaftsblicke genoß er heute viel tiefer als bisher; sie waren aber auch größer und schöner. In der Gegend von Innsbruck dachte er sich: hier möchte man einen ganzen Monat herumstreifen und zeichnen; doch seine geliebte Freundin in Weimar mußte dabei sein!

Aber wie sehr ihm dieses Städtchen gefiel — es war mit seinen zehn- bis elftausend Einwohnern die Hauptstadt von Tirol —, so blieb er doch nur einen kurzen Mittag, es trieb ihn weiter nach Süden. Er konnte heute noch die Paßhöhe des Brenners erreichen, also mußte es sein. Es war katholischer Festtag: Mariä Geburt. Städter und Landleute wallfahrteten schön geputzt zur Mutter Gottes in Wilten am Berge Isel; er aber staunte immer wieder die herrliche Natur an. „Da hilft kein Beschreiben" sagte er sich am Schlusse, und: „Es war ein Tag, an dem man Jahre lang in der Erinnerung genießen kann." Selbst als es dunkelte, schien die Schönheit der Natur noch zuzunehmen; die Einzelheiten verschwanden, die Massen wurden größer und herrlicher.

Endlich, da Alles nur wie ein tiefes, geheimnisvolles Bild vor mir sich bewegte, sah ich auf einmal die hohen Gipfel wieder vom Monde erleuchtet und die Sterne herabblinken.

*

Um halb Acht war er auf dem Brenner, der Wasserscheide zwischen Deutschland und Welschland: diesmal würde er nicht umkehren, wie die zwei Male auf dem Gotthard!

Eben deshalb und weil der Gasthof hier oben ein sauberes und bequemes Obdach bot, wollte er hier einen Tag verweilen und Rückschau halten.

Der Brennerpaß

Das geschah denn auch am 9ten September. Er ging in der Nachbarschaft herum, zeichnete, dachte, träumte und saß dann auch viel in der Stube und schrieb Blatt um Blatt. Er wollte über diese Reise sehr gut Buch führen! Einmal, damit seine geliebte Frau v. Stein im Geiste Alles ihm nacherleben und sein Gelerntes auch lernen könne: sodann, weil er den Stoff sammeln wollte, aus dem plötzlich die großen Erkenntnisse aufschießen. Es ist eben gesagt, daß die Witterungskunde eins seiner Fächer war; er zweifelte nicht, daß von diesen Alpen aus das Wetter bis nach

Thüringen und in die norddeutsche Ebene hinunter bestimmt werde. Also waren hier die Himmelserscheinungen sorgfältig zu beobachten und schriftlich festzustellen. Als Geologe war er im Hochgebirge erst recht zur Umschau verpflichtet, und Goethe baute immer noch gern an seiner eigenen „Weltschöpfung". Als Mineraloge hatte er jetzt schon eine Menge Steinproben angesammelt. Die Botanik verleitete zu vielen Notizen; unvermerkt ging sie oft in Landwirtschaftskunde über. Aber auch das letzte Stück von Gottes Werken, die Menschen, bekamen ihr Fach: freilich hatte er von diesen Tirolern nur den äußeren Anschein. „Die Nation ist wacker, grad vor sich hin" meinte er. Die Trachten kannte er schon, denn die Tiroler und Tirolerinnen waren ja bis ins nördliche Deutschland hinein als Händler und Musikanten auf Messen und Jahrmärkten zu sehen. „Die grünen Hüte geben zwischen den Bergen ein freundlich Ansehn." Die Weiber aber trugen weiße, baumwollene zottige, sehr weite Mützen, die ihm viel weniger gefallen konnten; sie erinnerten an unförmliche Männer-Nachtmützen. Eine große Liebe zu Pfauenfedern bemerkte er überall, und es tat ihm leid, daß er nicht statt Trinkgeld solche Pfauenfedern mitgebracht hatte.

Er wollte eigentlich eine zweite Nacht auf dem Brenner zubringen, aber der Wirt, der seine Pferde am andern Morgen zum Grummet-Einfahren brauchte, beredete ihn, abends weiter zu reisen. Um Sieben fuhr er ab, jetzt mit den Wassern, und diese Wasser liefen nach Welschland hinunter.

*

Zuerst ging es am Eisack abwärts. Der Postillion schlief ein; die Pferde liefen den ihnen so wohlbekannten Weg im schnellsten Trab hinunter. Um Neun war Sterzing, die erste Station, erreicht, wo neue Pferde gestellt werden mußten und der Reisende sehr rasch besorgt wurde, weil der Posthalter ins Bett verlangte. Um Mitternacht hielt man in Mittelwald; hier wachten nur noch die Postillione. Um halb Drei in Brixen ebenso; bei der Ankunft in Colman graute der Tag.

Wohl war es schade, daß Goethe die herrliche Gegend in der Nacht durcheilt hatte, und doch freute er sich auch, nun seinem Ziele soviel näher zu sein. Um Sieben war er in Deutschen, und bald erblickte er nun bei hohem Sonnenschein das Tal von Bozen. Um Neun war er dort. Es war die Zeit der Herbstmesse: viel Volk, viel Waren sah er versammelt, und doch eilte er sogleich weiter. Unter den Kaufleuten, fürchtete er, könnte Jemand sein, der ihn erkenne, und, davon abgesehen: dies Land, dieser Ort waren noch nicht seine Ziele.

Also weiter: Brandsol um Elf, Neumark halb Eins, Salurn halb Drei, Neefes um Sechs, Trient halb Acht. Hier war es Zeit auszuruhen: anderthalb Tage war er jetzt wach und in Bewegung gewesen!

Am andern Morgen ging er in dieser uralten Stadt herum. Er kümmerte sich sonst nicht viel um historische Dinge, aber daß hier das Tridentinische Konzil versammelt gewesen, beschäftigte seine Gedanken doch auch. In Wittenberg hatte einst die Kirchentrennung begonnen; hier war sie in einer lange sich hinschleppenden Kirchenversammlung in den Jahren 1545

bis 1563 beendet und endgültig geworden. „Verflucht seien alle Ketzer!“ war der letzte Ruf der Glaubenshüter gewesen. Und nun ging e r hier herum, ein Ketzer von neuer Art, denn ihm waren die damaligen Streitereien, die lutherischen wie die katholischen Auffassungen des Heils, gleichgültiger als die Wolken am Himmel und die Steine am Wege. Jenes Konzil hatte in der aus rotem Marmor erbauten Kirche Santa Maria Maggiore stattgefunden; man sah jetzt noch darin ein Bild, worauf die ganze Versammlung abgemalt war, wie sie der Predigt des Jesuitengenerals lauschte. Die Jesuiten hatten sich damals als die stärksten Feinde der Protestanten erwiesen; nun aber, im Jahre 1773, war ihr Orden vom Papste Klemens dem Vierzehnten aufgehoben worden, nachdem sie zuvor aus Portugal, Frankreich, Spanien und anderen katholischen Ländern vertrieben worden. Das war jetzt das letzte große Ereignis der Kirchengeschichte gewesen, und man war noch nicht ganz damit fertig. Würden die einst so mächtigen Schüler des heiligen Ignatius von Loyola von ihrem Sturze sich wieder erheben? Waren sie nicht immer noch am Werke? Sammelten sie nicht, unter allerlei Deckmänteln verborgen, ihre Kräfte zu künftigen Taten? Viele der Aufgeklärten hatten jetzt erst recht eine fast abergläubische Furcht vor diesem gar nicht mehr bestehenden Orden! Und anderwärts beklagte man seinen Untergang! Als Goethe in dieser Kirche sich umsah, um über ihre Bauart sich klarer zu werden, erregte ein Greis seine Aufmerksamkeit, der in einem vor Alter grauen Rocke hereintrat, sein schwarzes Käppchen abnahm, an schicklicher Stelle niederkniete und ein kurzes

Gebet verrichtete. Dann stand er auf und sagte, sich umkehrend, wie für sich, aber laut genug: „Da haben sie nun die Jesuiten herausgetrieben; sie hätten ihnen auch zahlen sollen, was die Kirche gekostet hat! Ich weiß wohl, was sie gekostet hat. Und das Seminarium: wie viele Tausende!“ Er ging dann heraus, blieb aber auf der Schwelle stehen. „Der Kaiser hat's nicht getan, der Papst hat's getan!“ redete er dort. „Erst die Spanier, dann wir, dann die Franzosen . . . Abels Blut schreit über seinen Bruder Kain!“ Und so ging er die Treppe hinunter und mit frommem Schelten seinem Hause zu.

*

Bis zum Nachmittag um Fünf sah sich Goethe in Trient um; abends fuhr er noch nach Roveredo, wo er um halb Neun eintraf.

„Hier schneidet sich's ab“, urteilte er. Bis Trient hatte er deutsch gesprochen; jetzt verstanden Wirt und Postillion nur italienisch, und gern sah er sich gezwungen, die geliebte wohllautende Sprache nun auch selber zu gebrauchen.

Daß er in einem andern Lande war, merkte er schon seit gestern. Zuerst vom Wagen aus an der erstaunlichen Fruchtbarkeit ringsum. Der Eindruck war um so größer, weil er ja nicht aus einem fruchtbaren deutschen Tale, sondern aus dem Hochgebirge kam, aus dem Gebiete des armseligen Hungerwuchses. „Man glaubt wieder einmal an einen Gott“ dachte er, als die Pflanzenwelt wieder Kraft und Saft zeigte. Bald aber ward es eine merklich südländische Fruchtbarkeit

und Üppigkeit. Zumal an den Hügeln wuchs Alles so neben- und ineinander, daß man meinte, da müsse doch Eins das Andere ersticken.

Weingeländer, Mais, Heidekorn, Maulbeerbäume, Fruchtbäume, Nuß- und Quittenbäume. Über die Mauern wirft sich der Attich lebhaft herüber; der Efeu wächst in starken Stämmen die Felsen hinauf und verbreitet sich weit über sie, und die Eidechse schlüpft über die Steine hinweg.

Jetzt sah er in greifbarer Nähe, was er so oft auf Bildern mit Lust betrachtet hatte. An bestimmte Maler mußte er denken:

Die aufgewundenen Zöpfe der Weiber, die bloße Brust und die leichten Jacken der Männer, die trefflichen Ochsen, die sie vom Markte nach Hause treiben, die beladenen Eselchen: Alles macht einen immer lebenden und sich bewegenden Heinrich Roos. . . .

Ja, es war eine ganz andere Art des Lebens!

Es macht schon hier Niemand mehr die Türen zu; die Fenster stehen immer offen usw. Es hat kein Mensch Stiefeln an; kein Tuchrock zu sehn. Ich komme recht wie ein nordischer Bär vom Gebirge. Ich will mir aber den Spaß machen, mich nach und nach in die Landestracht zu kleiden.

*

Sein Erlebnis ging noch viel, viel tiefer; er wollte nicht nur andere Kleider, er mußte und wollte einen andern Menschen anziehen! In dieser zunächst undeutlichen Absicht hatte er sich ja zu der seit so vielen Jahren vorgesetzten, nun endlich begonnenen Reise entschlossen, und eben darum war sein Drang nach Süden zuletzt so groß gewesen. Ein andrer Mensch? Niemand kann oder will letzten Endes seine Persönlichkeit wechseln;

aber wir können uns unter ganz neue Einflüsse stellen, unter neuem Himmel eine neue Lebensweise beginnen und abwarten, wie sich dann unsere leibliche und seelische Beschaffenheit umwandelt. Jedermann bleibt in seinem geheimnisvollen Kern Derselbe, der er war; aber der Nordländer kann ein halber Südländer werden, der Gebundene ein Freier, und damit ist auch für unser Inneres viel Wandlung ausgesprochen.

Goethe war vor zehn oder elf Jahren vom Schicksal nach Weimar versetzt worden; diese neue Heimat lag nicht eben viel nördlicher als Frankfurt, aber er empfand den Unterschied des Klimas überaus stark; jedesmal bei nassem, kaltem, dunkelm Wetter stellte er sich die heitere Flußebene seiner Heimat recht hell und sommerlich vor. Dabei hatte er in sich ein Gefühl, als ob er noch viel weiter südlich wirklich zu Hause sei, jenseits des hohen Gebirges, das den Norden vom Süden scheidet; als ob er ein Baum sei, den man in ein fremdes Land verpflanzt hat, der dort kümmerlich fortkommt, aber nur ein halbes Leben lebt. Wie seine rätselhafteste poetische Figur, Mignon, trug er eine dunkle Erinnerung an ein Jugendparadies mit sich herum, und immer wieder regte sich die Sehnsucht: „Dahin! Dahin!“

Fürwahr, manche Schicksale seines Lebens wären hier gelinder gewesen! Nun endlich hatte er den ersten Schritt in dieses Märchenland getan, und sogleich wehte ihm die Erfüllung seiner Wünsche von allen Seiten zu. Alles Gute versprach er sich. Hier wirst du gesunden! Von all den Gebresten des Leibes, den Gichtern in den Gliedern, den Zahnschmerzen, den

dicken Backen, den Erkältungen, den Stubenkrankheiten. Und ebenso wird deine Seele sich aufheitern und blühen wie die Gärten und Felder im Sommer. Noch bist du nicht zu alt; noch lassen sich die Falten, die sich in dein Gemüt geschlagen und gedrückt haben, wieder glätten und austilgen. Nun wird sich dein Geist mit einer ganz anderen Federkraft und Behendigkeit bewegen!

Alles Dies sagte er jetzt, seine im Norden verbliebene Schwesterseele anredend, sodaß denn freilich auch der Seufzer sich in den Jubel mischte. Könnte doch die Freundin auch in dieses Bad der Erneuerung steigen! Er schrieb es in sein Tagebuch, das für sie bestimmt war:

Könnt' ich nur mit Dir diese Gegend und Luft genießen, in der Du Dich gewiß gesund fühlen würdest! —

Es ist mir, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Wallfischfang zurückkäme. Alles ist mir willkommen, auch der vaterländische Staub, der manchmal stark auf den Straßen wird und von dem ich nun so lang nichts gesehen habe.[1]) Das Glocken- oder vielmehr Schellengeläut der Heuschrecken ist allerliebst durchdringend und nicht unangenehm. Lustig klingt's, wenn mutwillige Buben mit einem Feld voll Heuschrecken um die Wette pfeifen: es ist, als wenn sie einander wirklich steigerten.

Heute ist wieder ein herrlicher Tag; besonders die Milde der Luft kann ich Dir nicht ausdrücken . . .

Ach, was ich da schreibe, habe ich lang gewußt, seitdem ich mit Dir unter einem bösen Himmel leide, und jetzt mag ich gern diese Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturwohltat immer genießen sollten. . . .

*

[1]) Weil in Deutschland der Sommer so naß gewesen war.

Als er am 12ten September in Roveredo aufwachte, wußte er, daß er diesen Tag noch nach Verona gelangen, also die erste große italienische Stadt erreichen könne. Aber jetzt brauchte er nicht mehr zu hasten, nicht mehr auf dem gradesten Wege die Räder rollen zu lassen. Nicht weit von hier lag der Garda-See, der größte Italiens, der tiefstgelegene der Alpen; ihn durfte er nicht versäumen.

Nach Fünf fuhr er ab. Um Acht war er in dem kleinen Hafen oder Fischerdorfe Torbole am nördlichen Ende des Sees, unter dem Monte Baldo. Es war bereits zu spät, sich in ein Schiff zu setzen, denn hier wechseln Süd- und Nordwind so, daß man nur vor Tage nach Süden fahren kann; einige Stunden nach Sonnenaufgang weht die Ora gegen Norden. Goethe ging also in den Gasthof. Er stutzte doch, als er sah, daß die Zimmer keine Glasfenster hatten, sondern Ölpapier in Holzrahmen, und die Türen keine Schlösser. Aber der Wirt versicherte: hier brauche man keine Diebe zu fürchten, und wenn der Herr die Koffer voll Diamanten habe, so käme nicht das Geringste abhanden. Das war gewiß ein paradiesischer Zustand. Bald danach fühlte der Gast ein leibliches Vormittags-Bedürfnis, winkte den Hausknecht heran und fragte nach dem Abort. Der Kerl deutete in den Hof: „Qui abasso! Puo servirsi!“ Ja, wo denn dort? Dove? — „Per tutto, dove vuol!“ versetzte der Mann mit leichter Bewegung der Hand. Dem Mutigen steht die ganze Welt offen, und so ihr nicht werdet wie die Kinder . . .

Goethe ging doch lieber in die Natur hinaus und sah sich nun im Freien um. Feigenbäume hatte er schon

am Wege bemerkt; hier begrüßten ihn die ersten Ölbäume; sie hingen voller Oliven. Auch fand er hier als gemeine Frucht die weißen Feigen, von denen ihm die Gräfin Lanthieri in Karlsbad erzählt hatte. An diesem See zog man aber auch viel Pomeranzen- und Zitronenbäume, wie er im Volkmann nachlas, den er jetzt aus seinem Gepäck herausholte. Sonst stand über den Gardasee nicht viel in dem dicken Buche, aber großen Eindruck machte es auf Goethe, daß er hier Verse aus Vergil und Katull abgedruckt fand, die Vergil und Katull auf eben diese Wasserwogen, die sich vor ihm bäumten, und auf eben diese Hügel und Berge gemacht hatten; Katulls Landsitz oder die Ruinen davon zeigt man jetzt noch auf dem Vorgebirge Sirmio im Süden des Sees. Benacus hieß dieser See bei den Alten. „Der du mit Wogen des Meers und Gebraus aufsteigst, o Benacus!“ redet ihn Vergil an. Und nun atmete Goethe mit den großen Dichtern des Altertums die gleiche Luft und war mit ihnen über alles Vergängliche hinweg durch das Gleichbleibende verbunden!

Es war wohl die rechte Stunde, aus seinem Koffer auch die Handschrift der ‚Iphigenie‘ hervorzuholen. Er hatte zu Karlsbad griechische Verse in der ‚Elektra‘ des Sophokles gelesen, und sogleich waren ihm da die kurzen Zeilen seines eigenen Schauspiels ganz höckerig, übelklingend, unlesbar vorgekommen. Auch Herder hatte dort zu einer Überarbeitung geraten. In Italien mußte sie gelingen, wenn irgendwo. Und wirklich ging es im Angesicht des Sees, des alten Benacus, gut von statten.

Als er eine Zeitlang sich mit diesem poetischen, stilistischen Prüfen, Wägen, Schleifen und Glätten beschäftigt hatte, drängte es ihn, die Aussicht, die vor ihm lag, abzuzeichnen. Er mußte sie doch seiner Freundin zeigen. Man sah hier den See in seiner Länge; das Ende konnte man besonders an der linken Seite nicht erblicken. Hier im Norden waren die Berge hoch und malerisch; weiter abwärts sanken sie zu Hügeln hinab.

Blick von Torbole auf den Garda-See. Nach Goethe

Zum Mittagessen gab es eine Art Riesenforelle, sehr zart und trefflich. Als nachmittags die Hitze nachließ, spazierte Goethe wieder herum oder sah und hörte den Leuten zu, war er doch hier zum ersten Male dem echten italienischen Volke mit Muße ganz nahe. Welche Sorglosigkeit überall! Und doch auch welche Geschäftigkeit! Die Nachbarinnen verführten den ganzen Tag ein Geschwätz und ein Geschrei; aber wenn man hinsah, verrichteten sie doch auch die eine oder andere Arbeit.

Früh mußte das Lager aufgesucht werden, denn der nächste Tag begann für unsern Reisenden diesmal gleich nach Mitternacht. Um drei Uhr früh saß er mit seinem Gepäck schon im Kahne; zwei Ruderer ruderten und richteten das Segel. Einige Male blies der Wind recht nach Wunsch; der Morgen war herrlich-wolkig und bei der Dämmerung still. Sie glitten an Limone vorbei, dem ersten Ort an der Westseite. Terrassenförmig angelegte Berggärten zeigten hier zum ersten Male die Kultur der Zitronen im Freien. Zwischen den Bäumen sah man regelmäßige Reihen von weißen viereckigen Pfeilern; über diese Pfeiler waren starke Stangen gelegt; sie dienten dazu, Decken für die Bäume zu tragen, damit sie durch den Winter kamen.

Weiter südwärts, aber am Ostufer, lag auf einem Vorsprunge in graugrünen Olivenwäldern das Städtchen Malcesine; daneben ein altes zinnengekröntes Kastell. Nun weiter nach — doch der Mensch denkt, und der Wind lenkt. Er brauste ihnen so heftig entgegen, daß die Ruderer den Kampf aufgeben mußten; sie wurden nach Malcesine zurückgetrieben, und Goethe hatte nun wiederum den ganzen Tag über freie Zeit zum Zeichnen, Dichten, Steineklopfen und Tagebuchführen. Hier konnte er anmerken, daß er nun das Gebiet der altberühmten Republik Venedig betreten hatte, und konnte sich auf die vielen Reiche besinnen, die damals die Kinder auswendig lernen mußten, wenn ihnen in der Geographie die Karte Italiens gezeigt wurde. Mailand stand unter der Herrschaft Österreichs, wie von jeher auch das welsche Stückchen Südtirol, woher Goethe eben kam; sonst regierten auf italienischem Boden jüngere

Linien der Lothringer und Bourbonen, denen Toscana, Parma, Neapel und Sizilien gehörten, außerdem die einheimische Königsfamilie Savoyen, die auch in Piemont, Nizza und Sardinien zur Herrschaft gelangt war. Die alten Kaufmanns-Republiken Genua und Venedig bestanden noch, hatten aber viel von ihrem alten Glanz verloren; daß die Insel Korsika von Genua an Frank-

reich übergegangen war, hatte Goethe mit großem Anteil selber mit erlebt; den großen korsischen Patrioten Pasquale Paoli hatte er in Frankfurt mit eigenen Augen gesehen. Der Kirchenstaat bedeckte zwischen den Republiken und Monarchien die Mitte des italienischen Stiefels; er umfaßte große Küstenstrecken an beiden

Meeren. Hatte nun die Verschiedenheit der Regierungsformen in Italien viel auf sich? Dafür mußte Goethe doch auch die Augen aufmachen. An das Wohl des eigentlichen Volkes dachten gewiß die geistlichen Herren so wenig wie die weltlichen, die regierenden Senatoren so wenig wie die Fürsten, die Einheimischen so wenig wie die Fremden. Wer die Macht hatte, wollte sie für sich und die Seinen ausnützen: Das galt überall für selbstverständlich. So wenig Goethe bisher in das Land hatte hineinsehen können, so war er doch schon an Ovids alte Wahrheit erinnert worden: Pauper ubique jacet, der Arme kommt immer unten zu liegen. Damit war ja nicht gesagt, daß die Menge hier freudlos dahin lebte; es blieben auch für die kleinen Leute noch manche Genüsse übrig; der fruchtbare Boden verlangte nicht zu viele oder zu schwere Arbeit, und alle paar Wochen vergnügte sich hier alle Welt auf kirchlichen oder weltlichen Festen.

Daß Malcesine an der Grenze lag, bekam der Gast beinahe verdrießlich zu spüren. Er wollte für seine weimarische Freundin das alte Kastell abzeichnen; Karl der Große sollte es angelegt haben. Wie er im schönsten Geschäft war, drangen Häscher auf ihn ein und beschuldigten ihn, er sei ein Spion, der für den unruhigen Kaiser Joseph die Grenzen ausforsche und abzeichne, und Dies hier sei eine Grenzfestung. „Da ward mir schwül" erzählte Goethe später, „aber ich erwog gleich das Beste. Ich raffte mich zusammen, nahm alle Würde an und begann eine Rede. Ich entwickelte ihnen die Schönheit der Ruine, den Wert durch das Alter. Ich griff ihren Stumpfsinn an und

schalt sie für Klötze und Stöcke, lenkte aber bald ein, sie entschuldigend: Ihr könnt solche Schönheit nicht fühlen, da ihr sie täglich von Augen seht und das Alltägliche keiner Aufmerksamkeit würdigt. Und so weiter. Die Häscher werden ganz erstaunt über die Unbefangenheit des Spions und blicken nun alle auf die Ruine, um auch die Schönheiten zu entdecken, und da sie doch nichts sehen können, werden sie ganz verdutzt. Endlich zieht der Reisende seinen Geldbeutel heraus und läßt Münzen klingen. Nun verändert sich ihre Sprache. Der Eine

Kastell bei Malcesine. Nach Goethe

sagt zu den Übrigen: Hab' ich's euch nicht gleich gesagt, daß der Mann ein Ehrenmann sei? Da seht ihr's!" [1])

In der nächsten Nacht nutzte er die Zeit des günstigen Windes besser; schon vor Eins fuhr er ab. Als dann das Morgenlicht die Ufer erkennbar machte, schwelgte er in Entzücken. „Es ist ein Garten!"

[1]) Goethe hat im Alter dies kleine Abenteuer in der ‚Italienischen Reise' anders und breiter ausgemalt; ich folge einer Erzählung, die Heinrich Voß d. J. im Februar 1804 aufgeschrieben hat.

Aber Worte geben keinen Begriff. Die Herrlichkeit des Wasserspiegels und des daran liegenden Landes, besonders auf der Seite nach Brescia, freute ihn recht von Herzen.

Da wo das Gebürg aufhört, steil zu sein, und die Landschaftsfläche nach dem See fällt, liegen in einer Reihe, in einer Länge von ohngefähr anderthalb Stunden Gargnano, Bojaco, Cecina, Toscolan, Maderno, Verdom, Saló: alle auch meist wieder in die Länge gezogen. Ich endigte nicht, von dieser Schönheit zu reden!

Obwohl der Wind günstig war, landete sein Schifflein doch erst um zehn Uhr im Hafen von Bartolino, am östlichen Ufer des nun verbreiterten Sees. In diesen kleinen Ortschaften waren die Wirtshäuser schlecht und teuer: soviel wußte er von Torbole und Malcesine; also strebte er sogleich weiter. Er mietete sich zwei Maultiere; auf eines setzte er sich, auf das andere wurde das Gepäck geladen, und so zogen sie über einen Bergrücken zum Tal der Etsch und dann am Flusse entlang nach Verona.

Es war gewaltig heiß, als sie gegen Eins die Porta San Zeno erreichten.

Zweites Kapitel

Verona, Vicenza, Padua

14. bis 28. September 1786

Man schätzte die Seelenzahl Veronas damals auf achtundvierzigtausend. Etwa Zwanzigtausend lebten von der Seiden- und Woll-Industrie; alle Handwerke gediehen, und die Kaufleute zogen auch von der fruchtbaren Umgebung ihren Vorteil. Es gab hier einen reichen Adel und viele Gelehrten. Also eine vortreffliche Stadt! Ein beständiger Lebensgenuß ohne große Mühseligkeit schien hier zu walten.

Man sieht das Volk sich durchaus hier rühren, und in einigen Straßen, wo Kaufmannsläden und Handwerksbutiken aneinander sind, sieht es recht lustig aus. Denn da ist nicht etwa eine Tür in den Laden oder das Arbeitszimmer; nein, die ganze Breite des Hauses ist offen. Man sieht Alles, was drinne vorgeht; die Schneider nähen, die Schuster arbeiten alle halb auf der Gasse; die Butiken machen einen Teil der Gasse. Abends, wenn die Lichter brennen, sieht's recht lebendig. An den Plätzen ist's an Markttägen sehr voll. Gemüs und Früchte unübersehlich. Knoblauch und Zwiebeln nach Herzenslust. Übrigens schreien, singen und schäkern sie den ganzen Tag, balgen sich, werfen sich, jauchzen und lachen unaufhörlich. Der milde Himmel, die bequeme Nahrung läßt sie leicht leben. Alles, was nur kann, ist unter freiem Himmel. Nachts geht nun das Singen und

Lärmen recht an. Den Malborrouh[1]) hört man auf allen Straßen. Dann ein Hackbrett, eine Violin; sie üben sich, alle Vögel mit Pfeifen nachzumachen; man hört Töne, von denen man keinen Begriff hat. Ein solches Vorgefühl des Daseins gibt ein mildes Klima auch der Armut . . .

Plan von Verona

Den Reichen konnte man gleichfalls mit Vergnügen zusehen. Gleich am ersten Tage hatte Goethe das Schauspiel, daß auf einem öffentlichen Platze vier einheimische gegen vier fremde Edelleute Ball schlugen.

[1]) „Malbrouk s'en va-t-en guerre": europäisches Volkslied seit 1709.

Man erzählte ihm, daß die Adligen der Stadt dies Spiel das ganze Jahr hindurch betrieben, etwa zwei Stunden vor Nacht. Weil diesmal Fremde mit den Veronesern um den Preis der Geschicklichkeit rangen, war eine unglaubliche Menge von Zuschauern da, wohl vier- oder fünftausend. Aber nur Männer! Frauen zeigten sich weder aus den höheren, noch niederen Ständen. Beide Geschlechter des Adels konnte man sich jeden Abend zur Zeit der Ausfahrt, eine Stunde vor Nacht, besehen. Da kamen die feinen Wagen alle auf die Wiese, den „Bra", gefahren; dann bewegten sie sich eine lange, breite Straße zur porta nuova, das Tor hinaus, an der Stadt hin. Wenn es Nacht schlug, kehrte Alles um; teils fuhren die Wagen dann an die Kirchen, damit die Herrschaften darin das Ave maria della sera beteten; teils hielten sie auf dem Bra still; die Damen blieben sitzen, die Herren traten zu ihnen und sagten ihnen, was die Schönen gern hörten.

Vier Tage und noch einen halben hielt sich Goethe in dieser ersten großen Stadt Italiens auf. Im Gasthofs-Zimmer feilte er an der ‚Iphigenie', schrieb Briefe oder am Tagebuche; aber den größten Teil des Tages verbrachte er im Freien. „Ich gehe nach meiner Gewohnheit nur still herum, sehe Alles still an und empfange und behalte einen schönen Eindruck."

Die Einheimischen blickten auf ihn zuerst wie auf einen Sonderling. Er hatte Stiefel an: wie konnte man so schweres und außerdem teures Schuhwerk an den Füßen schleppen! Seine ganze Kleidung verriet den Fremden. Er hatte aber gar nicht vor, sich besehen und anstaunen zu lassen, zumal da es dem

eigenen Sehen immer hinderlich ist. Also ließ er sich rasch eine Kleidung anfertigen, wie sie hier Sitte war, eine durchschnittsbürgerliche, und es machte ihm in dem neuen Gewande auch Spaß, die Manieren, die Bewegungen der Veroneser wie ein Schauspieler nachzumachen, zum Beispiel die Arme ebenso zu schlenkern. Man muß beim Spielen einer neuen Rolle aber an Vieles denken. So kam er eines Morgens mit seinem Führer von dem hochgelegenen Garten des Grafen Giusti zur Stadt zurück; dieser Garten war wegen seiner Aussicht und seiner alten und hohen Zypressen berühmt; Goethe hatte sich vom Gärtner einen Zypressenzweig geben lassen, und sein Begleiter trug ihn in der Hand. Sofort blickten alle Eingeborenen, obwohl sie doch des Marktes wegen selber allerlei Grünzeug in den Händen und Armen hatten, auf den Fremden und wunderten sich, was er mit dem Zypressenzweige anfangen werde.

Ganz einheimisch hätte Goethe in diesem so glücklichen Himmelsstriche und unter diesen im Ganzen so angenehmen Menschen doch auch nicht werden mögen. Ihr Gelärm war kaum zu ertragen, ihre Unreinlichkeit sicherlich nicht. Oder vielmehr: mit Humor konnte man diesen Schmutz nur betrachten, wenn man sich des eigenen Pilgertums bewußt war: „Ich geh' an eurem Dreck vorüber wie an eurer Lust!" Dann konnte man auch philosophieren, daß Vieles, was den Nordländer anstößig erscheint, zur Wärme der südlichen Sonne und zur natürlichen und glücklichen Lebensweise des Volkes gehört, wie der Schatten zum Licht. Und auch zur Armut, die hierzulande doch sehr erträglich ist.

Die Unreinlichkeit und wenige Bequemlichkeit der Häuser kommt daher. In ihrer Sorglosigkeit denken sie an nichts. Dem Volk ist Alles gut; der Mittelstand lebt auch vom Tag zum andern fort; der Reiche und Vornehme allein kann darauf halten — doch weiß ich nicht, wie es im Innern ihrer Palazzi aussieht. Die Vorhöfe, Säulengänge usw. sind alle mit Unrat besudelt, und Das ist ganz natürlich; man muß nur wieder vom Volk heraufsteigen. Das Volk fühlt sich immer vor! Der Reiche kann reich sein, Paläste bauen; der Nobile darf regieren; aber wenn er einen Säulengang, einen Vorhof anlegt, so bedient sich das Volk dessen zu seinem Bedürfnis, und Das hat kein dringenderes als: Das so schnell als möglich loszuwerden, was es so häufig als möglich zu sich genommen hat. Will Einer Das nicht haben, so muß er nicht den großen Herrn spielen. Das heißt: er muß nicht tun, als wenn ein Teil seiner Wohnung dem Publiko zugehört; er muß seine Tür zumachen, und dann ist's gut. An öffentlichen Gebäuden läßt sich das Volk sein Recht nicht nehmen.

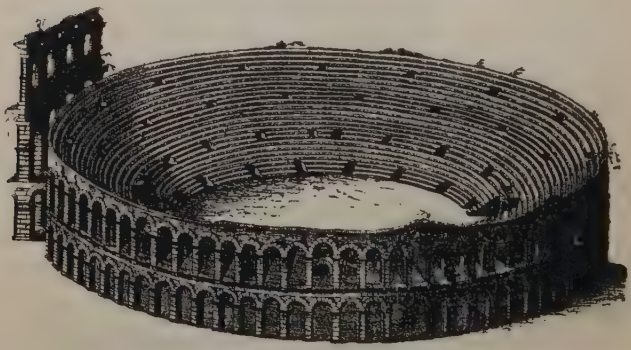
Die sehr engen und krummen Gassen zeugten vom Altertum der Stadt. Schon vor Christi Geburt war Verona wohlbekannt. Vier berühmte Schriftsteller des Altertums sind hier geboren: der Dichter Katull, der Naturforscher Plinius, der Geschichtsschreiber Kornelius Nepos und der Baumeister Vitruv. Als das römische Reich zusammenbrach, besiegte hier der Ostgotenkönig Theodorich den andern Germanen Odoaker und begründete hier eine Königsburg; Dietrich von Bern heißt dieser Theodoricus von Verona danach in der deutschen Heldensage. Später war Verona Jahrhunderte hindurch eine blühende Stadtrepublik; unter ihren Regenten zeichneten sich die Scaliger eine lange Zeit aus. Dante war der Gast des Bartolommeo della Scala, unter dem sich auch die romantische Liebesgeschichte von

Romeo und Julia zugetragen haben soll. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts schloß sich die Stadt dem mächtigeren Venedig an, zu dem es jetzt noch gehörte. All dies Historische und Politische aber hatte für Goethe keinen Reiz; ihn rührte es nicht, daß diese Stadt einst den Barbaren in die Hände gefallen, wie Volkmann unsere germanischen Vorfahren nannte, daß Verona aber in einem gewissen Wohlstande geblieben war, „weil König Theodoricus und Alboinus ihre Residenz darin aufschlugen." In diesem Hin und Her der Regenten und Krieger, was man Geschichte nennt, war kein Trost zu suchen. Es fragt sich nur, ob uns aus besseren Zeitaltern Überreste und Zeugnisse überliefert worden sind, an denen wir uns stärken und erhöhen können. Und da suchte Goethe von vornherein die Trümmer des römischen und griechischen Altertums als Werke der höchsten Menschenart, die auf Erden gelebt hat. Und zweitens freute er sich auf die Kunstwerke jener andern Zeit, wo die zerstörte antike Welt eine Art Wiedergeburt erlebt hatte: rinascimento, renaissance. Sie übertraf — für uns — das Altertum durch Eins: durch ihren reichen Schatz von Gemälden, da ja von den berühmten Bildern der Griechen und Römer so gut wie nichts auf uns gekommen ist.[1])

Goethe kannte die antike bildende Kunst von Kindheit auf aus manchen Abgüssen und nach zahlreichen Kupferstichen; er hatte sie immer geliebt, während die entsprechenden Werke seiner eigenen deutschen Vorfahren

[1]) Um 1786 war noch viel weniger davon aufgedeckt als heute.

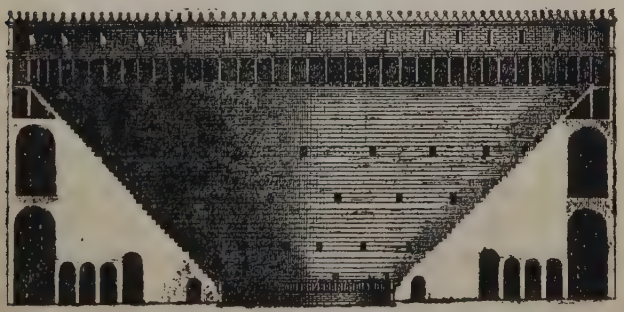
nur zeitweise und ausnahmsweise in sein Inneres gedrungen waren. Antike Originale hatte er bisher nur wenige und nur geringe gesehen: verwahrloste Denksteine, Inschriften und Mosaikfußböden im Elsaß und in der Schweiz. Hier in Verona erblickte er zum ersten Male ein großes Bauwerk des Altertums, ja, seinem Umfange nach eins der größten. Es war ein Amphitheater, 464 Fuß lang, 367 breit, also eirund; die



Die Arena zu Goethes Zeit

Arena maß unten in der Mitte 225 und 133 Fuß; ringsherum erhoben sich in vier Geschossen 45 Reihen Sitze, auf denen 22 184 Menschen Platz gehabt haben mögen. Die Sitze und der ganze Bau waren aus dem Marmor, der hier in der Nähe in der „Berner Klause" gebrochen wurde. Wann in der Römerzeit diese Kampf- und Schaustätte erbaut worden, weiß man nicht; jedenfalls ist ihre prächtig gedachte äußere Umwandung nie fertig geworden; nur der Zweckbau ist sicherlich viele Menschenalter in Betrieb gewesen

und konnte auch jetzt zu Tierhetzen und anderen Festlichkeiten noch benutzt werden. Bei Besuchen des Kaisers Joseph des Ersten und des Papstes Pius des Sechsten waren hier wieder große Schauspiele gegeben und alle Plätze besetzt worden. Zur Zeit stand unten im Sande der Arena ein Theaterchen: Bühne mit Vorhang und Kulissen, hierher gesetzt, weil die Sitzplätze schon da waren. Goethe beachtete es nicht. Sehr viel Dank verdienten die Herrscher dieser Stadt, daß sie das große



Die Arena nach dem ursprünglichen Plane

und für gewöhnlich doch unnütze Gebäude so gut in stand hielten oder wieder instand gesetzt hatten. Als Goethe sich zum ersten Male hierher führen ließ, berührte es ihn seltsam, daß er sich gleichsam in einem künstlich ausgebauten Krater befand.

Wenn man hineintritt oder oben auf dem Rande steht, ist es ein sonderbarer Eindruck: etwas Großes und doch eigentlich Nichts zu sehn. Auch will es leer nicht gesehn sein, sondern ganz voll Menschen, wie es der Kaiser und der Papst gesehen haben. Doch nur damals tat es seine Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war, als es jetzt ist. Denn

eigentlich ist so ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit sich selbst zu imponieren, das Volk mit sich selbst zum besten zu haben.

Goethe meinte, das gemeine Volk müsse hier über sich selbst erstaunen.

Da es sonst nur gewohnt ist, sich durcheinander laufen zu sehn, sich in einem Gewühl ohne Ordnung und ohne sonderliche Zucht zu sehn, sieht das vielköpfige, vielsinnige, schwankende, schwebende Tier sich zu einem Ganzen vereinigt, zu einer Einheit gestimmt, in eine Masse verbunden und befestigt und zu einer Form, gleichsam von einem Geiste belebt. Die Simplizität des Ovals ist jedem Auge auf die angenehmste Weise fühlbar, und jeder Kopf dient zum Maße, wie groß das Ganze ist. Jetzt, wenn man es leer sieht, hat man keinen Maßstab; man weiß nicht, ob es groß oder klein ist.

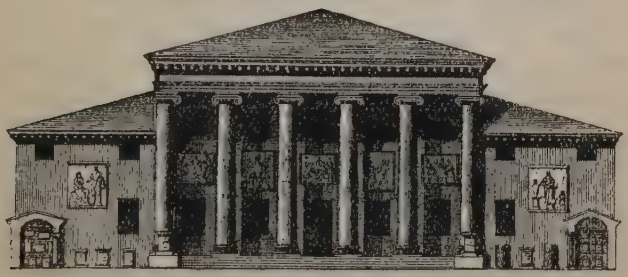
Er ließ sich, ehe er die Stadt verließ, noch ein zweites Mal das Gebäude aufschließen. In der Abenddämmerung ging er „auf der Kante des Kraters" herum und blickte bald nach außen, wo Männer aller Stände und Weiber vom Mittelstande herum spazierten, und dann innen, in diese ehrwürdige Leere. „Ich muß erst mein Auge bilden" dachte er, „mich zu sehen gewöhnen." Jedenfalls hatte er den allerbesten Willen gegen alle Werke des Altertums.

Er bewies ihn auch in dem Museo lapidario, einer Hofhalle im Gesellschaftsgebäude der Akademie der Philodramatiker. Hier waren allerlei Altertümer zusammengestellt und an den Mauern befestigt worden, die man in Verona und der Umgegend im Laufe der Jahre gefunden: Altäre, Grabmäler, Meilensäulen, Basreliefs, Inschriften. Kein Stück verriet einen

großen Meister; aber „es sind sehr gute, treffliche Sachen drunter“ urteilte Goethe.

Und auch das weniger Gute zeugt von einem herrlichen Zeitalter. Der Wind, der von den Gräbern der Alten her weht, kommt mit Wohlgerüchen wie über einen Rosenhügel.

Ja, gerade die Grabmäler der Alten fand er im Vergleich zu den späteren christlichen „herzlich und



Das Museo lapidario

rührend.“ Er konnte sich der Tränen nicht enthalten, und doch war Alles, was hier dargestellt wurde, einfach, alltäglich und gar nicht auf Rührung berechnet. Es handelte viel mehr vom Leben als vom Tode.

Da ist ein Mann, der neben seiner Frauen aus einer Nische wie zu einem Fenster heraus sieht. Da steht Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, und sehen einander mit unaussprechlicher Natürlichkeit an. Da reichen ein Paar einander die Hände. Da scheint ein Vater von seiner Familie, auf dem Sterbebett liegend, ruhig Abschied zu nehmen . . .

Hier ist kein geharnischter Mann auf den Knien, der einer fröhlichen Auferstehung wartet: hier hat der Künstler mit mehr oder weniger Geschick immer nur die einfache

Gegenwart der Menschen hingestellt, ihre Existenz dadurch fortgesetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände zusammen, schauen nicht gen Himmel; sondern sie sind, was sie waren; sie stehen beisammen; sie nehmen Anteil aneinander; sie lieben sich, und Das ist in den Stücken oft mit einer gewissen Handwerksunfähigkeit allerliebst ausgedrückt.

So sprach sich in Goethe das Heidentum aus, das er nach Italien schon mitbrachte: seine Liebe zum Rein-Menschlichen, seine Freude an allem unverbildeten Leben der großen Mutter Natur. In den alten Römern und Griechen sah er von vornherein seine Geistesgenossen.

Die Künstler der Renaissance-Zeit waren gleichfalls Schüler und Verehrer der Antike, aber sie lebten unter der Herrschaft der katholischen Kirche, und die Aufträge, die ihnen wurden, bezogen sich allermeist auf die welt- und lebensfeindliche christliche Mythologie, auf das Marterholz von Golgatha und die Glaubensquälereien der Heiligen, wozu dann noch allerlei alberne Wunder kamen. Eine ungemischte Freude konnte er unter diesen Umständen auch von den besten Künstlern nur selten erwarten; aber er war wenigstens guten Willens, den Zweck solcher Kunstwerke und ihren Gegenstand möglichst zu vergessen und um so mehr die Vortrefflichkeit der Ausführung zu genießen, sich auch an solchen Einzelheiten zu erlaben, die die Künstler zu eigener Lust dem Auftrag der Besteller hinzugefügt hatten. Und diesen seinen guten Willen sah er denn auch in den Kirchen und Palästen Veronas alsbald belohnt. Er betrachtete mit Andacht die Sachen von Titian, Tintoretto, Paul Veronese; besonders freute er

sich, daß hier hochvortreffliche Maler auftauchten, von deren Dasein er keine Ahnung gehabt hatte, zum Beispiel der Orbetto (Alessandro Turchi).

In der Entfernung lernt man wenige Meister (oft Die nur dem Namen nach) kennen; wenn man nun diesem Sternenhimmel näher tritt und nun Die von der zweiten und dritten Größe auch zu flimmern anfangen und Jeder auch ein Stern ist, dann wird die Welt weit und die Kunst reich.[1])

*

Den letzten Tag in Verona schrieb er eine Anzahl Briefe: an Frau v. Stein, Herders, den Herzog, den Hofrat Voigt und Philipp Seidel. Nur dem Letzteren verriet er seinen Ort und daß er sich in der Richtung auf Venedig weiter bewege. Die Andern wußten nicht einmal, in welchen Lande, in welcher Richtung sie ihn zu denken hatten; er bat sie, seine Heimlichkeit zu entschuldigen.

[1]) Die späteren Reisenden und Kunstkenner sind mit Goethes Urteilen über die italienischen Bild- und Bauwerke oft sehr unzufrieden gewesen. Namentlich verwunderten sie sich, daß Goethe viele herrliche Werke, die er gesehen haben muß, offenbar nicht beachtete, so in Verona z. B. den „edelsten romanischen Bau Ober-Italiens", San Zeno, die Capella Pellegrini an der Kirche San Bernardino, das Castel vecchio und auch manche Gemälde. Kein Zweifel, daß auch Goethes Aufnahme-Vermögen beschränkt war, daß er mit starken Vorurteilen an die Fülle der Gegenstände herantrat und durchaus mit der Absicht, nur das ihm Gemäße sich auszuwählen. Gegen alles Gotische und Mittelalterliche hatte er, wie seine Zeitgenossen auch, eine Abneigung, die wir nicht mehr teilen. Aber wir dürfen nicht vergessen, wie wenig wir im Grunde von Goethes südländischen Eindrücken wissen.

Bei dem Besten, das mir widerfährt, hoffe ich auf eine glückliche Wiederkehr zu Euch und hoffe, wiedergeboren zurückzukommen.

Wie er später sich selbst als einen „wohl ausgewaschnen, wohl ausstaffierten Menschen" zurückbringen werde, so sollten sie seine ‚Iphigenie' schon sehr bald in neuer Gestalt haben. „Sie quillt auf; das stockende Silbenmaß wird in fortgehende Harmonie verwandelt." Er versicherte, daß er bei allem Schönen und Merkwürdigen an sie denke, daß er manchmal auch seine aufgeweckten Knabenfreunde gern als Gefährten bei sich hätte, den August Herder oder den Fritz v. Stein. Auch den hoffnungslos kranken Ernst v. Stein ließ er grüßen. Seinen Mitarbeiter Voigt fragte er nach dem Gange der Geschäfte, namentlich derer in Ilmenau, wohin er mit einiger Sorge dachte. Vom Herzog hätte er gern gehört, wie es nach dem Tode des alten Fritzen sich jetzt in Berlin entwickle. Und der allerbesten Freudin schrieb er, daß sie in der Mitte Oktober sein ausführliches Tagebuch und einige Zeichnungen haben und dann ganz klar sehen werde.

Ich bin wohl und wünschte nur, das Gute, was ich genieße, mit Dir zu teilen: ein Wunsch, der mich oft mit Sehnsucht überfällt.

*

Wer kein eigenes Gefährt besaß und nicht zu Fuße gehen wollte, reiste in Italien in einer Sedia über Land. Das war ein zweirädriges Wägelchen mit halbem Verdeck; zwei Personen und zwei Koffer hatten darauf Platz; zwei Pferde oder Maultiere waren vorgespannt: das eine Tier ging in der Gabel, es trug und zog den

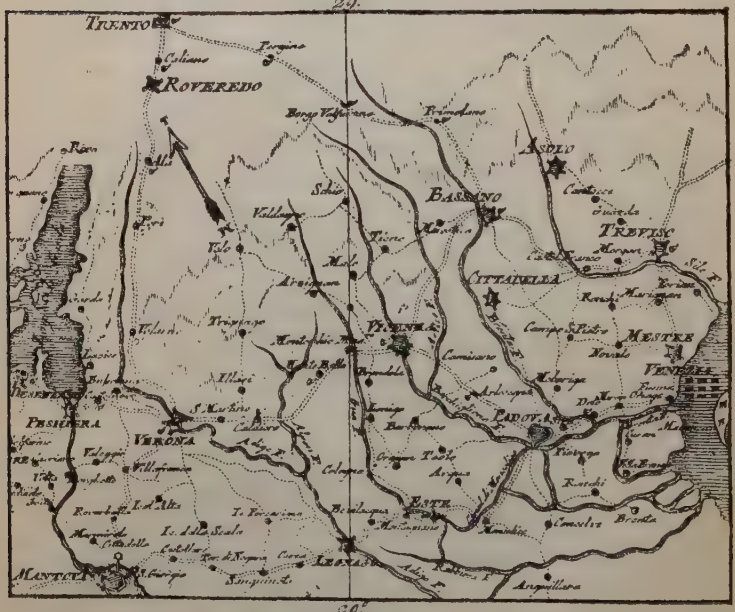
Wagen; das andere, worauf der Vetturino saß, der Fuhrmann, dem Wagen und Tiere gehörten, ging zur Linken und war unter dem Baume der Sedia an einer Wage angespannt. Der einzelne Reisende machte mit

Aussicht aus der Sedia. Nach Wilhelm Tischbein

dem Fuhrmann jedesmal die Abfahrt und den Preis bis zum vorgesetzten Ziele aus; Sache des Vetturinos war es dann, sich einen zweiten Reisenden zu verschaffen.

Von Verona nach Vicenza rechnete man dreißig italienische oder gegen neun deutsche Meilen: Das galt

gerade für eine Tagesfahrt solch' einer Sedia. Der Weg ging zuerst an den Ausläufern der Alpen hin, dann durch eine weite Ebene, um wieder in Hügelland einzutreten. Es ist steiniger Boden, und doch überraschte die Fruchtbarkeit. Oft sah Goethe an den Baum-



Straßen von Trient und Mantua nach Venedig

reihen der Felder die Reben hochgezogen, so daß ihre Ranken wie Zweige von den Bäumen herunterhingen; die schweren Trauben waren heute, am 19ten September, bereits reif. Die Straße war sehr belebt von Menschen, Tieren und Wagen; ein besonderes Vergnügen hatte Goethe an niedrigen Karren, die, mit vier Ochsen be-

spannt, große Kufen trugen; in diesen Kufen wurden die Trauben aus den Weingärten abgeholt, um daheim gestampft zu werden; zumeist standen die Fuhrleute in den Kufen, „und es sah einem bakchischen Triumphwagen vollkommen gleich."

*

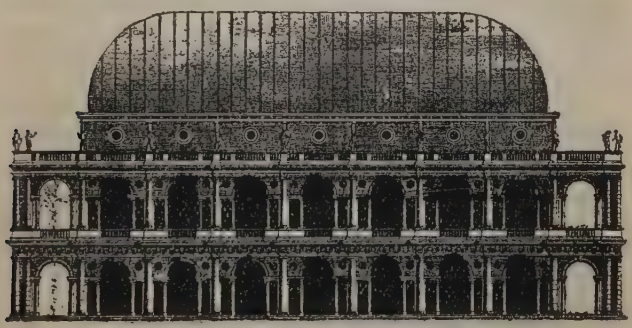
Vicenza, am Fuße der Monti Berici herrlich gelegen, auf dreißigtausend Seelen zu schätzen, war für Goethe die Stadt Palladios. Dieser Mann, dessen eigentlicher Name Andrea di Pietro gewesen war, hatte von 1508 bis 1580 gelebt; aber immer noch wirkte er hier wie ein König fort. Er war Baumeister gewesen; indem er sich selber nach der griechischen Göttin Pallas umtaufte: il Palladio, hatte er seinen großen Wunsch vor aller Welt am deutlichsten kundgetan: den Wunsch, nach antiken Vorbildern zu schaffen und am liebsten ein neues Athen oder Rom um sich herum aufzubauen. In ganz Italien, in Südfrankreich, in Dalmatien suchte er alle Bauwerke auf, die zu seiner Zeit aus dem vorchristlichen Altertum noch erhalten waren. Die Großzügigkeit dieser alten Bauten, die keiner Zieratelei und Künstelei bedurfte, sondern ganz durch ihre Verhältnisse wirkt, nahm er völlig in sich auf. Er studierte außerdem den antiken Lehrer der Baukunst: Vitruvius und stimmte ihm ehrlich zu. Was die Griechen Eurhythmie nannten, das harmonische Verhältnis der Teile unter einander und zum Ganzen, ward auch ihm die Hauptsache. Seine Entwürfe hatten darum alle etwas Hochgemutes, Stolzes, Vornehmes. Und Ebendas verlangten auch seine Landsleute und Zeitgenossen, die reichen Venezianer und ihre Nachbarn;

sie wollten der Mit- und Nachwelt zeigen, wie große Mittel ihnen zu Gebote standen. Ihre Wohnhäuser, selbst die Ställe, sollten als Paläste wirken, und unter Palästen dachte man sich gern eine Art Tempel. Die kalte Pracht nach außen ließ sich durch Decken- und Wandgemälde im Innern erwärmen: Das wurde also eine Hauptaufgabe der venezianischen Maler. Es war viel Pose und Phrase in dieser Kunst; auch Palladio brachte der schönen Erscheinung, den Fassaden und seinen geliebten Säulen sehr große, allzu große Opfer; daß man in Wohngebäuden auch wohnen müsse, vergaß er fast; aber sicherlich liebte er das Schöne im antiken Sinne aufrichtig.

Am meisten riß er seine vizentinischen Landsleute mit sich. Man zählte in dieser Stadt jetzt noch über zwanzig Paläste seiner Erfindung; selbst in engen Gassen fand man sie. Zuweilen hatten sich die Bauherren weit über ihre Kräfte angestrengt; so zeigte man sich einen großartig gedachten Palast, von dem nur ein Fünftel fertig geworden war: dann war der Eigentümer ein armer Mann gewesen. Außer diesen überherrlichen Wohngebäuden schuf Palladio auch öffentliche Werke hier: das Rathaus, welches die Basilika genannt wurde, ein antikes Theater, eine Kirche usw. Bei seinem Tode hatte er der ganzen Stadt sein Gepräge aufgedrückt. Vicenza war höchst vornehm im Verhältnis zu seinen Nachbarinnen.

Goethe kannte diesen mächtigen Künstler bereits aus der Ferne. Palladio hatte selber im Jahre 1570 ‚Vier Bücher über die Baukunst' herausgegeben, worin er eine Reihe seiner Bauten in Grundrissen und An-

sichten vorführte. Dies Werk fehlte in Weimar, aber man besaß Mehreres, was über ihn geschrieben worden, und unter den Tafeln dieser Werke hatte Goethe längst seine Lieblinge. Nun war es ihm der größte Genuß, die wirklichen Gebäude aufzusuchen und sie von allen Gesichtspunkten zu beschauen. Gleich nach seiner Ankunft eilte er, von allen einen ersten Eindruck zu gewinnen. Und seine Liebe wuchs noch an.



Palladios „Basilika"

Wenn man diese Werke nicht gegenwärtig sieht, hat man doch keinen Begriff davon. Palladio ist ein recht innerlich und von innen heraus großer Mensch gewesen! . . . Es ist wirklich etwas Göttliches in seinen Anlagen, völlig die Force des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, das uns bezaubert.

Unter den Wohngebäuden hatte Goethe schon nach den Kupfertafeln dasjenige am liebsten gehabt, welches la casa di Palladio genannt wurde:

Aber in der Nähe ist es noch weit mehr, ist es erst, was man sich gar nicht abwesend denken kann . . . Wenn es nicht gleich Aufsehens machte und ich meine humilem

personam nicht kompromittierte, so ließ ich es zeichnen und illuminieren, wie es dasteht, mit einigen Nachbarhäusern.[1])

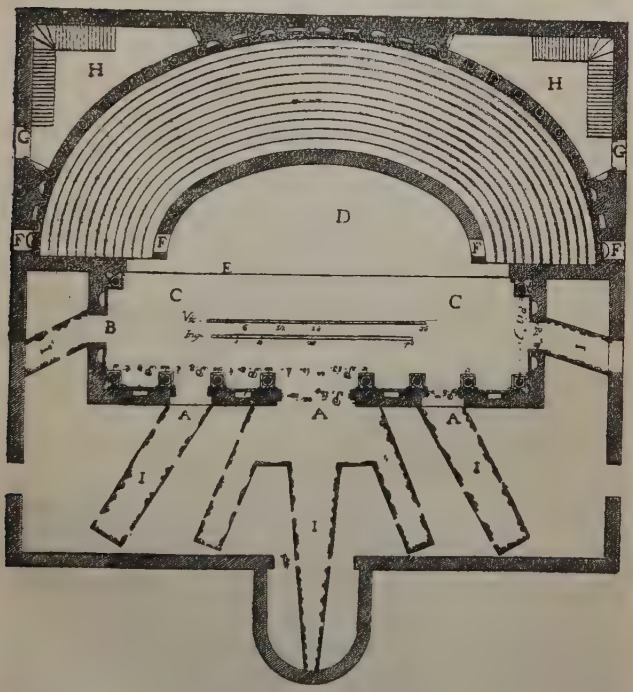
Als das merkwürdigste Gebäude Palladios mußte wohl das antike Theater gelten, zu dessen Bau der Künstler die Akademie der Olympier, deren Mitglied er war, bewogen hatte. Dies Gebäude von 1580 war für die Schauspiele altgriechischer und römischer Dichter bestimmt — mit dem ‚Ödipus' von Sophokles ward es eröffnet — und in seinem Innern ganz so angelegt, aufgebaut und ausgeschmückt, wie die Alten es getan haben würden. Dies Theater war nur ein Innen- und Holzbau; sein Äußeres bildeten allerlei Nutzbauten; auch grenzte der Zuschauerraum an den Saal, wo sich die „Olympier" versammelten. Goethe machte große Augen, als er sich zum ersten Male in einem solchen Prachttheater sah, das ganz den antiken Vorschriften und Vorbildern entsprechen sollte; aber er hatte Bühnenkenntnis und Publikumskenntnis genug, um doch auch zu kritisieren. Wozu soviel unnütze Pracht?

Haus des Palladio

Es ist unaussprechlich schön; aber, als Theater gegen unsere jetzigen, kommt es mir vor wie ein vornehmes, reiches, wohlgebildetes Kind gegen einen klugen Kaufmann, der weder so vornehm, so reich, noch so wohlgebildet ist, aber besser weiß, was er mit seinen Mitteln anfangen kann.

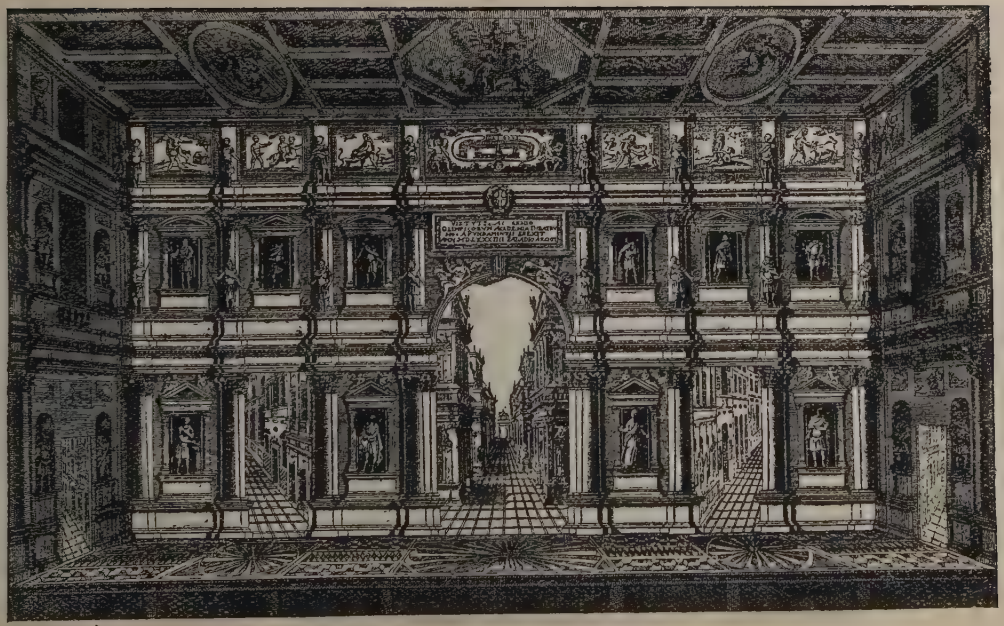
[1]) Illuminieren: die Zeichnung antuschen.

Gelegentlich fühlte Goethe, daß eine derartige Wiedergeburt der Antike denn doch nur ein Spiel Weniger war. Den Bedürfnissen des Volks kam diese Baukunst im Sinne der Alten längst nicht so sehr entgegen, wie

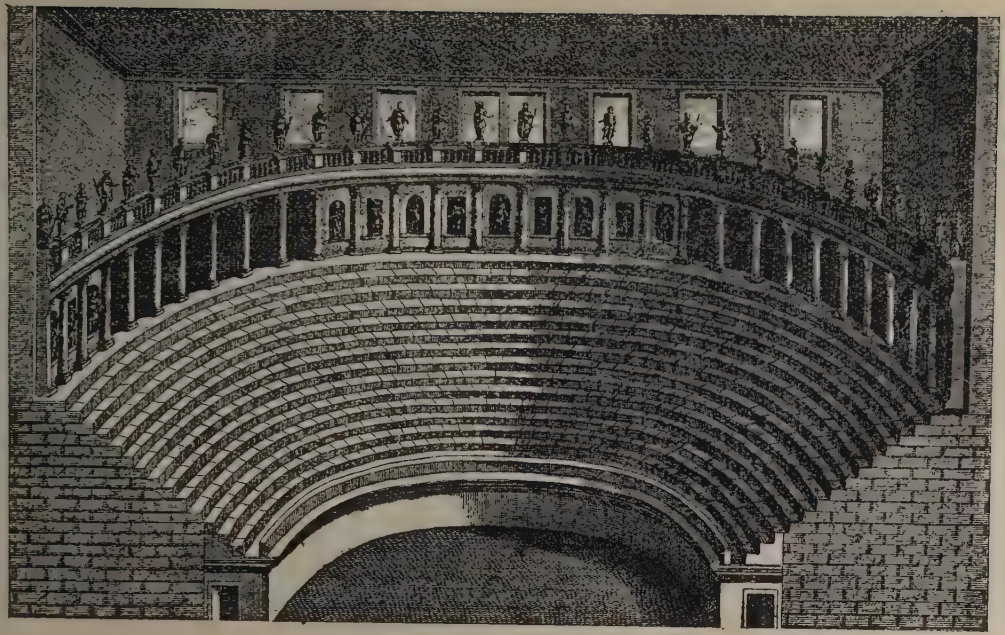


Palladios Teatro olimpico

die früheren und späteren Kirchenbauten, die ihn selber, den Heidnischgesinnten, doch so kalt ließen. Kein Zweifel, Palladios Kunst strebte zuweilen zu hoch hinaus. Und glich nicht seine eigene ‚Iphigenie', die er jetzt wieder



Palladios Teatro olimpico. Die Bühne

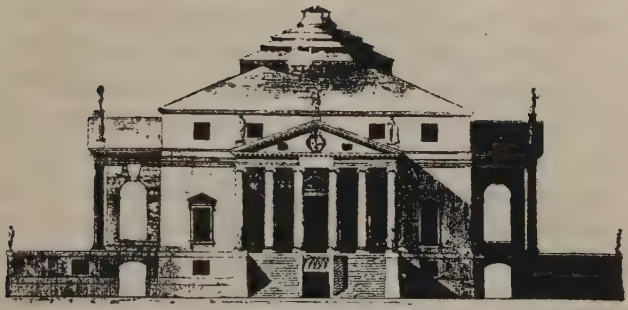


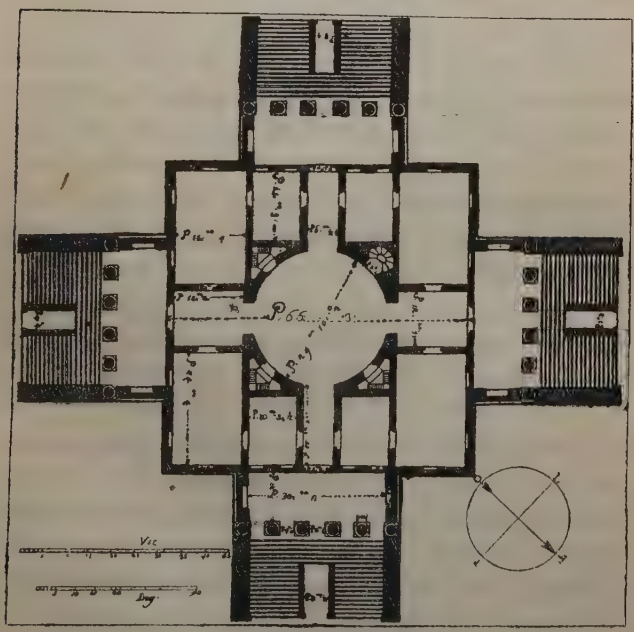
Palladios Teatro olimpico. Zuschauerraum

in Arbeit hatte, durch den gleichen Fehler diesen erhabenen Bauwerken?

Wenn man nun daneben das enge, schmutzige Bedürfnis der Menschen sieht und wie meist die Anlagen über die Kräfte der Unternehmer waren und wie wenig diese köstlichen Monumente des Menschengeistes zu dem Leben der Übrigen passen, dann fällt einem doch ein, daß es im Moralischen ebenso ist. Dann verdient man wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfnis erheben, ihnen von sich selbst eine große Idee geben, ihnen das Herrliche eines großen, wahren Daseins fühlen machen will (und Das tun sinnlicherweise die Werke des Palladio in hohem Grade). Aber wenn man die Vögel belügt, ihnen Märchen erzählt, ihnen vom Tag zum andern forthilft usw., dann ist man ihr Mann, und darum sind soviele Kirchen zustande gekommen, weil von daher für das Bedürfnis der Sterblichen am besten gesorgt war.

Der deutsche Gast sah die Gefahr, daß das Herrliche allzu idealisch werde. Da war zum Beispiel die berühmte Rotonda auf dem Hügel San Sebastiano, eine halbe Stunde vor der Stadt; man mußte sie wohl mit der Wallfahrtskirche Madonna del Monte vergleichen, die einen andern Berg krönte und in ihren neueren Teilen sogar dieser Rotonda nachgeahmt war. Diese Kirche ward von unzähligen Menschen im Lauf des Jahres aufgesucht; die Rotonda dagegen war ihrer Bestimmung nach ein Landhaus für den Marchese Capra, aber hier wurde Zweck und Nutzen von der architektonischen Darstellung fast gänzlich aufgehoben. Das Gebäude bietet auf allen Seiten dasselbe Bild: eine Freitreppe und eine Säulenhalle von sechs ionischen Säulen, welche einen Giebel tragen; links und rechts davon ein einfenstriges Zimmer; in der Mitte zwischen ihnen





Palladios „Villa rotonda"

liegt ein großer, von einer Kuppel überdachter Rundsaal, der von Treppen und Seitengemächern so umgeben wird, daß ein Viereck entsteht. Der ganze Grundriß ist symmetrisch, aber es braucht kaum gesagt zu werden, daß in diesem Tempel die irdischen Bedürfnisse der Bewohner, die Wohn-, Schlaf-, Koch- und Vorratsräume etwas kurz kamen. Auch Goethe fand, daß der Baumeister es hier „beinahe ein wenig zu toll" gemacht habe. Aber freilich die Blicke auf das Gebäude und die Ausblicke aus diesen Hallen heraus waren so köstlich, daß die Bewunderung solchen Tadel rasch unterdrückte. „Er hat es so gemacht, um die Gegend zu zieren."

Da Goethe mit soviel gutem Willen dergleichen Architektur betrachtete, so wurde sein Herumgehen und Schauen ein beständiges Schwelgen. Es kam ihm seltsam zu Mute, daß er nun solche Gebäude vor Augen sah und mit Händen betasten konnte, die er seit seiner Kindheit sehr wohl, aber nur aus Wandbildern, Mappen und Lehrbüchern kannte.

Die Hauptsache ist, daß alle diese Gegenstände, die nun schon über dreißig Jahre auf meine Imagination abwesend gewirkt haben und also alle zu hoch stehen, nun in den ordentlichen Kammer- und Hauston der Ko-existenz herunter gestimmt werden.

Bisher war es ihm ja ganz ähnlich gegangen wie dem sonderbaren Kinde seines Romans; auch er hatte diese Gebäude mit sehnsüchtiger Liebe in seiner Phantasie mit sich getragen, wie wenn er in einer seligen Vergangenheit in solchen Hallen daheim gewesen wäre:

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an . . .

Jetzt war es ihm auf einmal klar, daß sein Mignon, oder seine Mignon, der Mädchenknabe, aus Palladios Stadt Vicenza nach dem rauhen Norden verschlagen sein müsse. Und so bildete er jetzt auch an der Fortsetzung von ihrem Romane, während er doch sogar im Spazieren die Blätter der ‚Iphigenie' bei sich trug, um an stillen Plätzen im Freien daran zu bessern.

Palladio hatte seine Gewalt auch durch die Erweckung anderer tüchtiger Baumeister bewährt und vermehrt. Der Erste davon hieß Vincenzo Scamozzi, und Dieser hinterließ seinen gleichfalls berühmt gewordenen Namen den künftigen großen Architekten Vicenzas als Vermächtnis. So gab es jetzt noch einen Ottavio Bertotti Scamozzi; es war ein alter Mann, der schon 1761 ein Buch mit 36 Kupfern in quarto über Palladios Bauten hatte drucken lassen. Goethe suchte ihn auf und fühlte sich wohl bei ihm: am liebsten hätte er bei diesem alten Scamozzi einen Monat lang Unterricht in der Baukunst genommen.

Auch zu einem Botaniker ging er, auf den ihn Volkmanns Buch aufmerksam machte; dieser Dr. Turra, ein Arzt, war jedoch der Pflanzenkunde müde geworden, weil er nach dem Tode eines bischöflichen Gönners nirgends mehr Teilnahme fand. Und in dem botanischen Garten, den er für diesen früheren Bischof eingerichtet hatte, gediehen nun schon wieder Kohl und Knoblauch.

Gleich am ersten Abend begab sich Goethe in das lyrische Theater. Nun sah und hörte er zum ersten Male in Italien selbst die über die ganze gebildete Welt verbreitete italienische Oper. Das Vergnügen dauerte

bis nach Mitternacht, sodaß der deutsche Zuschauer, der die lange Sedienfahrt hinter sich hatte, herzlich müde dabei wurde; und doch brauchte er sein gewöhnliches Mittel. die Aufmerksamkeit zu steigern, indem er sich nämlich seinen Wilhelm Meister an seine Stelle dachte und neue Bilder für den Roman sammelte. Die Balletts fand er allerliebst: diesen Genuß hätte er dem Oberstallmeister v. Stein gewünscht, der ein Tanzkünstler war. An der Oper, Das sah er sogleich, war nicht die Musik, nicht die Handlung die Hauptsache, sondern die — erste Sängerin.

Einen andern Abend ergötzte er sich in der Akademie von Vicenza. Solche Akademien gab es seit und infolge der Renaissance in allen italienischen Städten; es waren Vereine für Kunst und Wissenschaft, in denen die Gelehrten, sowie die hierzulande sehr zahlreichen Poeten und Andere, die etwas Besseres sein wollten, sich begegneten; in einigen Orten leisteten sie unter großem Namen gar nichts; anderwärts konnte man ihren Zeitvertreib nützlich und löblich finden. In Verona bemerkten wir sie als „Filarmonici"; hier in Vicenza waren sie „Olimpici." Goethe fand in ihrem Saale eine Menge Männer versammelt, die er auf fünfhundert schätzte; auch der Kapitan der Stadt und viel Adel waren zugegen. Man hielt einen Erörterungsabend, und die strittige Frage lautete, ob die Erfindung oder die Nachahmung den schönen Künsten größeren Vorteil gebracht habe. Da ließen sich denn die geistreichen Mitbürger in Prosa und Versen hören, und das Publikum nahm lebhaftesten Anteil durch Lachen, Klatschen und Beifallrufen. Am meisten gefiel ein Witzbold, welcher erklärte,

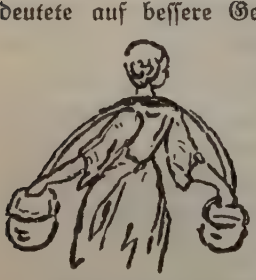
daß ihm seine Vorredner leider den großen Palladio weggenommen hätten; so wolle er denn den Franceschini als leuchtendes Beispiel für den Nutzen der weisen Nachahmung nennen. Das war nämlich ein noch lebender, vermutlich selber anwesender Seidenfabrikant; er hatte sich selbst und die gesamte Seiden-Industrie der Stadt in die Höhe gebracht, indem er den Lyonern und Florentinern ihr Bestes ablernte. Von Palladio war denn aber doch noch öfter die Rede, und Goethen tat es wohl, daß er hier einmal einen großen Mann noch nach zweihundert Jahren in seiner Heimat so lebendig und aufrichtig verehrt fand. Wie selten ist doch dergleichen andauernder und echter Ruhm!

Die Vicentiner gefielen ihm überhaupt. Er hatte böse Dinge über sie im Volkmann gelesen. Zänkisch, mißtrauisch, falsch, gewalttätig sollten sie sein, wie Hunde und Katzen zusammen leben. Aber freilich, wenn die Veroneser sagten: Vicentini cani e gatti, so antworteten Diese: Veronesi mezzi matti; der böseste Reim jedoch lautete: Vicentini assassini.[1]) Goethe fand diese so schwer Beschuldigten gefällig, wenn man sie in Anspruch nahm, und sonst fein und gleichgültig vorübergehend, teils wie Hofleute, die sich für die erste Menschenklasse zu halten geneigt sind, teils wie Großstädter, die zu verwöhnt sind, den Fremden anzugaffen. Am angenehmsten waren hier, wie überall, die Kinder und gemeinen Leute. Zu ihnen hielt er sich denn auch; ja, er kleidete sich mit Willen so, daß ihn Niemand zu den Reichen rechnen sollte.

[1]) Hunde und Katzen, halb verrückt, Mörder.

In meiner Figur, zu der ich noch leinene Unterstrümpfe zu tragen pflege, wodurch ich gleich einige Stufen niedriger rücke, stell' ich mich auf den Markt unter sie, rede über jeden Anlaß, frage sie, sehe, wie sie sich unter einander gebärden, und kann ihre Natürlichkeit, freien Mut, gute Art usw. nicht genug loben.

Aus dem so sehr öffentlichen Leben dieser Italiener, aus ihrem vielen Aufenthalt auf Straßen, Plätzen, Promenaden, aus der Allgemeinheit und Häufigkeit der Feste schien ihm „eine freie Art Humanität" hervorzugehen, und der Gedanke kam ihm oft, daß es doch ein großes Glück sei, diesem Lande durch die Geburt anzugehören. Auch die Weibsleute gefielen ihm hier recht gut; in Verona waren sie zu bleich und übel gekleidet gewesen; hier entstellte die Tracht weniger, und die Gesichtsfarbe deutete auf bessere Gesundheit. Koketterie schien ihre Sache nicht zu sein, und von Vielen, die er scharf ansah, machte nur Eine den Eindruck der Käuflichkeit. Wie die Frauen hier ihre Eimer und andere Lasten an einem Bügel oder Bogen von schwankendem Holze trugen, zeichnete er sich ab.



Sein Behagen an Palladios Gebäuden und Nachkommen war so groß, daß er eine ganze Woche in Vicenza blieb. Zu tun hatte er auch im Zimmer, denn er mußte ja das von seiner ‚Iphigenie' Fertige selber für den Drucker abschreiben: eine ihm fast ungewohnte Arbeit. Gegen Abend pflegte etwas Heimweh über ihn zu kommen; da wünschte er sich zu Frau v. Stein, zum Söhnlein Fritz, zu Herdern, ja zu einigen Leuten, auf

die er daheim gar keinen großen Wert gelegt; aber er verscheuchte dergleichen Wehmut und unfruchtbares Seufzen bald wieder durch Beschäftigung und neues Schauen. Mit der besten Freundin unterredete er sich im Geiste jeden Abend durch das ihr zugedachte ausführliche Tagebuch; im Übrigen aber hatte er es als ein Dichter längst gelernt, sich mit Gegenständen und ihren unsichtbaren Urhebern wie mit lebenden Wesen zu unterhalten. „Ich bin den ganzen Tag in einem Gespräch mit den Dingen." Der größte Segen für ihn war sein eigener guter Wille, den wir immer wieder bemerken. Er hatte auf früheren Reisen wohl auch in diesem Punkte gefehlt und noch öfter andere Reisende fehlen sehen.

Jeder denkt doch eigentlich für sein Geld auf der Reise zu genießen. Er erwartet, alle die Gegenstände, von denen er so Vieles hat reden hören, nicht zu finden, wie der Himmel und die Umstände wollen, sondern so rein, wie sie in seiner Imagination stehen: und fast Nichts findet er so, fast Nichts kann er so genießen! Hier ist Was zerstört, hier Was angekleckt; hier stinkt's; hier raucht's; hier ist Schmutz usw.: so in den Wirtshäusern, mit den Menschen usw.

Der Genuß auf einer Reise ist, wenn man ihn rein haben will, ein abstrakter Genuß. Ich muß die Unbequemlichkeiten, Widerwärtigkeiten, Das, was mit mir nicht stimmt, was ich nicht erwarte: Alles muß ich bei Seite bringen, in dem Kunstwerk nur den Gedanken des Künstlers, die erste Ausführung, das Leben der ersten Zeit, da das Werk entstand, herausuchen und es wieder rein in meine Seele bringen, abgeschieden von Allem, was die Zeit, der Alles unterworfen ist, und der Wechsel der Dinge darauf gewirkt haben. Dann hab' ich einen reinen, bleibenden Genuß, und um dessentwillen bin ich gereist, nicht um des augenblicklichen

Wohlseins oder Spaßes willen. Mit der Betrachtung und dem Genuß der Natur ist's Ebendas.

Trifft's dann aber auch einmal zusammen, daß Alles paßt, dann ist's ein großes Geschenk! Ich habe solche Augenblicke gehabt.

*

Zwischen Hecken und Bäumen fuhr er am 26sten September weiter nach Padua. Es war ihm ganz recht, daß der Vetturin sich Zeit nahm und auf dieser ebenen Straße für achtzehn Meilen ganze vier Stunden brauchte; denn er besah mit immer neuem Vergnügen die immer neuen Bilder der Fruchtbarkeit: die Fülle der Pflanzen, die über die Mauern und Hecken oder an den Bäumen herunter hingen, die Kürbisse auf den Dächern usw.

In Padua angekommen, ging er sogleich fünf Stunden lang herum und besah Alles, was das Reisebuch an Merkwürdigkeiten aufführte. Er stieg auch auf das Observatorium, um einen Überblick über die ganze Gegend zu gewinnen; auch hier fand er die Lage herrlich.

Gegen Norden die beschneiten und in Wolken halb versteckten Tiroler Gebirge, an die sich gegen Nordwest die vizentinischen vulkanischen Berge anschließen und endlich gegen Westen die nähern Gebirge von Este, deren Gestalt und Vertiefung man deutlich erkennen kann. Gegen Süd und Ost eine grüne See ohne Spur von Erhöhung: Baum an Baum, Busch an Busch, Pflanzung an Pflanzung bis an den fernsten Horizont. Und aus der Grüne sehen unzählige Häuser, Villen, Kirchen usw. heraus.

Auch das berühmte Venedig erkannte er durch den Tubus deutlich, den Markusturm und andere Türme.

Padua konnte sich mit den andern Städten des venetischen Festlands messen: vierzigtausend Einwohner,

Altertum und bedeutende Geschichte, berühmte Gebäude und Kunstwerke, Wohlstand und tüchtige Bevölkerung. Vor den Nachbarstädten brüsteten sich die Paduaner mit ihrem heiligen Antonius und ihrer Universität. Jener Antonius ist 1195 in Lissabon aus adliger Familie geboren — Fernando de Bulhom war sein Taufname — und 1231 in Padua gestorben, nachdem er als ein gewaltiger Bußprediger Südfrankreich und Oberitalien durchzogen und, wenn die Menschen ihn nicht mehr hören wollten, den Fischen das Evangelium verkündigt, aber auch Tote erweckt und andere Wunder verrichtet hatte, welche Wunder man nun in der über seinem Grabe erbauten Kirche in sehr schöner Marmorarbeit abgebildet sehen konnte. Schon ein Jahr nach seinem Tode heilig gesprochen, gehörte er sicherlich zum ersten Rang der Heiligen; er war Schutzpatron der Tiere und auch bei den Menschen sehr beliebt. Alle Einwohner der Stadt fühlten sich etwas Höheres, weil „der Heilige“ — so hieß er kurzweg — bei ihren Vorfahren gestorben war. Ihre Universität aber galt für die älteste der Welt; jedenfalls bestand sie schon, ehe Friedrich der Zweite im Jahre 1222 auch die hohe Schule von Bologna hierher verlegte. Im Mittelalter sollen bis an 18000 Studenten hier versammelt gewesen sein. Zahlreiche berühmte Männer aus aller Welt haben hier gelehrt oder studiert, und deshalb konnten die Paduaner auch auf den Gedanken kommen, ihren ungeheuer großen Marktplatz, den Prato della Valle, der von einem Kanal umflossen wird, mit zwei Ringen von Denkmälern zu umgeben, deren Dargestellte alle einen Bezug auf die Stadt hatten. Titus Livius, Petrarca, Ariost, Tasso

und Galilei finden sich darunter, und sogar der Ketzerkönig Gustav Adolf wird geduldet, weil er hier einmal eine Lektion gehört haben soll. Die meisten Statuen waren von Privatleuten oder Zünften gesetzt, auch von auswärtigen reichen Herren gestiftet worden, daher ihre große Zahl. Goethe besah diese Steinmänner gern; er fand die Ausführung und die Inschriften gut genug. An anderer Stelle, vor der Kirche des heiligen Antonius, erhob sich ein ganz besonderes Denkmal: auf sehr hohem Sockel saß auf einem riesigen Pferde der General Gattamelata, von Donatello gegossen. Vasari rühmte dieses Werk in seinem ‚Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister'; allein, so meinte Volkmann: an den einzelnen Teilen fehlt doch die feine Ausführung, wenn gleich das Ganze gut gezeichnet und nach der Natur ist. Goethe kam nicht dazu, den Eindruck, den er empfing, niederzuschreiben.[1])

*

Die Kirche selbst kam ihm barbarisch vor, und im Innern übte weder Sankt Antonius, noch sonst ein Wunderbild Gewalt über ihn; aber ein Denkmal für

[1]) Was die Kunstgelehrten ihm verübeln, weil dieser Gattamelata und der Colleoni in Venedig, den Goethe gleichfalls nicht erwähnt, jetzt für die besten Reiterdenkmäler der Welt gelten. Wir dürfen hier nicht weiter auf die sehr zahlreichen Gegensätze zwischen heutigen und Goethes Urteilen und Vorurteilen eingehen, müssen uns vielmehr bemühen, immer im Sinne unseres Helden zu sehen, zu fühlen, zu denken. Wer sich zur Abwechslung auch auf den heutigen Standpunkt stellen will, lese nebenbei z. B. Karl Schefflers ‚Italien'.

den Kardinal Bembo gefiel ihm. „Es ist nur gut“ meinte er, „daß man den Heiligen Kirchen gebaut hat: so hat man doch auch einen guten Ort, wo man vernünftige und edle Menschen aufstellen kann.“ Pietro Bembo war ein venetianischer Humanist, Geschichtsschreiber und Dichter gewesen, einer der Ersten, die ein lesbares Italienisch und wieder ein gutes Latein schrieben. Volkmann erwähnte, daß dieser Kardinal sich vor dem Brevier- und Bibellesen gehütet habe, um sich sein mühsam gewonnenes klassisches Latein nicht verderben zu lassen. Dafür mochte ihn Goethe gut leiden. Bembo war in Rom geboren, aber sein Marmorbildnis stand hier, ut, cujus ingenii monumenta aeterna sunt, ejus corporis quoque memoria ne a posteritate desideretur.[1])

Nicht weit von Sankt Anton erhebt sich die kuppelreiche Kirche der Heiligen Justina, eine der größten in ganz Italien und eine der gewaltigsten in der Wirkung auf das Gemüt; man kann sie mit Sankt Peter in Rom vergleichen. Goethes Urteil über ihren Kunstwert war nicht ganz rein: „in keinem großen Geschmack, aber doch groß und einfach.“ Als er sich in diesen weiten Hallen einen einsamen Winkel gesucht hatte, um das Gesehene zu bedenken, dachte er bald nicht mehr an Paul Veroneses Altargemälde, welches die Marter der Justina darstellt, oder an die acht Kuppeln und sonstigen Schönheiten dieses Bauwerks, sondern es kam über ihn ein tiefes Gefühl der

[1]) Daß von ihm, dessen Geistesdenkmäler ewig sind, auch des Leibes Gedächtnis von der Nachwelt nicht vermißt werde.

Weltverlorenheit, des Alleinseins. Es konnte ja Niemand, der ihn kannte, ahnen, daß er jetzt in dieser Stadt, in dieser Kirche still dasaß, nachsann und atmete. Außer seinem Philipp wußte kein einziger Mensch, in welchem Lande er war! Ja, Niemand hätte es für sicher sagen können, daß er noch lebe! Seit vierundzwanzig Tagen hatte Niemand mehr den Dichter und Geheimen Rat Goethe gesehen. Wenn ihm hier etwas zustieße, würde er unter falschem Namen als ein fremder Reisender verscharrt werden; nachher würden sich seine Freunde eine Zeitlang um den Verschollenen ängstigen, und danach? Vergessen werden ist das allgemeine Schicksal! So versank der Unchrist Goethe in der katholischen Kirche doch in fromme Gedanken über die Kleinheit und Vergänglichkeit des einzelnen Menschen, über sein Fremdbleiben, seine Pilgerschaft auf Erden.

*

In Padua gab es auch eine sehenswerte weltliche Halle; sie gehörte zu den größten der Welt. wenn sie nicht gar die größte unter ihresgleichen war. Der Saal des Rathauses nämlich, il salone, maß 300 Fuß in der Länge, 100 in der Breite und 100 in der Höhe der Mitte.[1]) „Wenn man So-Etwas" nicht gesehen hat, glaubt man's nicht oder kann sich's nicht denken" schrieb Goethe heim: wie eng mußte man sich doch in Weimar in allen Räumen behelfen! Padua schien überhaupt die Stadt der großen Ausmaße zu sein; sie war auch als Ganzes in ihrer Ausdehnung sehr groß, viel zu

[1]) Heutige Beschauer würden sich an große Markthallen oder Turnhallen erinnert fühlen.

groß für ihre Bevölkerung. Namentlich jetzt schien es so, da der Adel noch auf seinen Landgütern lebte und die Schulen Ferien hatten.

Unser Reisender durfte nicht versäumen, die berühmteste dieser Schulen, die Universität, zu besehen. Diese Gebäudegruppe hieß il Bo; sie sollte nach Volkmann von majestätischer Bauart sein; Goethe schüttelte den Kopf, als er diese uralten, engen Gänge und Zellen sah. So hatte es ihn ja schon in Leipzig beengt, und so hatte es dem Schüler in seinem ‚Faust' gar nicht gefallen wollen:

Aufrichtig! möcht' schon wieder fort!
Sieht Alles so trocken ringsum aus,
Als säß Heißhunger in jedem Haus.

Neben der juristischen war namentlich die medizinische Fakultät von Padua seit Jahrhunderten in aller Welt berühmt gewesen: aber das anatomische Theater hier war geradezu wegen seiner Unzulänglichkeit sehenswert.

In einem spitzen hohen Trichter sind die Zuhörer über einander geschichtet. Sie sehen steil herunter auf den engen Boden, wo der Tisch steht, auf den kein Licht fällt, deshalb der Lehrer beim Lampenschein demonstrieren muß.

*

Die Universität lag mitten in der Stadt, der zugehörige Botanische Garten aber an ihrem Rande, nahe dem Santo Antonio. Er war schon 1545 begründet. Goethe, der bisher nur ganz wenig von solchen wissenschaftlichen Gärten gesehen hatte, mußte neugierig darauf sein, denn so beschrieb ihn Volkmann:

Der Garten ist schön, wohl eingerichtet und nach einem angenehmen Plane angelegt. Er hat eine runde Form und ist mit einer Mauer und einem Säulengeländer eingeschlossen. Zwo Hauptalleen durchschneiden ihn kreuzweis und endigen sich mit vier Türen. Die dadurch entstehenden vier Parterren sind in 500 Beeten abgeteilt, welche die Gestalt von Rosen und Sternen haben, und in den Wendungen der Peripherie sind deren noch mehr angebracht. Alles ist mit Pflanzen besetzt, welche nach dem linnéischen System von dem jetzigen Professor [Marsili] angeordnet sind. Außer den beiden zur Promenade dienenden Hauptalleen geht eine andere rings umher. Wo sich die beiden Hauptalleen durchschneiden, da liegt eine Fontäne, und hin und wieder ist Wasser im Garten, teils zum Nutzen, teils zum Vergnügen angebracht. Auf dem Geländer um den Garten stehen die Büsten des Salomon, Dioskorides, Fabius Colonna, Prosper Albinus und Pontedera, wovon die Letzteren Professoren der Botanik in Padua gewesen. Der Professor Marsili ist sehr geschickt und hat auf seinen Reisen in Frankreich und England selbst Pflanzen gesammlet.

Als Goethe eintrat, fiel ihm der südliche Charakter des Gartens zuerst auf. Zu jener Zeit waren noch längst nicht so viele süd- und fremdländische Pflanzen in Deutschland eingebürgert und wohlbekannt wie heutzutage, und Manches, was der Botaniker Goethe bisher nur in Glashäusern und höchst selten gesehen, Das stand hier unter freiem Himmel und nahm sich deshalb ganz anders aus. Das Überwintern konnte man hier in einer viel einfacheren Weise besorgen. Sicherlich hatte der Garten jetzt, zu Ende Septembers, nicht seine beste Zeit; aber wie reich und üppig wirkte er trotzdem! Von einer hohen und breiten Mauer leuchteten dem Eintretenden die feuerroten Glocken der Bignonia radicans zauberisch entgegen. Am meisten hielt ihn eine gewisse Fächerpalme, Chamaerops humilis, fest,

weil er an ihr nämlich alle Übergänge von der einfachsten lanzenförmigen Blattgestalt bis zum vollentwickelten komplizierten Fächerwedel vor Augen hatte. Goethe ließ sich vom Gärtner die Stufenfolge dieser Veränderungen sämtlich abschneiden, um sie, in großen Pappen eingelegt, nun mit zum Reisegepäck zu nehmen. Was besagten sie? Doch wohl, daß die uns umgebenden Pflanzenformen nicht ganz bestimmt und festgelegt, sondern in gewissen Grenzen veränderlich, ausbildungsfähig sind je nach den Bedingungen, unter denen diese Pflanzen hier und da, jetzt oder später stehen. Aber bei all diesem Variieren hält sich doch jede Art abgeschlossen in ihrem Reiche, bleibt als Art kenntlich, und so auch die Pflanze überhaupt als ein vom Tier- und Steinreich Verschiedenes. Wir erkennen jede Pflanze als Pflanze; es müssen also alle Pflanzengestalten ein Gemeinsames haben. Könnte man dies Gemeinsame auf dem Papiere zeichnen? Und alle Pflanzengestalten aus einer entwickeln? Es soll nicht gesagt sein, daß im Anfang der Dinge nur diese einzige Pflanze gewesen sei und alle andern sich daraus abgeartet hätten; dieser Grundtypus brauchte nur in der Idee zu existieren; dennoch könnte man von ihm aus vielleicht zu einer besseren Einteilung aller Geschlechter und Arten gelangen, als Linnés Staubfädenwesen jetzt zur Herrschaft gebracht hatte. Goethe trug schon längst, wie in der Geologie und Osteologie, so auch in der Botanik seine eigenen Ahnungen mit sich, und jetzt fühlte er sich wieder ermutigt.

Es wird gewiß kommen, und ich dringe noch weiter. Nur ist's sonderbar und manchmal macht's mich fürchten,

daß so gar Viel gleichsam auf mich eindringt, dessen ich mich nicht erwehren kann, daß meine Existenz wie ein Schneeball wächst. Und manchmal ist's, als wenn mein Kopf es nicht fassen, noch ertragen könnte. Und doch entwickelt sich Alles von innen heraus, und ich kann nicht leben ohne Das.

*

Wer so beständig mit sich allein ist, wird in jeder Beziehung selbständiger und im Urteil freier. Bisher hatte Goethe die berühmten italienischen Gemälde hierzulande und daheim ganz so angesehen und gewertet, wie es Sitte war; er war also an die Häupter der Schulen mit Vertrauen und Ehrfurcht herangetreten und war bereit gewesen, Alles zu bewundern, was von Raffael, Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Andrea del Sarto, Correggio, Tizian und anderen klangvollsten Namen kam. Also von den Meistern des sechzehnten Jahrhunderts. Deren Vorgänger aber waren nur Vorgänger, die man als nötige Wegebereiter ehren konnte; zum Beispiel sagte Volkmann von den Bildern Andrea Mantegnas, der hier in Padua 1430 geboren ist: „Sie dienen nur, die Verbesserung der Kunst von ihrem ersten Anfang bis zur besten Zeit zu beurteilen." Goethe lernte nun diesen Mantegna in der Kirche der Emeritani kennen, oder vielmehr in einer zugehörigen Kapelle, wo Mantegna die Schicksale der Apostel Philippus und Jakobus in Fresken dargestellt hat. „Sie sind zwar gotisch und sehr maniert" urteilte Volkmann, „doch ist auch viel Natürliches und eine gute Perspektive in der Architektur der Hintergründe." Goethe aber sah diese Bilder ganz anders; er „erstaunte", daß „einer der älteren Maler" Dergleichen zu bieten hatte. „Was in

den Bildern für eine scharfe, sichre Gegenwart ist, läßt sich nicht ausdrucken!“ Jetzt verstand er erst recht, wie Großes eigentlich die berühmten Nachfolger solchen Vorgängern zu danken hatten.

Von dieser ganzen, wahren, (nicht scheinbaren, effektlügenden, zur Imagination sprechenden), derben reinen, lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zarten, umschriebenen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emsiges, Mühsames hatte, gingen die Folgenden aus, (wie ich gestern Bilder von Tizian sah) und konnten durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiste der Alten, immer höher und höher steigen, sich von der Erde heben und himmlische, aber wahre Gestalten hervorbringen.

Es ist Das die Geschichte der Kunst und jedes der einzelnen großen ersten Künstler nach der barbarischen Zeit.

Das war noch nicht das letzte Wort über die Künstler der nicht-glänzenden, von den Liebhabern oder den Gelehrten wenig beachteten Zeiträume; aber Goethe tat hier einen Schritt zur eigenen Urteilsbildung. Und von nun an lag vor seinen Augen eine breitere Welt der Kunstschönheit.

Anderthalb Tage nur ging Goethe in Padua herum; und am zweiten Tage war es Regenwetter. Er trug doch ein reiches Päckchen Eindrücke mit, als er am Morgen des 28sten Septembers zur Brenta hinunter schritt, um auf dem „ordinären Schiffe“ nach Venedig Platz zu nehmen.

Drittes Kapitel

Siebzehn Tage in Venedig

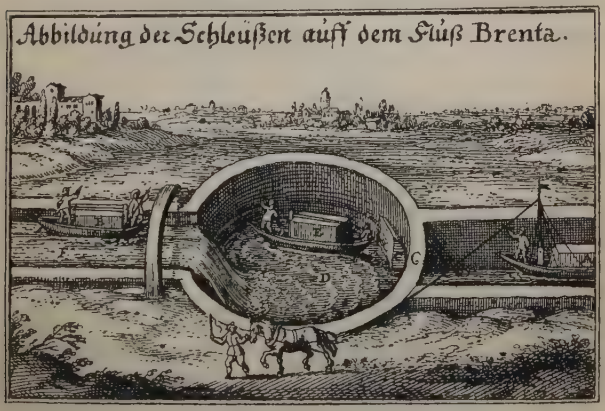
28. September bis 14. Oktober 1786

Mit siebenunddreißig Jahren sah sich Goethe zum ersten Male in einer großen, bunt zusammengewürfelten Reisegesellschaft.[1]) Diese Leute standen wohl alle nach Rang und Bildung unter ihm; um so mehr fiel ihm auf, wie ordentlich und anständig sie sich benahmen, wie sicher und wohl man sich unter ihnen fühlte! Auch artige Weiber und Mädchen zeigten sich und ließen sich eine freundliche Beschauung gern gefallen.

Die Fahrt dauerte fast den ganzen Tag. Der Fluß war kanalisiert, und das Schiff wurde streckenweise von Pferden gezogen, wie der Deutsche Das sonst aus holländischen Bildern kannte. Fünf Schleusen waren zu überwinden: willkommene Aufenthalte, wo man ans Land steigen, sich umsehen, auch Früchte oder Getränke genießen konnte. Die Landschaft zu beiden Seiten, eine ununterbrochene Reihe von Dörfern, Gärten, Wiesen, Landhäusern und Palästen, bot soviel Sehenswertes, daß ein Buchhändler ein eigenes Bilderwerk

[1]) Auf kleineren Barken für den allgemeinen Verkehr war er jedoch schon einmal auf dem Rheine und ein Stück über den Vierwaldstätter See gefahren.

in zwei Bänden über diese Delizie del fiume di Brenta herausgegeben hatte. Man fuhr jetzt durch das Gartenland für die Inselstadt Venedig; hier hatten ihre Reichen eine zweite Wohnung. In Noventa zeigte sich der schöne Palast der Giovanelli, in Stra das noch viel ansehnlichere Gut der Pisani: der heitere Tiepolo hatte die Wand- und Deckengemälde in den prächtigen Räumen



ausgeführt, und die ausgedehnten Gärten waren reich an Terrassen, Bildsäulen und anderem Schmuck; besonders ward ein schöner Bogengang von Zitronenbäumen bewundert. Dann folgten Dolo, Mira, der Palast Foscari, von Tizian und Paul Veronese ausgeschmückt, und nun die letzte Schleuse: Porta del Morazano.

Bei Fusina begann das von Kanälen durchschnittene Sumpfgebiet: die Lagunen von Venedig, und sogleich zeigten sich die eigentümlichen schwarzen Gondeln, lang, schmal, scharf gebaut, nur mit ihrer Mitte auf dem

Wasser ruhend, der Vordersteven steil aufsteigend, des Gleichgewichts und des Schutzes halber mit Eisen beschlagen, als Axtschneide endigend. In der Mitte der Gondel bot ein überdachter Kasten mit Fenstern vier bis sechs Sitzplätze; dahinter stand der Gondelführer, der das Schiff mit großer Schnelligkeit weiterstieß; es konnten auch zwei Gondoliere sein, von denen dann der Andere vor den Fahrgästen seinen Platz hatte. Goethe folgte dem Rate eines Mitreisenden und stieg aus dem

Ankunft am Großen Kanal

Postschiffe in eine solche Gondel über: schneller glitten sie nun dahin und verloren auch weniger Zeit mit der lästigen Verzollung.

Bald erhob sich die Märchenstadt in seltsamen Schatten vor ihnen. Dann wurden die Einzelheiten deutlicher und farbiger; der Schall des Lebens drang von allen Seiten herzu. Jetzt war man im Kanal der Giudecca; links streckte sich eine Spitze der Stadt vor: punta della salute; vor der Kirche das Zollamt; dahinter zur Linken begann der berühmte canal grande, der sich durch die

ganze Stadt als ihre Hauptstraße windet: aber schon steuert die Gondel auf die Piazzetta zu, und diese Piazzetta ist der Vorplatz und Landungsort für den Markusplatz, den jeder Fremde längst auf Bildern gesehen hat und nun in seiner Wirklichkeit mit Lust wieder erkennt. Hoch reckt sich über alle Gebäude der Glockenturm. Zwei Granitsäulen fallen ins Auge, die eine vom Markuslöwen gekrönt, die andere vom heiligen Theodor,

Ankunft an der Piazzetta

der der erste Schutzherr dieser Stadt war. Und rechts der stolze Bau ist der Dogenpalast. Schon haben die Füße des Ankommenden wahrhaftig „diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik" betreten; Unwillkürlich blickt er zurück auf das Wasser, dem er eben entstieg, und wiederum ist es ein unvergleichliches Bild:

Uber der Wasserfläche sieht man links die Insel San Giorgio maggiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Kanal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Canal grande, wo uns gleich ein paar ungeheure Marmortempel entgegen leuchten.

Ausblick von der Piazzetta auf das Zollhaus und Maria della Salute.
Links hinten San Giorgio maggiore

Goethes Gasthof in Venedig

Doch man muß sich zunächst für eine Wohnung entscheiden und das Gepäck dahin besorgen. Der Gasthof zur Königin von England lag nicht weit vom Markusplatze, westlich davon, im Kirchspiel Sankt Moses, zwischen der Sackgasse und dem Wasserlaufe dei Fuseri; sogar ein Gärtchen gehörte zum Hause; hier fühlte sich Goethe gut geborgen.

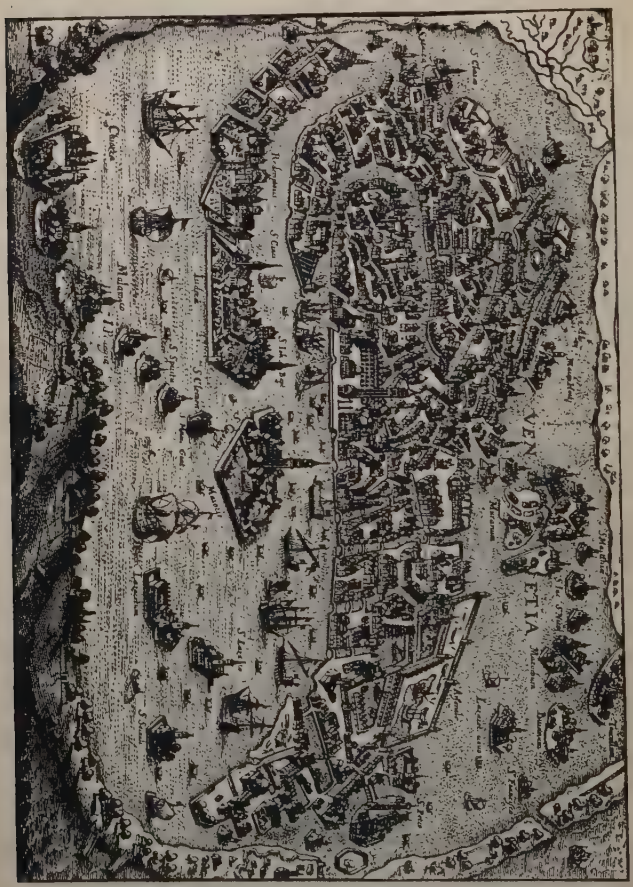
Meine Fenster gehn auf einen schmalen Kanal zwischen hohen Häusern. Gleich unter mir ist eine Brücke und gegenüber ein schmales, belebtes Gäßchen. So wohn' ich und so werd' ich eine Zeit lang bleiben, bis mein Packet für Deutschland fertig ist und bis ich mich am Bilde dieser Stadt satt gesogen habe.

*

Am nächsten Mittage begann er seine Entdeckungsreise. Zuerst zu Fuße und allein durch das Gewimmel der Gassen, über ungezählte der vierhundert Treppenbrücken. Er ging ohne Plan, nur auf die Himmelsrichtung achtend. Man zählte damals 60 oder 72 oder 150 Inseln in dieser Stadt, je nachdem alles von Kanälen Umgebene oder bloß die größeren Gruppen, die Kirchspiele, gerechnet wurden.

Wodurch ist eine solche Wasserstadt möglich geworden? Der deutsche Wandrer sah im Geiste, wie sich einst die vor den germanischen Barbaren flüchtenden Veneter vom Festland in diese Sümpfe retteten; ihre Zufluchtsstätte erzog sie dann zu einem neuen Volke, geeinigt vom gemeinsamem Bedrängnis und Bedürfnis. Es wurde ein sehr tüchtiges Volk. Diese Wasserbürger wohnten zwischen dem Meere und dem Lande; sie wohnten aber auch, wenn man weiter blickte, zwischen

dem Abend- und dem Morgenlande. Und lange Zeit hielten sie sich selbständig zwischen den zwei Kaiserreichen,



die um die Herrschaft rangen. Diese Sumpfbewohner verstanden im Trüben zu fischen, und wenn zwei Parteien

sich im Kampfe aufrieben, als Unbeteiligte ihren Vorteil einzuheimsen: Das geschah reichlich in Jahrhunderten, wo die meisten andern Völker sich auf nichts weniger verstanden als auf Nutzen und Fortschritt. Das Reisebuch, das Goethe bei sich führte, erinnerte den Leser daran, „was für Schätze Venedig zu den Zeiten der Kreuzzüge und ehe der Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Indien entdeckt wurde, sammelte, und wie hoch die Macht der Republik stieg. Die Venetianer besaßen eine geraume Zeit das Königreich Zypern, Morea und die Insel Kandia; sie waren im Jahre 1206 eine Zeit lang Meister von Konstantinopel, Neapel und Sizilien. Sie besiegten die Sarazenen, die Griechen, ihre Nachbarn: die Genueser und Pisaner . . ."

Diese Herrlichkeit war nun längst vorbei, aber noch bestand Venedig als Republik für sich, und noch empfand man diese Inselbewohner als ein Volk im höchsten Sinne. Goethe hatte noch nie eine Menschenmenge gesehen, die so sehr ein Abgesondertes und Zusammengehöriges gewesen wäre, so vollkommen von andern Haufen und Bürgerschaften unterschieden. Indem er durch die Straßen strich, war er sich bewußt, was hier das Sehenswürdigste war: das Volk von Venedig.

Große Masse und ein notwendiges, unwillkürliches Dasein. Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln geflüchtet; es war keine Willkür, die Andere trieb, sich mit ihnen zu vereinigen. Es war Glück, das ihre Lage so vorteilhaft machte; es war Glück, daß sie zu einer Zeit klug waren, da noch die ganze nördliche Welt im Unsinn gefangen lag. Ihre Vermehrung, ihr Reichtum war notwendige Folge. Nun drängte sich's enger und enger; Sand und Sumpf ward zu Felsen unter ihren Füßen; ihre Häuser

suchten die Luft, wie Bäume, die geschlossen stehen; sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abging. Geizig auf jede Handbreit Erde und gleich von Anfang in enge Räume gedrängt, ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als Haus von Haus zu sondern und Menschen einigen Durchgang zu lassen; und übrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz, Spaziergang. Genug: der Venetianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, und so auch Venedig, das nur mit sich selbst verglichen werden kann.

Er ging Stunden lang herum; zuweilen streckte er die Arme aus, um das Gäßlein zu messen. Es gab so enge Gassen, daß man schon mit den Ellbogen an die Häuser stieß, wenn man die Hände in die Seite stemmte. Er fand sich zur berühmten Rialtobrücke, der einzigen über die große Wasserschlange, die Venedigs Hauptstraße bedeutet.

Es ist ein schöner, großer Anblick, besonders von der Brücke herunter, da sie mit einem Bogen gewölbt in die Höhe steigt. Der Kanal ist gesät voll Schiffe und wimmelt von Gondeln, besonders heute, da am Michaelsfest die wohl angezogenen Frauen zur Kirche wallfahrteten und sich wenigstens übersetzen ließen. Ich habe sehr schöne Wesen begegnet.

Als er sich schließlich müde gelaufen hatte, nahm er eine Gondel und ließ sich nun im Großen Kanale weiter fahren bis zum westlichen Ende bei Sankta Klara, dann nach Süden an der großen Lagune hin und im Süden an der Giudecca entlang, bis er durch ihren Kanal della Grazia schließlich wieder zum Markusplatz steuerte. Er dachte dabei an seinen armen Vater, der nichts Besseres gewußt hatte, als von diesen Dingen zu erzählen. Und er bewunderte wieder das Volk, dessen Abbild diese Stadt war.

Es ist ein großes, respektables Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument nicht eines Befehlenden, sondern eines Volks.

Und wenn ihre Lagunen sich nach und nach ausfüllen und stinken und ihr Handel geschwächt wird und ihr Glanz gesunken ist, macht Dies mir die ganze Anlage der Republik

Die Rialtobrücke

und ihr Wesen nicht um einen Augenblick weniger ehrwürdig. Sie unterliegt der Zeit wie Alles, was ein erscheinendes Dasein hat.

*

Am zweiten Tage kaufte er sich einen Plan der Stadt und, um noch mehr Übersicht zu gewinnen, stieg er auf den hohen Glockenturm. Es war mittags bei hellem Sonnenschein; auch ohne sein Fernrohr konnte

er Nähen und Fernen gut unterscheiden. Ein einziges Schauspiel! Die Stadt wie im Wasser schwimmend. Gegen Westen die paduanischen und vizentinischen Hügel, gegen Norden die Tiroler, Friauler und krainischen Alpen, rings herum die Lagunen, die jetzt von der Flut bedeckt waren; im Osten aber streckte sich weit nach Norden und Süden der Lido; so heißt der Uferstreifen, der die Lagunen und ihre Inseln vom Meere scheidet.

Prokuratien, Markusdom, Glockenturm

Und hinter diesem Lido erblickte Goethe zum ersten Male in seinem Leben das Meer! Einige Segelschiffe standen auf der blauen Flut.

Diesen Samstag und am folgenden Sonntag ging er noch so im Allgemeinen herum. Abends war er rechtschaffen müde und kam schon zu einer Stunde nach Hause, wo auf dem Markusplatz und anderwärts das Vergnügungstreiben erst anfing. Sogar die Magd im

Venedig: Blick vom Campanile in der Richtung S. Giorgio maggiore

Von Charles Gore

Landesbibliothek in Weimar

Venedig: Platz Johannes und Paulus mit dem Colleoni-Denkmal

Gasthofe redete ihn darauf an: er scheine kein Freund vom Abendspazieren zu sein. Und doch war ihm das Volksleben das Reizvollste; er sah sich nur schon am Tage satt. In jedem Stadtviertel bot sich ein anderes Bild dieses Volkes. Und da er zu den hominibus bonae voluntatis gehörte, so war ihm immer wieder Vergnügen daran beschieden. „Du lieber Gott, was für ein armes gutes Tier der Mensch ist!“ sagte er in Fällen, wo auch ganz andere Ausrufe erlaubt gewesen wären. „Und wie notwendig die Bettler in diesen Tableaus sind!“ Diese Stadt hätte die reinlichste der Welt sein können; Goethe sah sehr viel Schmutz, aber es glückte ihm zunächst, ihn nicht zu beachten. Venedig wimmelte von feilen Weibern, aber Goethe hatte so wenig Augen dafür, daß ihn am vierten Tage so ein Schätzchen ansprechen mußte, damit er die erste bemerkte; es war am hellen Nachmittage in einem Gäßchen am Rialto. Abends saß er ja zu Hause und schrieb am Tagebuche.

Um die Vornehmen wollte er sich nicht kümmern; im Volkmann stand zu lesen, daß sie sehr zurückhaltend seien, und die guten Bürger desgleichen. Er jedoch sah solches steife, kühle Wesen hier keineswegs. Da er vom Norden her kam und selber zur Einsamkeit gemacht war, fiel ihm auch in Venedig die südländische Öffentlichkeit und Brüderlichkeit auf, der allgemeine Lärm. „Das lebt immer mit einander.“ Von den Straßen sagte er: „Es ist ein unglaubliches Gehecke in einander“; von den Menschen galt beinahe das Gleiche. „Sie haben in Guten und Bösen immer etwas zusammen.“ Oft genug zankten sie sich zum Vergnügen, um sich mit Schreien und Schimpfen die Brust zu reinigen.

In Deutschland gab es keine andere öffentliche Rede als die Predigt in der Kirche; hier dagegen konnte man auch die Rechtskunde als Zuhörer genießen. Goethe wohnte einer Gerichtsverhandlung im Dogenpalast bei; da hörte er, der seit fünfzehn Jahren als Advokat

Advokat Recaini. Nach Goethe

in Frankfurt eingeschrieben war — er stand dort wirklich noch in der Liste — zum ersten Male zwei Kollegen ihre Sache mündlich vertreten. Ganz wie die Schauspieler im Theater!

Der eine Advokat, der sprach, war Alles, was ein buffo caricato nur sein sollte. Figur: dick, kurz, doch beweglich. Ein ungeheuer vorspringendes Profil. Eine Stimme wie Erz

und eine Heftigkeit, als wenn es ihm im tiefsten Grund des Herzens Ernst wäre, was er sagte. Ich nenn' es eine Komödie, weil Alles wahrscheinlich schon fertig ist, wenn diese öffentliche Produktion geschieht, und die Richter auch schon wissen, was sie sprechen wollen. Indeß hat diese Art unendlich viel Gutes gegen unsere Stuben- und Kanzlei-Hockereien.

Volkstrachten in Venedig

Noch viel merkwürdiger mußte es unsern Dichter berühren, als er am Sklavonier-Ufer öfters einen schlecht gekleideten Menschen niederen Standes bemerkte, den man offenbar für einen Nachkommen Homers gelten lassen mußte. Eine kleinere oder größere Schar Zuhörer stand um ihn herum, denen er Geschichten erzählte. Goethe konnte nichts davon verstehen, so tief steckte dieser Kerl in seiner Mundart. Der Fremde, der zuerst herantrat, mochte wohl einen Possenreißer vermuten, der mit Derbheiten und schlüpfrigen Späßen sein Publikum an sich locke.

Es lacht aber kein Mensch; manchmal lächelt das Auditorium, das meist aus der ganz niederen Klasse besteht. Auch hat er nichts Auffallendes, noch Lächerliches in seiner Art, vielmehr etwas sehr Gesetztes und eine Mannigfaltigkeit und Präzision in seinen Geberden.

Mit der Zeit bemerkte Goethe noch zwei andere öffentliche Erzähler. Er hatte schon vor Jahren gelesen,

Gondelführer in Venedig

daß hier auch die Gondelführer mit der Poesie verwandt waren. Von dieser Zunft hätte man es kaum erwartet; sie führten sich gar nicht zahm und fein auf. „Sie sind lustig und singen viele Lieder" berichtete Volkmann; „insonderheit ist der Tasso unter ihnen Mode, aus dem sie lange Stellen auf Rezitativen-Art absingen können." Welche Merkwürdigkeit! Wasserfuhrmann, starker Kerl und Tasso-Sänger! Aber Mode war solches Heruntersingen des ‚Befreiten Jerusalems' auch schon lange nicht

mehr, und erst, nachdem sich Goethe einem Fremdenführer anvertraut hatte, gelang es ihm, durch diesen Kundigen zwei solche Ruderer zu bestellen, die ihm den alten Gesang vorführen konnten. Die Gondel kostete 3 Lire den Abend, der Gesang 6. Bei Mondenschein bestieg der deutsche Dichter mit seinem Führer das Schiff; den einen Sänger hatte er vor, den andern hinter sich, und Diese wechselten nun ab, die Verse zu singen. Die Melodie kannte Goethe schon aus Rousseaus ‚Romanzen und Duos'; es war ein Mittelding zwischen Choral und Rezitativ; als Text brauchten sie nicht Tassos Original, sondern eine Umdichtung in die venezianische Mundart:

L'arme pietose de cantar gho vogia
E de Goffredo la immortal braura,
Che al fin l'ha liberà co strussia e dogia
Del nostro buon Gesù la sepoltura . . .

Der Genuß, den Beiden zuzuhören, war nicht eben groß; nach Art aller ungebildeten Menschen schienen sie vor allem die Stärke ihrer Stimme zeigen zu wollen; aber der gutwillige Goethe erklärte sich eben aus diesem lauten Schreien die Entstehung dieses Singens. Es war ja nicht für zwei Menschen im selben Kahne, sondern auf größere Entfernung berechnet. Irgend ein müßiger Schiffer sitzt in seiner Gondel oder auf einer Insel und fängt an, zum Zeitvertreib aus dem langen Gedichte, das er auswendig weiß, eine Strophe gleichsam auszurufen. Er läßt sein Lied schallen, so weit er's kann.

Über den stillen Spiegel verbreitet sich's weit. In der Ferne vernimmt's ein Anderer, der die Melodie kennt, die Worte versteht, und antwortet mit dem folgenden Verse; der Erste Diesem wieder, und so ist Einer immer das Echo des

Andern, und der Gesang währt Nächte durch, unterhält sie, ohne sie zu ermüden. Je ferner also sie von einander sind, desto reizender ist das Lied.

Daraus folgt, daß der Zuhörer zwischen zwei entfernten Sängern sich befinden müßte, und so stieg Goethe mit seinen Begleitern an der Giudecca aus und ließ die beiden Gondelführer auf dem Damme links und rechts eine gute Strecke weiter gehen. Er selber schritt dann zwischen den Beiden auf und ab, so daß er immer Den, der an der Reihe war zu singen, verließ und Dem, der eben aufhörte, sich näherte.

Da ward mir der Sinn des Gesangs erst aufgeschlossen. Und alsdann, als Stimme aus der Ferne, klingt es sonderbar, wie eine Klage ohne Trauer, und hat etwas unglaublich, bis zu Tränen Rührendes.

Als Goethe nachher mit seinem Führer nach Hause ging, sagte er: er müsse heute wohl besonders weich gewesen sein, weil ihm die Tränen gekommen waren. Aber der gute Alte — eigentlich ein Deutscher, er hatte sich jedoch an das Italienische gewöhnt — meinte auch: »É singolare come quel canto intenerisce! E molto piu quando é piu ben cantato.« Der Abend war übrigens einer von jenen, die uns weich stimmen; sie gingen noch ein wenig auf dem Markusplatze und am Ufer herum.

Der Vollmond an einem ganz reinen Himmel, über den Lagunen, den Inseln, der sonderbaren Stadt, macht ein herrliches Schauspiel. Der Platz sieht wie eine seltsame Operndekoration aus, und Alles ist voll Menschen.

Und der Alte sprach noch weiter über die unteren Volksschichten, die er gut kannte. Er erzählte von den

Weibern in den Fischerdörfern auf dem Lido draußen, in Palestrina, Malamocco, Chioggia. Wenn ihre Männer zum Fang auf dem Meere sind, setzen sie sich des Abends an das Ufer und beginnen, diese Gesänge mit durchdringender Stimme zu singen; dann lauschen sie, bis sie aus der Ferne die Antworten der Ihrigen vernehmen, und so unterhalten sich die Getrennten Stunden lang. Das mußte Goethe sogleich seiner geliebten Frau v. Stein schreiben!

Es läßt sich leicht denken, daß ein naher Zuhörer wenig Freude an diesen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meers kämpfen. Aber wie menschlich und wahr wird der Begriff dieses Gesangs! Wie lebendig wird mir nun diese Melodie, über deren toten Buchstaben wir uns so oft den Kopf zerbrochen haben. Gesang eines Einsamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein Andrer, Gleichgestimmter höre und ihm antworte.

Warum kann ich Dir nicht auch einen Ton hinüber schicken, den Du in der Stunde vernähmest und mir antwortetest!

*

Das war hier eine Stadt des Gesanges! „Man singt auf den öffentlichen Plätzen, in den Straßen und auf den Kanälen" berichtet Goldoni von seinen Landsleuten. „Die Kaufleute singen, wenn sie ihre Waren losschlagen; die Arbeitsleute singen, wenn sie von ihrer Arbeit gehen, und die Gondoliere singen, wenn sie ihre Herren erwarten."[1])

[1]) Ich entnehme einige solcher kleinen Stellen aus Julius Vogels vortrefflichem Buche ‚In der Stadt der Lagunen, Skizzen zu Goethes Aufenthalt in Venedig', Leipzig 1912.

Eine musikalische Besonderheit dieser Stadt waren die geistlichen Konzerte in vier Hospitälern. Diese Hospitäler beherbergten nämlich nicht so sehr Kranke wie alte Leute und Kinder; sie dienten zumeist der Erziehung von Findlingen und Waisen. Die kleinen Mädchen, die musikalisches Talent zeigten, wurden im Gesang und zu allen Instrumenten ausgebildet; sie zeigten dann ihre Künste jeden Sonn- und Feiertag. Nach Nonnenart gekleidet, standen sie hinter einem Gitter im Empore der Hospitalkirche und führten ihre Oratorien

Kirche und Hospital der Bettelmönche

entweder ganz allein auf oder hatten doch nur einen einzigen Berufsmusiker als Kapellmeister über sich. Die großen Tonsetzer Sacchini und Galuppi hatten als solche Kapellmeister dieser Waisenkinder gedient, früher auch der Sachse, il Sassone, womit der deutsche Meister Johann Adolf Hasse gemeint war. Bei den Mendicanti seien die schönsten Stimmen, las Goethe im Volkmann; also suchte er gleich am ersten Sonntage nach seinem Plane die Kirche der Bettelmönche auf. Er fand sie voll von Zuhörern; Waisenknaben sammelten bei Denen, die Stühle benutzten; man gab

ein paar Soldi, in deutschem Gelde etwa einen Groschen. Die Stimmen waren wirklich entzückend! Goethe hörte einen Alt von einer Schönheit, die er noch nicht hatte denken können; das Mädchen sang den König Saul. Die Musik solcher italienischen Oratorien war in der Regel von einer auffällig munteren und freudigen Art. Der Genuß wäre ganz vollkommen gewesen, wenn nicht der Kapellmeister, der die Mädchen anführte, den Takt mit einer Rolle Noten so laut gegen das Gitter geschlagen hätte, als wäre Dies eine erste Lektion in einer Schulstube.

Der fremde Ton hebt alle Harmonie auf, und Das ist ein Musiker und hört es nicht! Oder er will vielmehr, daß man seine Gegenwart am Klappen vernehmen soll, da es besser wäre, er ließe seinen Wert an der Vollkommenheit der Ausführung erraten. Ich weiß, die Franzosen haben's an der Art; den Italienern hab' ich's nicht zugetraut.

Am nächsten Sonntag ging er wieder zur selben Kirche: die herrliche Altstimme zog ihn dahin. Und wieder hatte er dieselbe tiefe Freude. Ach, warum konnte er nicht die schönste der Arien durch einen guten Geist zu den Ohren der Freunde senden! Ach, warum ist es uns, die wir's erlebt, nicht gegeben, solchen Eindruck beständig im Ohre und Gefühle zu behalten!

*

Die Theater wurden in diesen Wochen wieder für den Karneval eröffnet, denn der Karneval, also auch das Maskentragen, begann hier schon mit dem Oktober. Goethe hörte zuerst eine Oper in Sankt Moses — die

Theaterhäuser wurden nach den Kirchspiel-Heiligen benannt — dann eine Kunstkomödie in Sankt Lukas, eine Tragödie von einem Italiener in einem ungenannten Theater, die ‚Elektra' aus dem Französischen des Crebillon in Sankt Chrysostomus, eine alte Lokalposse von Goldoni: ‚Le baruffe chiozzote' wieder in Sankt Lukas und ebendort eine neue Posse, ‚L' inglicismo in Italia'.

An der Oper, am Ballett, am Inhalt der gesprochenen Stücke war nicht viel; aber die ganze Art der Schauspielerei, das Verhältnis zwischen der Bühne und dem Parterre und den Logen wirkte auf den deutschen Theatermann fast wie ein Neues, weil er Dergleichen bisher nur in schwächeren Graden gesehen hatte. Das Theaterwesen war hier keineswegs edler, sondern viel volkstümlicher als in Deutschland, viel mehr eine Unterhaltung für das Publikum, aber auch aus dem Publikum heraus. Hier war keine Rede davon, daß der Dichter oder Tonsetzer sich wie ein Fremder und Göttlicher vom Parnassos herabneigte, um eine andächtig-stille Zuhörerschar in eine ideale Welt zu sich empor zu ziehen. Sie wirkten hier vielmehr als Brüder und Gevattern der Menge, oder doch als gute Nachbarn. Seit Jahrzehnten waren die wichtigsten Bühnendichter für diese Stadt zwei Einheimische: Carlo Goldoni und Graf Carlo Gozzi; auch wurde die Musik in der Stadt selbst zubereitet. Und so empfingen auch die Schauspieler ihre Vorbilder nicht so sehr von höheren Fremden, sondern erzeugten sie viel freier aus sich heraus. Es gedieh hier noch die alte „Kunstkomödie", nämlich die von den Schauspielern selbst zur Hälfte

erschaffene. Hierbei wurden die Stücke von ihrem Urheber nur skizziert, soviel wie auf einem Zettel möglich war; nur der Gang der Handlung war dadurch bestimmt, die Worte aber standen den Spielenden frei. Diese Komödien alter Art spielten immer zwischen längst wohlbekannten Figuren oder Charakteren, und diese Charaktere trugen bestimmte Masken und immer die gleichen Kleider. Die gewöhnlichsten und wichtigsten Figuren waren Pantalone, der Dottore, Brighella und Harlekin. Pantalone stellte einen alten würdigen Kaufmann aus Venedig vor; er hatte einen langen Bart, kam in schwarzem Mantel, wollener Mütze und rotem Kamisol daher; seine Strümpfe und Beinkleider waren aus einem Stück, woher denn für lange Hosen der Name Pantalons üblich wurde. Der Doktor war ein Jurist aus Bologna, gleichfalls ein Alter; man erkannte ihn an der gerötеten Nase. Brighella (oder Scapino) ist der spitzbübische Bediente; seine schwarze Maske sollte andeuten, daß er aus Bergamo stammt, wo die Menschen vom Leben in der Sonne braun sind. Ebendorther kommt der gutmütigere Possenreißer Arlechino, im Deutschen Hanswurst geheißen; auch er trug eine schwarze Maske, seine Bekleidung bestand aus allerlei bunten Flicken. Sein Schätzchen hieß Columbine oder Smeraldina; sie war das einzige Frauenzimmer neben den Männern.

Goethe hatte viel Freude, eine solche Stegreifposse mit Masken drei Stunden lang mit anzusehen. Es war „ein tolles Sujet, mit unglaublicher Abwechslung“; er hatte kaum je natürlicher agieren sehen, als diese Masken taten; sie brachten „ein ausgezeichnetes glück-

liches Naturell" zu ihrem Geschäfte mit; beständige Übung steigert die Leistung. Und wie reich und anschaulich ist doch die Geberdensprache dieser Südländer! „Doch ist immer wieder", fand Goethe, „das Volk die Base, worauf Das alles steht. Das Ganze macht's, nicht das Einzelne." Das Volk spielte gleichsam selber den ganzen Tag Theater und schloß dann den Tag, indem es allerlei Übertreibungen und Erfindungen zu seiner gewöhnlichen Komödie sich auf der Bühne vormachen ließ und selber dazu lärmte. So vergingen ihm Morgen, Mittag und Abend.

Auf dem Platz und am Ufer und auf den Gondeln und im Palast. Der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarn, der Advokate und sein Gegner: Alles lebt und treibt und läßt sich's angelegen sein, und spricht und beteuert und schreit und bietet aus und singt und schilt und flucht und lärmt. Und abends gehn sie ins Theater und hören das Leben ihres Tags, nur künstlich zusammengestellt, artiger ausgestutzt, mit Märchen durchflochten usw. und freuen sich kindisch und schreien wieder und klatschen und lärmen.

Deshalb hatten diese Bewohner Venedigs auch alle etwas Gemeinsames: Schauspieler, Advokaten, Prediger, Kaufleute, Alle. „Sowohl, weil sie von einer Nation sind, die beständig im Leben und Sprechen begriffen ist, als auch, weil sie sich untereinander nachahmen." Goethe achtete auf ihre Lieblingsgesten und übte sich, sie nachzumachen, um später seinen Freunden in Weimar damit Spaß zu bereiten.

Man könnte meinen, daß eine solche Beteiligung des Publikums bei einer Tragödie nicht möglich sei; aber als Goethe ein Trauerspiel von Gozzi gesehen

hatte, lachte er noch, als er in seinen Gasthof zurückgekehrt war. Nämlich über die Zuschauer. Das Stück hatte Alles gehabt, was zur Herzensrührung gehört: zwei Väter, die sich hassen, Söhne und Töchter aus diesen feindlichen Familien leidenschaftlich über's Kreuz verliebt, das eine Paar sogar heimlich verheiratet. Es ging wild und grausam zu, und, um die jungen Leute glücklich zu machen, blieb nichts Andres übrig, als daß sich die beiden Väter gegenseitig erdolchten. Das gewaltige Händeklatschen nach dem Fallen des Vorhangs wäre ja auch in Deutschland denkbar, nur daß hier gerade der letzte Auftritt so traurig ausging, daß eigentlich die Tränendrüsen statt der Hände hätten antworten müssen.

Aber das Klatschen vermehrte sich nur; es ward Fuore! gerufen, und endlich bequemten sich die zwei Liebespaare, hinter dem Vorhang hervorzukriechen, ihre Bücklinge zu machen und auf der andern Seite wieder abzugehn. Das Publikum war noch nicht befriedigt und klatschte fort und rief: „I morti!" Das dauerte so lange, bis die zwei Alten auch herauskamen und sich bückten, da denn einige Stimmen riefen: „Bravi i morti!" Es wurde ihnen viel geklatscht, und sie gingen ab. Es verliert diese Posse viel, wenn man nicht das „Bravo! bravi!", das die Italiener immer im Munde haben, so in den Ohren hat wie ich, und dann auf einmal auch sogar die Toten mit diesem Ehrenwort anrufen hört. Ich habe recht innerlich gelacht.

Ebenso lustig war's aber auch schon im Verlaufe des Stückes einmal gewesen, als der Tyrann seinem Sohne ein Schwert reichte und von ihm forderte, daß er seine eigene Gemahlin umbringe, die daneben stand. Da begann das Publikum gegen den grausamen Vater

zu murren, und es fehlte nicht viel, so hätte es von dem Alten verlangt, daß er sein Schwert zurücknehme, wodurch dann freilich die ganze fernere Handlung unmöglich geworden wäre.[1])

Eine wichtige Erkenntnis nahm sich Goethe aber auch aus dieser Tragödie und der Beobachtung dieser Venetianer mit: sie genossen es am meisten, wenn der Held gut redete; so gern sie lachten und albern waren und Kurzweil trieben, so schätzten sie doch eine kunstvolle Rede sehr, die klug gedacht und trefflich vorgetragen wurde. Die Nordländer aber, bei denen noch nie eine Redekunst heimisch gewesen, hatten ihre Schauspiele den Vorfahren dieser südlichen Menschen, den Griechen und Römern, nachgemacht. Jetzt verstand Goethe erst, weshalb in den griechischen Trauerspielen immer so lange Reden gehalten, so ausführlich das Für und Wider der Sache erörtert werden. Denn die Athener liebten ja den Redestreit und die Redekunst noch mehr als die Venetianer und, da sie den ganzen Tag vor den Gerichtsstellen lagen, so verstanden sie sich auch darauf. In unsere so viel späteren Kunstwerke wollen diese langen, anwaltsmäßigen Redekämpfe eigentlich nicht passen; jedenfalls wären sie auf unserem Boden nicht aufgekommen.

Der andere Bühnendichter Venedigs, Goldoni, war in ganz Europa bekannt; man durfte ihn neben Molière

[1]) Im Alter erzählte Goethe bestimmter: „Sie verlangten, der Alte sollte sein Schwert zurücknehmen ... Endlich entschloß sich der bedrängte Sohn, trat ins Proszenium und bat demütig: sie möchten sich nur noch einen Augenblick gedulden; die Sache werde noch ganz nach Wunsch ablaufen."

und Voltaire stellen; für Italien bedeutete er den Reformator des Theaters. Er hatte den Kampf gegen die Masken, Typen und Stegreifpossen aufgenommen, obwohl er deren doch auch einige schuf. Ursprünglich war er hier Advokat gewesen; dem Schauspieldichten widmete er sich seit 1734; seit 1761 lebte er in Frankreich. Unter seinen Stücken, deren Zahl auf 199 anwuchs, waren viele vortreffliche. Goethe sah hier eine Ortsposse, die ‚Händel in Chioggia', und da er gerade den vorigen Tag in jenem Fischerstädtchen gewesen war und die Leute dort fleißig beobachtet hatte, so konnte er die ganz vorzügliche Wiedergabe dieser Menschen, ihres Gehabens, ihrer Redeweise bewundern, wenn er auch nicht alle wunderlichen Reden und örtlichen Anspielungen verstand. Die Handlung, die teils am Strande, teils in einer Gerichtsstube vor sich ging, war Nebensache; vielmehr sollte die Nachahmung des bekannten Lebens ergötzen; „Das gewöhnliche Geschrei im Guten und Bösen dieser Leute, ihre Händel, Heftigkeit, Manieren, Gutmütigkeit, Plattheit, Witz, Humor usw." Und der Zweck wurde auch diesmal erreicht. Goethe mußte herzlich lachen.

Aber auch so eine Lust hab' ich nicht gesehen, als das Volk hatte, sich und die Seinigen so spielen zu sehn. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zum Ende. Ich muß aber auch sagen, daß die Aktör' es exzellent machten. Sie hatten sich gleichsam nach der Anlage der Charaktere in die verschiedenen Stimmen geteilt, die dem Volk gewöhnlich sind. Es betrog einen von Anfang bis zu Ende.... Vorzüglich ist aber der Verfasser zu loben, der aus Nichts den angenehmsten Zeitvertreib seinem Volk verschafft hat. Man sieht die unendlich geübte Hand durchaus.

*

Immer flossen hier in Venedig Leben und Schauspiel zusammen! Wenn zur Zeit des hohen Karnevals auf dem Markusplatze unter dem Gewimmel des leichtfertigen Volks ein Kapuziner auf eine Art von Kanzel trat und gegen die verderblichen Sünden zu eifern anfing, meinte er es gewiß ebenso ehrlich wie gegenüber der Volkssänger, der seine neuesten canzonette veneziane vortrug, und wie der Marktschreier, der seine Ware anpries; aber für den Zuschauer war der schreiende Mönch auch nur eine Figur auf der Bühne. Denselben Eindruck hatte Goethe, als er an dem Festtage des heiligen Franziskus in der Kirche Francesco alle vigne eine Predigt hörte:

Des Kapuziners laute Stimme ward von denen Verkäufern vor der Kirche mit ihrem Geschrei, gleichsam als einer Antiphone, akkompagniert. Ich stand zwischen Beiden, und es nahm sich gut aus.

Ja, ganz Venedig nahm sich gut aus. Und bei den Obersten im Staat schien das Sich-gut-ausnehmen das Hauptgeschäft zu sein. Sie stellten eine große Macht dar, nämlich die ehemalige Macht Venedigs. Unter den Staats-Zeremonien fiel die wichtigste, die Vermählung des Dogen mit dem Meere, in das Frühjahr; der Ring, den der Doge in die blaue Flut der Adria warf, bedeutete die Seeherrschaft Venedigs. Viele andere Feste waren Erinnerungen an bestimmte geschichtliche Ereignisse; Goethe konnte den 7ten Oktober mitfeiern, das Gedächtnis der Seeschlacht bei Lepanto 1571, wo Venedig mit seinen Verbündeten die Türken zurückwarf. Seitdem hatten die damals Besiegten zwar längst ihre Herrschaft an vielen Stellen

befestigt, wo einst Venedig regierte; aber man freute sich doch noch immer des ehemaligen Triumphes und labte die Augen an den Fahnen, die einst den Ungläubigen abgenommen worden waren. Das feierliche Hochamt zum Gedächtnis dieses Sieges ward in der kleinen Kirche der heiligen Justina gehalten. Goethe harrte in der Menge auf das Erscheinen des Staatsoberhauptes, des alten Dogen Paolo Renier.

Wenn die vergoldeten Barken ankommen, die ihn und einen Teil des Adels bringen, die seltsam bekleideten Schiffer sich mit ihren roten Rudern bemühen, am Ufer die Geistlichkeit, die Brüderschaften mit denen hohen, auf Stangen und tragbaren langen silbernen Leuchtern gesteckten Wachskerzen stehen und drängen und warten und die langen violetten Kleider der Savii[1]), dann die langen roten der Senatoren auftreten und endlich der Alte im langen goldenen Talar mit dem Hermelinmantel aussteigt, Drei sich seiner Schleppe bemächtigen und dann wieder soviel Nobili folgen, Alles vor dem Portal einer Kirche, vor deren Türe die Türkenfahnen gehalten werden, so glaubt man auf einmal eine alte gestickte Tapete zu sehn, aber eine recht gut gezeichnete Tapete![2]) . . . .

Der Doge ist ein gar schön gewachsener und schön gebildeter Mann. Man sieht ihm aber an, daß er krank ist

---

[1]) Eine Art vortragende Räte; es gab ihrer sechs.

[2]) Die Senatoren waren die eigentlichen Regenten der Republik; sie gingen aus 206 Adelsfamilien hervor und waren sechzig an der Zahl. Der Doge war ihr Vorsitzender und Repräsentant ohne besondere Machtbefugnisse: rex in purpura, senator in curia, in urbe captivus, extra urbem privatus, also König dem Purpur nach, im Rate ein Senator wie die Andern, in der Stadt ein Gefangener, außer der Stadt Privatmann.

und sich nur noch so um der Würde willen unter dem schweren Rocke grad hält; sonst sieht er eben aus wie der Großpapa vom ganzen Geschlechte und ist gar hold und leutselig. Die Kleidung steht sehr gut . . .

Etwa fünfzig Nobili in langen dunkelroten Kleidern waren mit ihm, meist schöne, keine einzige vertrackte Gestalt. Mehrere groß, mit großen Köpfen, vorgebauten Gesichtern, weiß, weich, ohne schwammig oder fatal satt auszusehn. Vielmehr klug, ohne Anstrengung, ruhig, selbstgewiß. Leichtigkeit des Daseins und durchaus eine gewisse Fröhlichkeit . . .

*

Goethe versäumte auch nicht, das Arsenal zu besichtigen, diejenige Stätte, wo man die vormalige und die noch übriggebliebene Macht Venedigs am besten vor Augen hatte. Dies Arsenal, das größte Europas, auf einer Insel für sich am Ostende der Stadt als eine Festung auferbaut, war durch eine einzige Brücke von der Stadt aus zugänglich und hatte einen zweiten Zu- und Ausgang für Schiffe auf der Seeseite; es konnte für unangreifbar gelten, und manche Venetianer mochten sich jetzt noch einbilden, daß diese Mauern und Gebäude den eigentlichen Schutz Italiens und der Christenheit gegen die Türken darstellten. Hier wurden 6000 Geschütze und alle Waffen für 50 000 bis 60 000 Mann aufbewahrt; hier wurden immer neue Kanonen gegossen; hier wurden Schiffe gebaut und ausgebessert; sehr viele Arbeiter waren beschäftigt, Taue und Segel herzustellen oder Masten zu zimmern und was sonst zum Seewesen gehört. Eine besondere Sehenswürdigkeit war neben vielen Rüstungen früherer Könige und Helden der Bucentoro, die prächtigste Barke der Welt, dazu be-

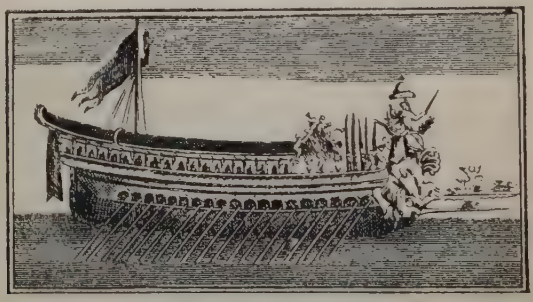
bestimmt, den Dogen alljährlich am Himmelfahrtstage zu seiner Hochzeit mit der Adria hinauszutragen. Es war ein Schiff für etwa 200 Menschen; seine Name soll aus ducentorum verderbt sein: navilium ducentorum hominum. Im untersten Verdeck hatten auf jeder Seite sechsundzwanzig Ruderer Platz; auf dem höheren Verdeck befand sich ein Prunksaal, mit dunkel-

Im Innern des Arsenals

rotem Sammet ausgeschlagen, mit vielen Spiegeln, Vergoldungen und Schnitzwerken verziert. An der einen Wand stand der Thron des Dogen; um ihn herum waren die Sitze der Senatoren und fremden Gesandten aufgebaut. Goethe besah dies Schiff mit großem Vergnügen.

Es ist eine Prachtgaleere, aber ein schöner Gedanke und gut ausgeführt. Ich komme immer auf mein Altes zurück: wenn der Künstler einen echten Gegenstand hat, so kann er

etwas Echtes machen. Hier war die Aufgabe, eine Galeere zu machen, die wert wäre, die Häupter einer Republik an dem feierlichsten Tage zum Sakramente ihrer althergebrachten Herrschaft zu tragen, und es ist brav ausgeführt. Ganz Zierat! Also darf man nicht sagen: „mit Zierat überladen." Ganz Schnitzwerk und vergoldet; sonst zu keinem Gebrauch: eine wahre Monstranz, um dem Volke seine Häupter recht herrlich zu zeigen. Und wir wissen, daß das Volk, wie es gern seine Hüte schmückt, auch seine Obern gerne herrlich und



Die Staatsbarke Bucentoro

geputzt sieht. Es ist ein rechtes Familienstück, woran man sehen kann, was die Venetianer waren und sich zu sein dünkten.

Für sich selbst viel wichtiger aber empfand es Goethe, daß er in diesem Arsenale zum ersten Male einen Blick in das Seewesen tat, in jene Handwerke, die eine Schiffahrt erst ermöglichen. Eben jetzt war das Gerippe eines Kriegsschiffes von 84 Kanonen fertig; er ließ es sich im Einzelnen erklären. Und er freute sich, daß er von vielen Arbeiten doch schon allerlei verstand; er kannte zum Beispiel die Holzarten recht gut. Hier in diesen großen Werkstätten mußte ihm wohl der Gedanke kommen, daß die schönen

Künste, mit denen sich die gelehrten und feinen Leute so gern beschäftigen, doch eigentlich viel weniger bedeuten als das notwendige Handwerk. Und deshalb nahm er sich vor: wenn er sich hier in Italien mit Bildern, Statuen und Prachtbauten vollgesogen, also sein Gemüt darüber beruhigt haben werde, so wolle er nach seiner Rückkehr sich den Handwerken zuwenden und zum Beispiel Chemie und Mechanik gründlich studieren.

Denn die Zeit des Schönen ist vorüber! Nur die Not und das strenge Bedürfnis erfordern unsre Tage.

*

Am 6ten Oktober fuhr Goethe mit seinem Lohnbedienten endlich durch die westlichen Lagunen hinaus zum Lido, jenem mächtigen Schutzwall, den die Natur aus dem Geröll der hier mündenden Gebirgsströme hat entstehen lassen und den die tüchtigen Republikaner Venedigs durch großartige Steinquadermauern befestigt haben; auch in neuester Zeit hatten sie für diese Sicherheitsbauten noch Großes geleistet. Gegen diesen Wall wogt auf der einen Seite das Meer an; Goethe hörte es schon brausen, ehe er es sah; als er nun auf die Höhe der Landwand gestiegen war, da lag es plötzlich nahe vor ihm. Es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich doch zurückzog, denn es war um Mittag, Zeit der Ebbe. Unser Freund fühlte sich glücklich, nun auch das ewige Meer mit Augen zu sehen, und er eilte hinunter zu der „schönen Tenne“, die es weichend zurückläßt; er ging den Wellen nach. Er wäre auch gern ein Stück hinausgefahren, aber die Gondeln wagen

sich nicht auf das Meer; so verschob er dies Erlebnis auf ein ander Mal. Auch beschäftigte ihn der Strand genugsam. Er sah unzählige Muscheln und Seetiere liegen; da dachte er an seine Knabenfreunde in Weimar, an Fritz v. Stein, August Herder und die Andern, und wünschte sie her, und war doch auch selber Kind genug, dies Spielzeug aufzulesen, und entschuldigte sich, daß er in den Muschelschalen den schwarzen Farbstoff des hier sehr häufigen Dintenfisches trocknen wolle. Nicht lange aber währte es, so ward er wieder ganz Naturforscher, und für diese Stelle wunderlich genug: Botaniker. Freilich hatten hier die Pflanzen unter ganz besonderen Umständen ihr Dasein zu erkämpfen! Wie halfen sich denn auf diesem Lido die Kinder der Flora durch?

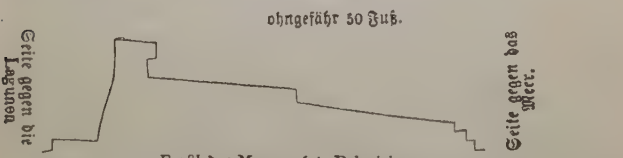
Sie sind alle zugleich mastig und streng, saftig und zäh, und es ist offenbar, daß das alte Salz des Sandbodens, mehr aber die salzige Luft ihnen diese Eigenschaft gibt. Sie strotzen von Säften wie Wasserpflanzen; sie sind fest, zäh wie Bergpflanzen. Wenn ihre Blätterenden zu Stacheln inklinieren, wie bei Disteln, sind sie gewaltig spitz und stark. Ich fand einen solchen Busch Blätter: es schien mir unser unschuldiger Huflattich, hier aber mit scharfen Waffen bewaffnet, und das Blatt wie Leder .... So auch die Samenkapseln, die Stiele, Alles: mastig und fest. Die Binsen spitz und steif, daß sie wohl stechen.

Aber auch der Zoologe regte sich wieder. In der Stadt war Goethe schon gern über den Fischmarkt gegangen, der immer eine sehr mannigfaltige Sammlung bot, denn die Venetianer finden sämtliche „Früchte des Meeres" genießbar, nachdem sie tüchtig in Öl gesotten sind. Hier am Strande sah man denn doch noch Neues.

Und Goethe freute sich, „daß Das nun Welt und Natur wird und aufhört, Kabinett zu sein.“

Nach drei Tagen ließ er sich noch einmal zum Lido und Meere fahren, diesmal nach Palestrina und noch weiter südwärts nach Chioggia. Gerade hier waren die Befestigungsbauten bewundernswert; Goethe zeichnete sich einen Durchschnitt in sein Tagebuch.

Wiederum ging er am Strande entlang und achtete auf Pflanzen und Tiere. Die Wirtschaft der Seeschnecken, der Patellen, der Taschenkrebse machte ihm



Profil der Mauern bey Palestrina.

den größten Spaß, und ernsthafte Gedanken hatte er auch dabei:

Was ist doch ein Lebendiges für ein köstlich-herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande! Wie wahr! Wie seiend! Und wieviel hilft mir mein bischen Studium, und wie freu ich mich, es fortzusetzen!

Die weite See aber, die gewaltige Flut, ihre tausend Reize für die Augen des Künstlers, ihre Stimmungen: gar wenig Obacht schien dieser Dichter dafür zu haben! „Das Meer ist ein großer Anblick“: so schrieb er nach dem ersten Besuche wie ein andrer Philister nieder, und dabei blieb es. Er war eben doch auch ein Kind seiner Zeit und mußte erst lernen, unentdeckte Schönheiten allmählich wahrzunehmen. Was er in diesen

Tagen vornehmlich sah, war das Staatsmännische der venetianischen Regenten und das Amphibische dieses Küstengebietes. Oder mit anderen Worten: er bewunderte den höchst mühsamen, kühnen und gefährlichen Kampf des Menschen gegen das Meer, dessen Erfolg hier mit Händen zu greifen war. Erdgeborene hatten

Rückkehr vom Lido

dem Gotte Neptun Land abgewonnen und verteidigten es zäh gegen seine immer erneuten Angriffe. Tief senkte sich dieser Eindruck in sein Inneres. Wer einen Helden malen oder dichten wollte, der das Höchste erstrebt, müßte er ihn nicht auch in diesem Ringen gegen gewaltigste Wassergeister darstellen?

Als Goethe nach diesem köstlichen Tage wieder in die Stadt kam, gelüstete es ihn, noch einmal auf den

Campanile zu steigen um jetzt, zur Zeit der Ebbe, die Lagunen von oben herab zu sehen, jetzt „in ihrer Demut“, denn neulich hatte er sie „in ihrer Herrlichkeit, zur Zeit der Flut“ vor Augen gehabt. Man mußte beide Bilder verbinden können, um den richtigen Begriff zu bekommen.

Es sieht sonderbar aus, da überall Land erscheinen zu sehen, wo vorher Wasserspiegel war. Die Inseln sind nicht mehr Inseln, sondern nur höher bebaute Plätze eines großen graugrünen Morastes, den schöne Kanäle durchschneiden. Der sumpfige Teil ist mit einem Wassergras bewachsen und muß sich auch dadurch nach und nach heben, obgleich Ebbe und Flut beständig dran rupfen und wühlen und der Vegetation keine Ruhe lassen.

*

Bei seinem täglichen Herumgehen kam Goethe mit einem alten Franzosen ins Gespräch, der gleichfalls der Sehenswürdigkeiten wegen hier war. Ein feiner Mann von Adel, der vortreffliche Empfehlungen bei sich führte; aber da er kein Italienisch sprach und es wohl auch für unmöglich hielt, daß ein Edelmann aus Versailles diese Mundart erlerne, so irrte er manchmal recht hilflos herum. Als ihm Goethe nun Dies und Das von Venedig erzählte, fragte er, wie lange der deutsche Herr schon hier sei. „Vierzehn Tage“ war die Antwort. „Ah!“ versetzte der erstaunte Franzose, „il paraît que vous n'avez pas perdu votre temps.“

Und doch verließ Goethe immer erst nach Mittag seinen Gasthof; jeden Morgen arbeitete er in seiner Stube, und da war er nach allen Eindrücken dieser Wunderstadt immer wieder er selbst. Und, wie in

Vicenza, ließ er sich auch hier von Iphigenia und Palladius beherrschen. Er hatte gehofft, die Umarbeitung seines Dramas in diesem Zimmer zu beendigen; sie ging auch gut von statten, aber längst nicht so rasch, wie er für möglich gehalten.

Der vierte Akt wird fast ganz neu. Die Stellen, die am fertigsten waren, plagen mich am meisten. Ich möchte ihr zartes Haupt unter das Joch des Verses beugen, ohne ihnen das Genick zu brechen. Doch ist's sonderbar, daß mit dem Silbenmaß sich auch meist ein besserer Ausdruck verbindet.

Ebensoviel wie mit diesen Gestalten der griechischen Sage unterhielt er sich mit dem griechisch gesinnten Baumeister Palladio. In einem Buchladen zu Padua war es ihm endlich gelungen, das Werk zu erhalten, was er schon vor vier Jahren vergeblich bestellt hatte, Palladios eigene ‚Quarto libri dell' architettura'; bisher hatte er sich an die Werke Anderer über den großen Meister halten müssen. Nun besaß er über die Baukunst ein Lehrbuch, an das er ebenso glauben konnte, wie Lavater an seine vier Evangelien.

Jetzt studier' ich's, und es fallen mir wie Schuppen von den Augen; der Nebel geht auseinander, und ich erkenne die Gegenstände. Auch als Buch ist es ein großes Werk. Und was Das ein Mensch war! Meine Geliebte, wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe, da es mir nun so leicht wird, zum Großen überzugehen, das nur der höchste, reinste Punkt des Wahren ist!

Und wie herrlich traf es sich, daß er gerade hier in Venedig lesend und abzeichnend dies Werk vor sich auf dem Tische hatte. Denn hier gab es ja auch wichtige Bauten dieses Meisters, und Palladio sprach über sie in seinem Buche. Er berichtete, daß er in Venedig

einmal den Versuch gemacht habe, die Wohnungen der wohlhabenden Griechen und Römer nachzubilden. Er erwähnte dabei eine Treppe und lobte selber, daß sie wunderbar reussiere: „la quale riesce mirabilmente.“ Goethe eilte sogleich zum Kloster Carita, denn dieses Bauwerk war gemeint: ach, es war nur ein kleiner Teil nach Palladios Plänen ausgeführt worden, und davon auch noch ein Stück durch Brand vernichtet! Aber dieses Wenige zeigte in der Anlage und Ausführung wahrhaftig den großen Meister; es war „seines himmlischen Genius wert.“ Goethe trug diese Bilder nun in liebender Erinnerung mit sich, und ehe er die Stadt verließ, wallfahrtete er noch einmal dahin.

Jahre könnte man in der Betrachtung so eines Werks zubringen ... Mich dünkt, ich habe nichts Höheres gesehen, und ich glaube nicht, daß ich mich irre. Denke aber auch: der treffliche Künstler, mit dem innerlichen Sinn für's Große geboren, den er mit dem größten Fleiß ausgebildet hatte (denn von seiner Mühe, die er sich um die Werke der Alten gegeben, hat man gar keinen Begriff), findet Gelegenheit, einen Lieblingsgedanken auszuführen, eine Wohnung der Alten nachzubilden, da, wo der Gedanke ganz paßt! Er ist in Nichts geniert und läßt sich von Nichts genieren ...

Ein wenig schwärmte Goethe in diesem Falle doch. Ein Kloster, „so vielen Mönchen zur Wohnung, so vielen Fremden zur Herberge bestimmt“, konnte gewiß den Bauten der gastfreien Patrizier des Altertums nachgebildet werden, aber Palladio hatte wieder einmal zu hoch gegriffen; er hatte vorausgesetzt, daß das alte Kloster abgerissen und Nachbarhäuser hinzugekauft würden, „und da mögen Geld und Lust ausgegangen sein.“

Du liebes Schicksal, das du so manche Dummheit begünstigt und verewigt hast, warum ließest du das Werk nicht fertig werden?

Die vom Erbauer selbst gelobte Treppe: Goethe ward nicht müde, sie — auf und ab zu gehen. Es war eine Wendeltreppe mit weiter Spindel, ohne Mittelsäule, die steinernen Stufen in die Wand gemauert und so geschichtet, daß eine die andere trägt.

San Giorgio Maggiore

Zwei große Kirchen nach Palladios Entwürfen sind San Giorgio Maggiore auf der gleichnamigen Insel, den Benediktinern gehörig, und die Kapuzinerkirche Il Redentore auf der Giudecca. Zwei kleine: Santa Lucia und delle Zitelle. Außerdem hat er die Fassade zu San Francesco della Vigna entworfen. Goethe kannte die Fassaden der großen Kirchen schon aus Kupferstichen; hier am Orte gefiel ihm Il Redentore am besten. Im Ganzen ließen ihn diese Kirchen jedoch erkennen, wie sehr bedingt und bedrängt die Baukunst zu sein pflegt: durch den Auftraggeber, die Baustoffe, den Platz, die Umgebung.

Der Baukünstler wird immer wieder zu Halbheiten gezwungen: wie sauer muß Das gerade den Edelsten fallen!

Palladio war so von der Existenz der Alten durchdrungen und fühlte die Kleinheit und Enge seiner Zeit, in die er gekommen war, wie ein großer Mensch, der sich nicht hingeben, sondern das Übrige soviel als möglich nach seinen edlen Begriffen umbilden will. So war er unzufrieden, wie ich aus gelinder Wendung seines Buchs schließe, daß man bei den

Kirche und Hospital delle Zitelle

christlichen Kirchen auf der Form der alten Basiliken fortbaute; er suchte die seinigen der Form der alten Tempel zu nähern. Daher entstanden gewisse Unschicklichkeiten, die mir bei Sankt Redentor sehr glücklich überwunden, bei Sankt Giorgio aber zu auffallend scheinen.

Es plagte unsern Freund in den nächsten Tagen doch noch sehr, daß er nicht ohne Widerspruch zu diesen Bauten seines verehrten Meisters zurückkehren konnte: sollte er sich bemühen, blind zu bewundern? Auf der andern Hand: durfte er wirklich einen Palladio bekritteln? Wie kam er darüber hinweg?

Palladios Bau Il Redentore auf der Giudecca

Ich habe an seinen ausgeführten Werken, besonders den Kirchen, manches Tadelnswürdige gesehen, neben dem Größten, sodaß es mir war, als wenn er dabei stünde und mir sagte: „Das und Das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich nur auf diese Weise, unter diesen gegebenen Umständen, meiner höchsten Idee am nächsten kommen konnte."

Es scheint mir, er habe bei Betrachtung eines Platzes, einer Höhe und Breite, einer schon stehenden Kirche, eines älteren Hauses, wozu er Fassaden errichten sollte, nur überlegt: Wie bringst du hier das Ganze in die größte Form? Im Einzelnen mußt du Eins und das Andere verpfuschen; da oder dort wird eine Inkongruität entstehen; aber Das mag sein! Das Ganze wird einen hohen Stil haben, und du wirst dir zur Freude arbeiten. — Und so hat er das große Bild, was er in der Seele hatte, auch dahin gebracht, wo es nicht ganz paßte, wo er es zerstücken und verstümmeln mußte. Drum ist mir der Flügel in der Carita so wert, weil er da ganz seinem Geiste gefolgt ist. Wäre es fertig, so würde vielleicht kein vollkommner Stück Baukunst jetzt auf der Welt existieren.

Es ist schon gesagt, daß um diese Zeit die Venetianer anfingen, in Masken herumzulaufen, und so bekam auch Goethe Lust dazu. Aber durch Palladio war er noch mehr auf den alten römischen Lehrer der Baukunst, Vitruvius Pollio, geführt worden, und dessen Werk De architectura, das einzige Werk über Baukunst, das uns aus dem Altertum überliefert ist, war hier käuflich, begreiflicher Weise nur zu teuerem Preise. Sollte er nun sein Geld lieber für einen Tabarro oder für den Vitruv ausgeben? Das Buch stellte den dauernden Wert dar, und Goethe kaufte — Beides, die zwei lateinischen Folianten und einen Capello samt Maschera. Und er beugte sich nun vormittags auch über den Vitruv.

Die Baukunst steigt vor mir wie ein alter Geist aus dem Grabe. Sie heißt mich, ihre Lehren wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache studieren. Nicht, um sie zu üben oder mich in ihr lebendig zu freuen, sondern nur um die ehrwürdige und ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüt zu verehren.

Was für ein arger Sonderling war doch dieser Mann, daß er sich hier so tief in Vitruv und Palladio hinein bohrte! Venedig zeigt eine Menge herrliche Renaissancebauten, die freilich oft an Theaterdekorationen erinnern, aber Renaissancepracht ist auch anderwärts möglich. Das Eigentümliche dieser Stadt ist, daß sich hier das Nieder- und Seeländische, was der Deutsche zugleich als nordisch empfindet, mit dem Morgenländischen verbindet, das Rostbraune mit dem Bunten, das Gotische mit dem Byzantinischen. Goethe kannte die germanischen Hafenstädte nur aus den holländischen Malern; er war auch noch wenig von morgenländischer Kunst berührt worden; was ihm hier aber noch mehr als solche Unkenntnis die Augen verschloß, war sein Vorurteil für die antike Kunst, für Griechenland und Rom, seine Verschlossenheit gegen alles Gotische. Also ging er hier abwechselnd blind und sehend herum. Das berühmteste und wundersamste Gebäude in Venedig ist ohne Zweifel der Markusdom; er verlangt jedoch ein nahes Hinzu- und Hineintreten, eine Hingabe an Einzelheiten, ein Offensein für das Fremdartige: hier konnte der Wohlwollende einen großen Schritt in den alten Orient tun! Goethe war in diesem Falle kein Wohlwollender; er begnügte sich mit dem ersten übeln Eindruck.

Die Bauart ist jeden Unsinns wert, der jemals drinne gelehrt oder getrieben worden sein mag. Ich pflege mir die

Fassade zum Scherz als einen kolossalen Taschenkrebs zu denken; wenigstens getrau ich mir, irgend ein ungeheures Schaltier nach diesen Maßen zu bilden.

Den Dogenpalast nannte er „das Sonderbarste, was der Menschengeist, glaub' ich, hervorgebracht hat." Über die zahlreichen andern Paläste schwieg er sich ganz aus. So auch über die allermeisten Kirchen; von der sehr malerischen La Salute, die doch ein Schüler Palladios, Longhena, erbaut hat, urteilte er, sie sei Muster

Der Markusdom

eines schlechten Geschmacks: „eine Kirche, die wert ist, daß Wunder drinne geschehn." Und mit der sehr prächtigen, in ihrer Dekoration lange Zeit vorbildlichen Santa Maria degli Scalzi, die gleichfalls Longhena begonnen hat, meinte er: „Marmor genug und nicht auf die schlimmste Weise zusammengesetzt; aber Nichts von dem hohen Geiste, der sich allein in dem unnachahmlichen Maß, Ordnung, Harmonie spüren läßt."

*

In der Plastik hielt er sich ebenso unbeirrt in seinem klassischen Glauben. In dieser Stadt, die doch nicht bis ins Altertum hineinreicht, suchte er also nur nach Antiken! Für den Colleoni des Verrocchio hatte er keine Augen; nach einem neuesten Künstler wie Canova, der hier kürzlich seine ersten Erfolge errungen,

1. Porta della Libreria di S.t Marco.
2. Bassoril. rappresentante il Sagr. Suoveraurilia.
3. Statua di Leda prigiatissima.
4. Statua di Sileno.
5. Statua di Agrippina di Germanico.
6. Busto di Giulia Mamea.
7. Busto di Lucio Vero.
8. Are triangolary di Bacco.
9. Iscrizione greca dei giuochi Panatenaici.
10. Busto di Giove.
11. Busto di Lucilla.
12. Statua dell'Abbondanza.

Antikensaal der Markus-Bibliothek

hätte er nicht gefragt; dagegen bewunderte er die Marmor-Löwen vor dem Arsenal höchlich, freute sich über die in Kupfer gegossenen Pferde auf dem Markusplatze, die Winckelmann und lange vor ihm Petrarca als kostbare Reste des Altertums gerühmt hatte, wenn Goethe auch fand, daß diese kostbaren Tiere hier stünden wie Schafe, die ihren Hirten verloren haben; er wunderte

sich, wie schwer sie oben, in der Nähe, erschienen, denn unten vom Platze glichen sie leichten Hirschen. Im Antikensaal der Markus-Bibliothek sah er „kostbare Sachen“: eine Minerva, eine Kleopatra, einen Silen, einen Ganymed, der von Phidias sein sollte, eine berühmte Leda, drei Gallier usw. Den Damen Minerva und Kleopatra schlug er in seiner Phantasie rasch die Köpfe und Hände ab, so daß nur die bekleideten Körper übrig blieben; denn nur Diese waren wirklich echt. Noch mehr erlabte er sich im Palast Farsetti an einer Sammlnng von Abgüssen, denn hier standen auch Meisterwerke, die er weder in Mannheim, noch anderwärts gesehen. Eine Kleopatra, die in den Tod hinüber schläft; die Hauptgruppe der Niobiden: die Mutter, die ihre jüngste Tochter mit dem Mantel vor Apolls Pfeilen schützen möchte; einen in seinen Flügeln ruhenden Amor, einen sitzenden und einen stehenden Marius usw. Auch sehr schöne Büsten.

Es sind Werke, an denen sich Jahrtausende die Welt freuen kann. Ich fühle nur auch jetzt, wie weit ich in diesen Kenntnissen zurück bin. Doch es wird rücken, wenigstens weiß ich den Weg. Palladius hat mir ihn auch dazu und zu aller Kunst und Leben geöffnet. Es klingt Das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht so paradox, als wenn Jakob Böhme bei Erblickung einer zinnernen Schüssel über das Universum erleuchtet wurde.

*

Uber die große venezianische Malerschule wußte Goethe schon längst guten Bescheid; sie war zum Beispiel im Winckler schen Kabinett in Leipzig ansehnlich vertreten gewesen, und Tizian gehörte ja in aller Welt

zu den berühmtesten Künstlern. Goethe besah in den Kirchen und Palästen, was für das Sehenswerteste galt, aber ohne Herz. Manches war auch nur unbequem und selbst mit dem Perspektiv, das Goethe bei sich führte, nicht deutlich genug zu sehen; manches Bild war zu sehr nachgedunkelt oder beschädigt. Er erfreute sich nun wohl an Tizian, Tintoretto, Paul Veronese, Tiepolo; er gewann den Tintoretto auf ein paar Tage noch lieber, als er ihn schon lange hatte; wirklich tief gingen diese Eindrücke nicht. Wir kennen seine Abneigung gegen die christlichen Wunder- und Marterstoffe, aber sogar die jungfräuliche Gottesmutter sagte ihm nur halb zu. Denn auch ihr Bild sah er mit den Augen eines alten römischen oder griechischen Denkers. Er scherzte, daß allerdings die Verehrung der Madonna gerade für einen Poeten recht tröstlich sein müsse, denn des Dichters Geschäft ist es ja auch sehr oft, das Unsinnige den Menschen glaubhaft zu machen. Die „Mutter Gottes" ist fürwahr eine schöne Erfindung! Eine Jungfrau, die ein Söhnlein auf dem Arme hat, und die gerade darum „die Allerheiligste Jungfrau" heißt!

Es ist ein Gegenstand, vor dem einem die Sinne so schön still stehn, der eine gewisse innerliche Grazie der Dichtung hat, über den man sich so freut und bei dem man so ganz und gar nichts denken kann, daß er recht zu einem religiösen Gegenstand gemacht ist.

Es war seit tausend Jahren eine allgemeine Ansicht, daß diese vor dem Verstande unmögliche Jungfrau-Mutter das Schönste sei, was dem Maler sich darbiete; aber der Heide Goethe widersprach. Auch vor der Madonna wiederholte er, daß die christlichen Gegen-

stände „die Geißel der Maler“ gewesen seien, und Schuld, daß die Kunst gesunken ist, nachdem sie sich kaum erhoben hatte. „Eine Danae“, fand er, „ist immer eine andere Aufgabe für den Künstler als die Empfängnis Mariä und doch im Grunde derselbe Gegenstand: nur daß der Künstler aus der Ersten viel, aus der Zweiten nichts machen kann.“

*

Goethe hatte es in diesen Wochen öfters mit den Engländern zu tun, obwohl er mit keinem einzigen zusammentraf. Er sah sie auf der Bühne dargestellt, aber die neue Posse ‚L'inglicismo in Italia‘ war ganz schwach, und seine eigenen Gedanken über diese Nation waren ernsthaft. Auch sie gingen jetzt von seinem Stern Palladio aus: ein englischer Kunstfreund, der Konsul Joseph Smith, hatte nämlich Palladios großes Buch, das längst nicht mehr käuflich gewesen war, neu drucken lassen, und in diesem Neudruck besaß Goethe das kostbare Werk. „Das muß man den Engländern lassen, daß sie von lang her das Gute zu schätzen gewußt haben und daß sie eine vornehme Art haben, vornehm zu sein“: so schrieb er in der ersten Freude in sein Tagebuch. Es war ja auch der Engländer Robert Wood gewesen, der dem Jüngling Goethe und seinen Gesinnungsverwandten die Ursprünglichkeit und Schönheit der homerischen Gedichte erschlossen hatte, und schon 1772 hatte Goethe eine Besprechung von Woods Schrift mit dem allgemeinen Satze begonnen: „Außer der britischen besitzt keine der jetzigen europäischen Nationen den Enthusiasmus für die Überbleibsel

des Altertums, der weder Kosten noch Mühe scheut, um sie womöglich in ihrem völligen Glanze wiederherzustellen." Seitdem hatte er noch von mancherlei englischen Unternehmungen erfahren, wodurch Bau- und Bildwerke in Italien, Griechenland, Kleinasien usw. wieder entdeckt und den westländischen Liebhabern zugänglich gemacht wurden. Goethe fühlte sich als ein Nachfolger und ein wenig als Erbe solcher Engländer; er suchte auf dem Lido das Grab des Konsuls Smith auf, denn als Ketzer war auch dieser hochgeachtete Mann dort draußen in ungeweihtem Boden bestattet worden; er dankte dem Toten für seinen Palladio. Sein Wille stand fest: auf denselben Spuren weiter zu gehen. Aber: „Schade!" dachte er, „Alles ein wenig spät! O daß ich nicht einen klugen Engländer zum Vater gehabt habe, daß ich Dies alles allein, ganz allein habe erwerben und erobern müssen und noch muß!"

Er konnte kein Engländer werden und auch kein Italiener; nur zum Scherze ahmte er den Südländern nach.

Die Fremde hat ein fremdes Leben, und wir können es uns nicht zu eigen machen, wenn es uns gleich als Gästen gefällt.

Im Grunde gefiel ihm nur Eins hier besser als im Norden: das Klima; Das hätte er für sein ganzes Leben erwerben mögen! All sein übriges Vergnügen und Behagen genoß er als ein Reisender, also auf Tage und Wochen. Es kam ihm in den schönsten Zeiten doch oft zum Bewußtsein, daß der Mensch dahin gehört, wo ihn sein Schicksal durch Geburt,

Gewohnheit und Arbeit festgeknüpft hat. Allerdings als schauender Besucher gehörte gerade er hierher, nach Venedig und Italien. Es war ja zum Abschluß seiner Bildung von frühester Kindheit an beschlossene Sache, daß er einmal nach Italien reisen werde, und Vieles, was er im Vaterhause sah und hörte und las, übte in derselben Richtung einen Zwang auf ihn. Es war kaum zu verstehen, daß er diesem Zwange nicht längst gefolgt war! In seines Vaters Leben war die italienische Reise die Krone seiner Taten gewesen; von ihr erzählte der alte Rat seinen Kindern immer wieder, von den seltsamen Dingen in Venedig, in Rom, im Süden überhaupt. Die größten Bilder an den Wänden waren Piranesis Tafeln von Rom. Und, von diesem Zufälligen abgesehen, wenn sich damals die Welt der Bücher vor einem lernbegierigen Knaben auftat, was zeigte sie ihm? Neben dem Morgenlande immer wieder Rom, Athen und ihre ehemalige Herrlichkeit. Von allen erzählenden und dramatischen Werken bezog sich die Hälfte auf das alte Italien, das alte Griechenland. Alle Wissenschaft war eine lateinische; als die größten Dichter, Redner, Schriftsteller der Weltgeschichte nannte man römische und griechische. Auch Wolfgang Goethe mußte das Lateinische als eine geistige Muttersprache empfinden.

Nun ist es freilich wahr: alle deutschen Knaben, die sich gelehrten Studien widmeten oder auch nur die unteren Klassen einer gehobenen Schule besuchten, wurden damals ebenso völlig ins lateinische Wesen eingetaucht und gingen später doch nicht nach Rom, litten auch an keiner Sehnsucht nach Italien. Die Meisten verzichteten schon

deshalb, weil ihnen die Mittel zu einem so großen Unternehmen fehlten. Sie hatten aber auch weder die Anschauungsfähigkeit noch das Anschauungsbedürfnis Goethes; sie erfreuten sich an ihrem Wortwissen und verlangten nicht, daß die gelehrte Welt in ihrem Hirnkasten mit der wirklichen Umgebung übereinstimme. Am wenigsten kamen sie auf den Einfall, daß sie den bewunderten Personen des Altertums eigentlich gleichen müßten. Wie für noch mehr Leute das Christentum, so war für sie alles Antike ein höheres Spielwerk; Goethe aber nahm diese Dinge ernster und tiefer; es war ihm nicht gegeben, in Worten stecken zu bleiben. Für ihn war es also viele Jahre eine große Beruhigung, daß er die Gewißheit in sich trug: er werde das geliebte Land mit Augen schauen. Diese Sicherheit erleichterte ihm das Warten.

Aber eben der andere Umstand, daß ihn sein Vater früh mit dem neuen Italien bekannt gemacht und ihm eine Reise dahin in Aussicht gestellt hatte, wirkte doch auch beständig auf sein Verhältnis zu den Resten und Zeugnissen des Altertums. Er hatte ein Recht darauf, sie endlich mit Händen zu greifen. Wer als Kronprinz aufgewachsen ist, kann in den Mannesjahren kaum die Zeit erwarten, wo er König wird. Und so war Goethes Sehnsucht nach Italien beständig gewachsen, bis es keinen Widerstand mehr gab. Und nun erwiesen sich viele Eindrücke und Erlebnisse als Das, wonach er schon lange gedürstet hatte, und bewährten ihren Zusammenhang mit seinen ersten Lebensjahren. Das empfand er am ersten Tage in dieser Stadt und schrieb es sogleich in sein Buch:

So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig kein bloßes Wort mehr für mich, ein Name, der mich so oft, der ich von jeher ein Feind von Wortschällen gewesen bin, so oft! geängstigt hat.

Wie die erste Gondel an das Schiff anfuhr, fiel mir mein erstes Kinderspielzeug ein, an das ich vielleicht in zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater hatte ein schönes Gondelmodell von Venedig mitgebracht; er hielt es sehr wert, und es ward mir hoch angerechnet, wenn ich damit spielen durfte. Die ersten Schnäbel von Eisenblech, die schwarzen Gondelkäfige, Alles grüßte ich wie eine alte Bekanntschaft, wie einen lang-entbehrten ersten Jugend-Eindruck.

Und das Gleiche fühlte er noch, als er sich zur Abreise aus dieser Stadt rüstete, nur daß er jetzt an ganz Italien und alles Antike dachte.

Gott sei Dank, wie mir Alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf wert war! Wie glücklich bin ich, daß ich mich der römischen Geschichte, den alten Schriftstellern wieder nahen darf, und mit welcher Andacht les' ich den Vitruv!

Jetzt darf ich's sagen, darf meine Krankheit und Torheit gestehen: Schon einige Jahre hab' ich keinen lateinischen Schriftsteller ansehen, Nichts, was nur ein Bild von Italien erneuerte, berühren dürfen, ohne die entsetzlichsten Schmerzen zu leiden. Herder scherzte immer mit mir, daß ich all mein Latein aus dem Spinoza lernte, denn er bemerkte, daß es das einzige lateinische Buch war, das ich las. Er wußte aber nicht, daß ich mich [vor] jedem alten hüten mußte. Noch zuletzt hat mich die Wielandische Übersetzung der Satiren[1]) höchst unglücklich gemacht; ich habe nur zwei lesen dürfen und war schon wie toll!

---

[1]) Wielands Übersetzung von Horazens Satiren war im eben vergangenen Sommer erschienen.

Hätt' ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wär' ich rein zu Grunde gegangen und zu Allem unfähig geworden: solch' einen Grad von Reife hatte die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüt erlangt. Denn ich konnte mit der historischen Erkenntnis nicht näher; die Gegenstände standen gleichsam nur eine Handbreit von mir ab, waren aber durch eine undurchdringliche Mauer von mir abgesondert. Denn es ist mir wirklich auch jetzt so: nicht als ob ich die Sachen sähe, sondern als ob ich sie wiedersähe. Ich bin die kurze Zeit in Venedig, und die venetianische Existenz ist mir so eigen, als wenn ich zwanzig Jahre hier wäre. Auch weiß ich, daß ich, wenn auch einen unvollständigen, doch gewiß einen ganz klaren und wahren Begriff mit fortnehme.

*

Am 14ten Oktober packte Goethe seine Sachen und schrieb Briefe nach Weimar, wiederum an den Herzog, Herder, Frau v. Stein und seinen Philipp. Den ersten Dreien offenbarte er immer noch nicht, wo er war; aber seiner Freundin versicherte er, sie werde mit der fahrenden Post, vierzehn Tage etwa nach dem Briefe, sein ausführliches Tagebuch bekommen: dann habe und wisse sie Alles. Jedoch ward er nachher bewogen, dies Paket in eine große Kiste zu tun, die er nicht mit der Post, sondern „mit den Fuhrleuten" an seinen Philipp gelangen ließ. In dieser Kiste waren Bücher, Bilder, Mineralien, Merkwürdigkeiten vom Lido und schließlich auch 25 Pfund Kaffee. Davon sollte Frau v. Stein 5 Pfd. der Herzogin Luise und 5 Pfd. der Herderin abtreten und an dem übrigen sich selber laben. „Da ich Dir Kaffee von Alexandrien versprach", stand im Tagebuche, „dachtest Du wohl nicht, daß ich ihn selbst in Venedig holen würde!"

Viertes Kapitel

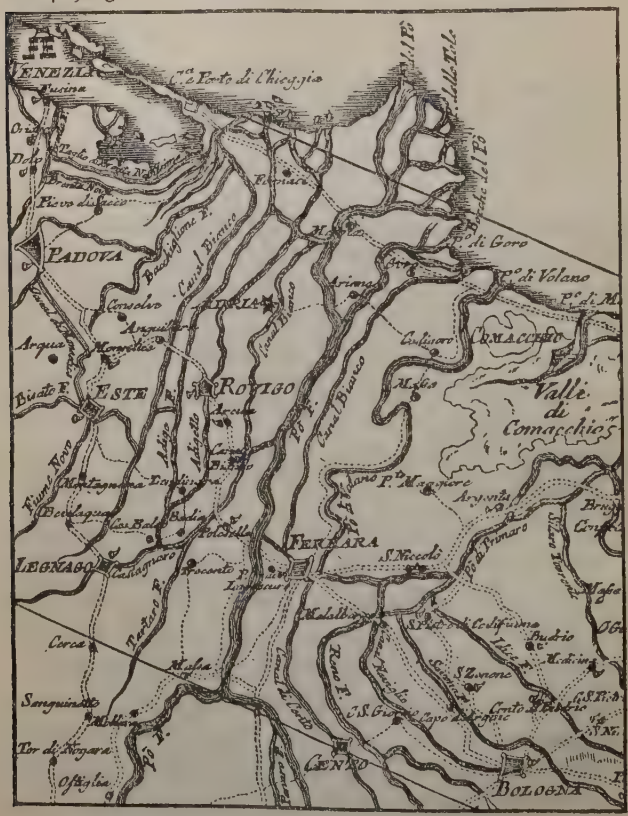
Von Venedig bis zum Ziele

14. bis 29. Oktober 1786

Einmal in der Woche konnte man für mäßiges Geld mit dem Kurier oder Procaccio von Venedig nach Ferrara und Bologna fahren, nämlich zu Wasser, auf einer großen Barke, die gegen übles Wetter und Nachtkälte mit einem Zimmer in der Mitte versehen war; auch eine bescheidene Beköstigung wurde den Mitreisenden gereicht.

Kurz vor Mitternacht verließ Goethe mit diesem Schiffe am 14ten Oktober die Piazzetta von Venedig. Durch die Lagunen nach Malamocco ging die Fahrt zuerst, dann am Lido von Palestrina südwärts entlang nach Chioggia und Brondolo; weiter in den Unterlauf der Etsch, die nicht weit von hier mündet; nun eine Strecke diesen Fluß aufwärts nach Westen, danach durch die Cavanella und einen zweiten Kanal südwärts in den Hauptarm des Po hinein und durch einen weiteren Verbindungskanal in den südlicheren Arm des Po, an dem Ferrara liegt. Zwei Nächte und einen Tag dauerte diese Reise; die beiden Nächte verschlief Goethe auf dem Verdecke, in seinen Mantel gewickelt, ganz wie einst manche Sommernacht auf dem Altane seines Gartenhauses. In diesem glücklichen Klima wurde es um die

Mitte Oktobers höchstens gegen Morgen ein wenig zu kühl. Das Wetter war auch am Tage herrlich. Viel Aussicht gab es in diesem ebenen und sumpfigen Lande



vom Schiffe aus freilich nicht: immer wieder nur Ufer, Gebüsche und Dämme. Aber Goethe fand sogar diese Umgebung anmutig genug, und seine Mitreisenden gefielen ihm leidlich.

*

Ferrara, das er am zweiten Morgen um Sieben erreichte und einen Tag lang durchwanderte, erwies sich als eine große, aber menschenleere Stadt. Zu ihrer Blütezeit unter dem ersten und zweiten Alfonso aus dem Hause Este zählte man hier hunderttausend Einwohner, jetzt kaum den fünften Teil. Der päpstliche Hof hatte dies sein Lehen wieder an sich gezogen, als keine rechtmäßigen Erben jener Fürsten mehr da waren, und seitdem ward dieser entfernte Bezirk fast noch mehr vernachlässigt als Alles, was zum Kirchenstaat gehörte. Durch Lage und Landschaft hatte die Stadt keine eigene Kraft; Ferrara war nur durch seine Fürsten groß geworden. Also fühlte der Besucher in diesen regelmäßigen Straßen, auf diesen weiten Plätzen und vor dem gewaltigen gotischen Ziegelrohbau des Kastells Langeweile oder ein unheimliches Frösteln. Der deutsche Dichter mußte hier an Bojardo, Ariost und Tasso denken, die einst am Hofe der Este gelebt und ihre berühmten Werke vorgelesen hatten. Goethe fragte nach dem Gefängnis seines unglücklichen Tasso; er geriet aber vermutlich an einen falschen Ort, wo ihm die Hausbewohner irgend ein Gewölbe zeigten, um das Trinkgeld dieses neugierigen Fremden nicht einzubüßen. Anderwärts sah er auch einige Gemälde und ließ sich ein akademisches Institut zeigen — die vormalige Universität der Stadt war eingegangen — aber als der Tag zu Ende war, fühlte er sich müde und verstimmt wie Einer, der sich ohne Lohn angestrengt hat.

*

Nach Bologna gab es Wege zu Wasser oder zu Lande. Volkmann versicherte, daß die Liebhaber der

Malerei es nicht bereuen würden, wenn sie über das Städtchen Cento reisten; diesem Winke folgte Goethe. Aus Cento, einem Orte von vier- bis fünftausend Einwohnern, stammte nämlich der Künstler Barbieri, den man gewöhnlich Guercino, den Schielenden, nennt; er war seiner kleinen Heimat treu geblieben, hatte hier eine Maler-Akademie begründet, und von seinen vielen Bildern gab es hier noch jetzt schöne Proben zu sehen. Goethe hatte eine rechte Freude an diesen Werken: an einer Madonna, die schamhaft zaudert, den Busen zu entblößen, da der kleine Jesus nach der Brust verlangt; an einer andern Maria, die ihrem Kinde die Hand so führt, daß er die Zuschauer segne, und an einer dritten Mutter Gottes, der der Auferstandene erscheint.

Guerchin ist ein innerlich braver, männlich gesunder Maler, ohne Roheit; vielmehr haben seine Sachen eine innerlich-moralische Grazie, eine schöne Freiheit und Großheit.

Gegen Abend ließ sich Goethe auf den Glockenturm des Städtchens führen und blickte auf lauter Pappelbäume hinunter. Zwischen den grünen Wogen dieses Pappelmeeres zeigten sich viele kleine Bauernhöfchen, jedes mit seinem Feld umgeben. Wie lange hier der Winter dauere, fragte unser Freund den Türmer. Zwei Monate, war die Antwort, Dezember und Januar, aber der April sei wegen des vielen Regens unangenehm.

Hier herum war Alles noch „Pläne", wie Goethe für Ebene sagte, aber im Süden erblickte man doch schon die Apenninen, jenes langgestreckte Gebirge, das zwischen den zwei Meeren wie ein Riegel des Festlands gegen die eigentliche italienische Halbinsel oder Landzunge erscheint.

*

Als er am andern Morgen dem bergigen Lande sich näherte, fast noch von halbem Schlafe umfangen, dachte er an seine Iphigenie und sann dann über die späteren Schicksale seiner Heldin und ihres Bruders nach, die zwar für sein jetziges Drama nicht mehr in Betracht kamen. Sollte er nicht eine Fortsetzung dichten? Eine ‚Iphigenie auf Delphi'? Darin würde die jüngere Schwester, Elektra, auftreten und eine große Rolle haben. Sie hat sich nach Delphi begeben, um dort ihren Bruder Orestes zu erwarten, denn sie zweifelt nicht, daß er das Bild der tauriſchen Diana bringen werde. So sehr ist sie des Erfolges gewiß, daß sie schon die grausame Axt, die im Hause der Pelopiden so viel Unheil angerichtet, dem Gotte als Sühnopfer weiht. Aber zufällig tritt ein griechischer Mann zu ihr und erzählt ihr, daß er Orest und Pylades nach Taurien begleitet, die beiden Freunde dort zum Tode führen sehen, sich selber aber glücklich gerettet habe. Die leidenschaftliche Elektra gerät sogleich in größte Erregung; sie weiß nicht, ob sie ihre Wut gegen Menschen oder gegen den Gott richten soll, den sie eben schon in voreiliger Dankbarkeit verehrte. Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls in Delphi angekommen. Die beiden Schwestern treten einander gegenüber, ohne sich zu erkennen; sie haben ja viele Jahre weit von einander gelebt; Iphigeniens heilige Ruhe wirkt neben Elektrens irdischer Leidenschaft um so schöner. Aber jener Grieche, der mit in Tauris war, erkennt die Priesterin und ruft es Elektren zu: Diese da sei es, die ihren Bruder geopfert. Sogleich entreißt Elektra dem Altare wieder das eben geweihte Beil; sie will Iphigenien

niederschlagen — doch eine glückliche Wendung tritt ein und erspart der vom Unheil so lange verfolgten Familie diese letzte gräßliche Tat. Eine Wiedererkennungs-Szene malte sich Goethe aus, „dergleichen nicht viele sollen aufzuweisen sein." Ja, er wurde selbst so gerührt, daß er wie ein Kind weinte.

*

Mit solchen Bildern vor dem geistigen Auge fuhr er in Bologna ein. Diese Stadt stand, wie Ferrara, unter der trägen päpstlichen Oberhoheit, aber ihr Senat hatte von besseren Zeiten her eine große Selbständigkeit behalten, und das alte Felsina-Bononia war einst aus natürlichen Ursachen, als Mittelpunkt einer an mannigfaltigen Gaben sehr reichen Gegend, herangewachsen und niemals, wie Ferrara, durch fürstliche Willkür zu einer künstlichen und darum unhaltbaren Größe getrieben worden; es gedieh also auch unter den Päpsten. 80 000 Einwohner konnten sich recht gut hier nähren; ja, man sprach vom „fetten" Bologna und dachte dabei ans Allgemeine und Besondere, nämlich an Zervelatwürste und andere leckere Sachen. Volkmann erzählt, daß die Franziskaner, die einst als Bettler in die Stadt gekommen, sich das Monopol der schon berühmten mortadella di Bologna zu verschaffen gewußt hätten und nun daraus 60 000 Taler im Jahr zögen. „Viele sehen diesen Mißbrauch ein, schreien darüber; Keiner hat aber das Herz, sich dawider zu setzen." Es blieb ja auch für die Andern noch genug Gelegenheit übrig, ihre Betriebsamkeit zu erweisen; Seidenwaren, wohlriechende Seifenkugeln, Wachsfrüchte, in

denen Handschuhe von feinstem Leder eingeschlossen waren, das Allheilmittel Theriak, verschiedene gebrannte Wässer, eingemachte Früchte, ein gewisses bläuliches Papier, Spielkarten, Goldblätter, Flor, Kreide, Gläser usw. waren berühmte Erzeugnisse dieser Stadt und Gegend, und schließlich auch noch die bologneser Hündchen, die man in Schnaps badete, damit sie möglichst klein blieben.

Aber diese Stadt hieß la dotta schon, ehe sie la grassa wurde. »Bononia docet« war die Umschrift ihrer Münzen. Die Universität hier war die älteste der Welt; ihre juristische Fakultät hatte Jahrhunderte hindurch das höchste Ansehen in allen Rechtsfragen genossen; in den besten Zeiten waren bis zu 8000 Studenten hier versammelt gewesen. Jetzt freilich lag diese Universität im Schatten der Petroniuskirche wie eine überalterte und verödete Klosterschule da; die zahlreichen, aber schlechtbesoldeten Professoren boten zwar immer noch die mittelalterlichen Lehrfächer an: Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Theologie, Medizin und Jurisprudenz, aber die Studenten — es waren nur noch dreihundert fremde — mochten die öffentlichen Vorlesungen nicht mehr hören.

Es gab hier jedoch auch eine ganz andere, viel modernere gelehrte Anstalt; sie hieß „Institut“ und befand sich seit 1714 im ehemaligen Palast Celleſi; die Inschrift über dem Eingange lautete: Bononiense scientiarum et artium institutum, ad publicum totius orbis usum. Es war also ein Gebäude, in dem die verschiedensten Unterrichts- und Forschungsmittel versammelt worden waren: Akademie der Wissen-

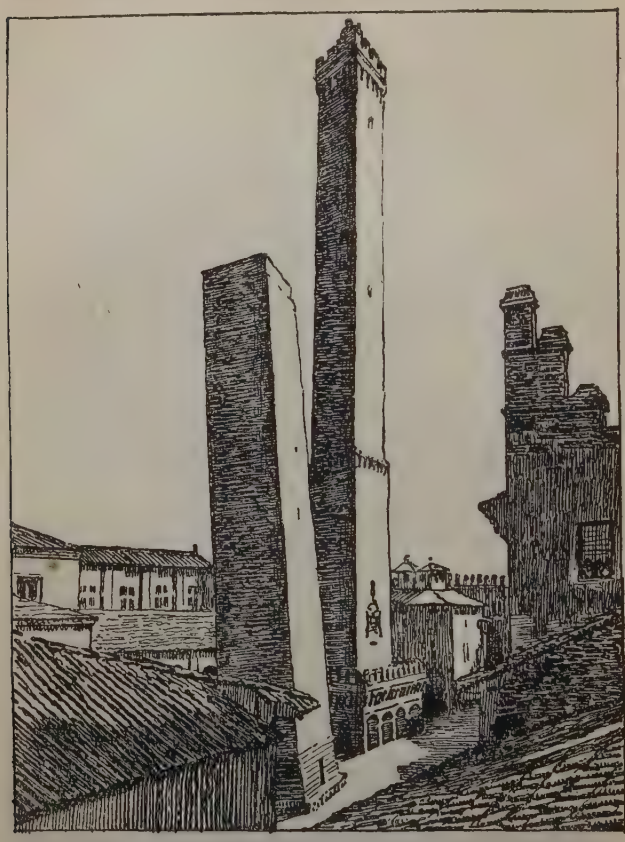
schaften mit Vorträgen, Bibliothek, Sternwarte, Naturalien, Altertümer, Gemälde, Statuen, Modelle, Maschinen, chemisches Laboratorium, Physiksaal, Saal für Gebärkunde, optische Instrumente usw. Im manchen dieser Säle wurde ein entsprechender Unterricht gegeben; die Gelehrten der Stadt machten sich eine Ehre daraus, denn mit der Bezahlung sah es auch hier übel aus. Goethe versäumte nicht, sich durch dies Institut führen zu lassen; im Einzelnen fand er nicht viel zu bewundern, und oft sagte er sich: „Das haben, Das machen wir in Deutschland besser." Aber das Ganze war doch „eine schöne, edle Anlage", und es schien unserm Freunde sehr lobenswert, „in einem Hause Das alles aufzuweisen und zum allgemeinen Nutzen bereit zu finden."

*

Wer in dieser Stadt herumging, bewegte sich noch mehr als in Bern oder Murten oder irgendwo sonst unter langen Steinlauben oder Arkaden an Läden und Wohnungen vorüber; er war also vor Regen und Sonnenschein geschützt, konnte aber auch nicht so frei ausschreiten und so weit um sich blicken, wie auf der breiten Straße möglich ist. Sehenswürdiges gab es in dieser von jeher wohlhabenden Stadt mancherlei: große Plätze mit stolzen öffentlichen Gebäuden, zahlreiche Backstein-Paläste, alte Kirchen und Klöster, starke Türme, prächtige Brunnen. Im Rathause, dem »Palazzo publico«, einem altertümlichen Ziegelbau, haben Kaiser Karl V. und Papst Clemens VII. einen großen Frieden geschlossen, der vieljährigen Kämpfen in Italien ein Ende setzte, und hatten dann vergnügt eine Zeit lang mit

Bologna: Palazzo publico. Von J. Smith. Stich von T. Metland

einander gelebt: solcher Erinnerungen gab es hier viele. Das Mittelalterliche war nun freilich Goethes Liebhaberei



Bologna: Die schiefen Türme Garisenda und Asinelli.

nicht; aber zu den beiden schiefen Türmen ging er, bestieg auch den höheren, der nur eine mäßige Neigung hat, und machte sich nach seiner Gewohnheit von so hohem

Standpunkt die ganze Gegend deutlich. Neben diesem Turme stand der stark hängende Torre Garisenda. „Ein abscheulicher Anblick“ meinte Goethe; „man traut seinen Augen nicht, und doch ist höchstwahrscheinlich, daß er mit Absicht so gebaut worden. Er ist auch von Ziegeln, welches ein gar treffliches, sicheres Bauen ist; kommen nun die eisernen Bande dazu, so kann man freilich tolles Zeug machen.“

Daß Goethe sich um die gotische Kirche des Ortsheiligen Petronius und andere gotische Gebäude nicht kümmerte, braucht kaum mehr berichtet zu werden; desto offener war sein Auge für die Gemälde. Er hatte jetzt das angenehme Gefühl der wachsenden Kennerschaft; die venetianische Schule war ihm vertraut geworden, und Guercino hatte ihn auf die bolognische vorbereitet. Francesco Francia kam als ihr ältester Meister in Betracht. Die beiden Carracci, Lodovico und sein Neffe Agostino, wurden sehr hoch gestellt; der andere Neffe, Annibale, verrichtete von dieser Familie das Größte. Guido Reni aber ward am meisten geliebt und bewundert. Domenichino und Albani bestanden in Ehren, und Guercino gehörte gleichfalls zu dieser Gruppe. Einige Kunstverständige waren der Meinung, daß die genannten Künstler, besonders die Carracci und ihre Schüler, die Malerei in Italien erst zur Vollkommenheit gebracht hätten; auch Volkmann schloß sich ihnen an. „Raphael,“ so sagt er, „hatte in der reinen Zeichnung, in edlen Gedanken, schönen Charakteren, zierlichen und simplen Formen, Wahl der Figuren und Zusammensetzung der Gruppen Alle übertroffen, kannte aber die großen Wirkungen des Helldunkeln und die

glückliche Anwendung des Lichts nicht vollkommen. In den besten Werken des Hannibal Carracci findet man eine unverbesserliche Zeichnung, einen großen Charakter voll Ausdruck und die glücklichsten Verkürzungen. Sein Pinsel ist dreist, und Keiner hatte solchen vor ihm (wenn man den Correggio ausnimmt) so gut zu führen gewußt."

Goethe ließ sich von einem flinken Lohndiener zu allen Bildern führen, die man hier sehen mußte. Zwei starke Eindrücke gewann er; neu waren sie allerdings nicht. Hier, angesichts so großer Künstler, stieg nämlich sein Zorn auf's höchste über die Gegenstände, die man ihnen zur Darstellung aufgedrungen hatte, also auch auf die Pfaffen und die Frommen, die die Künste scheinbar liebten und begönnerten, sie in Wahrheit aber zu fremden Zwecken mißbrauchten und also auch mißleiteten. Goethen schien es, man könne selbst toll werden, wenn man die tollen Aufgaben bedenke, die von diesen armen Kirchenmalern bewältigt werden mußten.

Es ist, als da sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten: da wurden Ungeheuer daraus. Indem der himmlische Sinn des Guido — ein Pinsel, der nur das Vollkommenste, was in unsere Sinne fällt, hätte malen sollen — dich anzieht, möchtest du die Augen von den abscheulichen, dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenständen abwenden. Und so geht's durchaus. Man ist immer auf der Anatomie, dem Rabenstein, dem Schindanger. Immer Leiden des Helden, nie Handlung. Nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas phantastisch Erwartetes. Entweder Missetäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren, wo denn nun der Maler, um sich zu retten, einen nackten Kerl, eine schöne Zuschauerin herbeischleppt und seine geistliche Helden als

Gliedermänner traktiert und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist Nichts, was nur einen Menschenbegriff gäbe! Unter zehn Sujets nicht eins, das man hätte malen sollen, und etwa das eine hat er nicht von der rechten Seite nehmen dürfen . . .

Der Maler, dem das Messer an der Kehle saß, suchte sich zu helfen, wie er konnte, um nur zu zeigen, daß er nicht der Barbar sei, sondern der Bezähler.

Wenn Goethe sich die Kunstgeschichte im Großen vorstellte, so dachte er sich gern ein goldenes Zeitalter vor dem Eindringen der Barbaren in die südlichen Länder und vor dem Erstarken der christlichen Kirche. Nachher, so urteilte er, ist der Aberglaube Herr über die Künste geworden und hat sie benutzt und zu Grunde gerichtet. Es entstände also die Frage: würden die Bewohner dieses Landes, das er jetzt durchreiste, wenn sie sowohl von nordischen Eroberern wie von christlichen Pfaffen verschont geblieben wären, sich, bis zum heutigen Tage zur großen und reinen Kunst gehalten haben? Schwerlich! Waren denn ihre Vorfahren vor zweitausend Jahren Schöpfer solcher echten Kunst? Goethe traute es den Menschen dieser Landstriche nicht zu. Die Heimat des Schönen mußte noch weiter ab liegen, in Griechenland, Ägypten oder sonst im Morgenlande.

Denn auch Italien ist noch nördlich, und die Römer waren auch nur Barbaren, die das Schöne raubten, wie man ein schönes Weib raubt. Sie plünderten die Welt und brauchten doch griechische Schneider, um sich die Lappen auf den Leib zu passen . . .

Wer die Geschichte so einer Granitsäule erzählen könnte, die erst in Ägypten zu einem Memphitischen Tempel zugehauen, dann nach Alexandrien geschleppt wurde, ferner die

Reise nach Rom machte, dort umgestürzt ward und nach Jahrhunderten wieder aufgerichtet und einem andern Gott zu Ehren zurechtgestellt! O, meine Liebe, was ist das Größte des Menschen-Tuns und -Treibens! Mir, da ich ein Künstler bin, ist das Liebste daran, daß alles Das dem Künstler Gelegenheit gibt, zu zeigen, was in ihm ist, und unbekannte Harmonien aus den Tiefen der Existenz an das Tageslicht zu bringen.

Der zweite tiefe Eindruck, den er von den Gemälden dieser Stadt hinwegnahm, hieß: Raffael. Goethe kannte längst mehrere Originale dieses Höchstgepriesenen und viele Stiche nach seinen Bildern; aber erst hier, in der Kirche San Giovanni in monte, vor dem Bilde der heiligen Cäcilia, das Raffael in seinem zweiunddreißigsten Jahre auf Bestellung aus Bologna gemalt hatte, ging ihm dies Gestirn erst völlig auf.

Es ist, was ich voraus wußte, nun aber mit Augen sah! Er hat eben gemacht, was Andre zu machen wünschten!

Ein solches unübertreffliches Werk bewies, daß himmlische Genien immer wieder auf Erden erscheinen. Aber können sie auch überall, zu allen Zeiten sich entfalten und zum Höchsten gelangen? Goethe dachte an Raffaels deutschen Zeitgenossen Dürer, dem doch gewiß das Künstlertum so gut angeboren war wie irgendeinem Erdensohne. „Hätte doch das Glück Albert Dürern über die Alpen geführt!“ dachte er, denn er wußte noch nicht oder vergaß es im Augenblicke, daß Dürer zweimal bis Venedig gekommen und dort mit den vorzüglichsten Malern umgegangen war. „In München hab ich ein paar Stücke von ihm von unglaublicher Großheit gesehen. Der arme Mann!“ Raffael dagegen war vom schönsten Glücke begünstigt

gewesen; er fand die Treppenstufen vor, auf denen er leichten Fußes zur Glorie emporsteigen konnte.

Um ihn zu erkennen, ihn recht zu schätzen, und ihn auch wieder nicht als einen Gott zu preisen, der wie Melchisedech ohne Vater und Mutter erschiene, muß man seine Vorgänger, seinen Meister ansehn. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefaßt; sie haben die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich gelegt; sie haben, miteinander wetteifernd, die Pyramide stufenweise in die Höhe gebracht, bis zuletzt Er, von allen diesen Vorteilen unterstützt, von einem himmlischen Genius erleuchtet, die Spitze der Pyramide, den letzten Stein, aufsetzte, über dem kein Andrer, neben dem kein Andrer stehn kann.

Goethe ward nicht müde, die Gestalten dieses wunderbaren Gemäldes zu betrachten. Warum nehmen wir eigentlich Anteil an ihnen? Wir Ungläubige an katholischen Heiligen? So fragte auch er, aber die Existenz dieser gemalten Figuren dünkte ihm vollkommen, so vollkommen, „daß man dem Bilde eine Dauer in die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist, selbst aufgelöst zu werden."

Im Palast Ranuzzi wurde eine heilige Agathe gezeigt, die gleichfalls von Raffael gemalt sein sollte. „Er hat ihr eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit gegeben", urteilte unser Freund, „ohne Reiz, doch ohne Kälte und Roheit." Goethe prägte sich dies Bild tief ein und nahm sich vor, künftig diesem Ideale seine ‚Iphigenie' gleichsam vorzulesen und seine Heldin nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht auch sagen könnte. So steigen wir Andern an den Händen der Künstler empor! Jedenfalls hatte Goethe von diesem Tage an zwei Lehrer und Führer, denen er das Bei-

wort groß unbedingt zuerkannte und die ihn beständig zwangen, an sich und Andere die höchsten Forderungen zu stellen: Palladio und Raffael. Und was einigte die Beiden?

Es war an ihnen nicht ein Haar breit Willkürliches. Nur daß sie die Grenzen und Gesetze ihrer Kunst im höchsten Grade kannten und mit Leichtigkeit sich darin bewegten, macht sie so groß.

Solche Eindrücke und Erkenntnisse waren die Schätze, die er aus diesem fremden Lande in die deutsche Heimat zu seinen bekannten und unbekannten Freunden mitbringen mußte, denn wie armselig ist der Reichtum, wenn man ihn nicht mit Andern teilt! Vor einiger Zeit, einem Jahre etwa, hatte er einen Traum gehabt, den er damals seiner Freundin erzählte und auf den er sich jetzt wieder besann. In diesem Traume fuhr er in einem ziemlich großen Kahne auf einem blauen Wasser und landete an einer reich bewachsenen Insel, wo die schönsten Fasanen in Menge lebten. Sogleich handelte er solches Geflügel von den Bewohnern der Insel ein, und sie brachten ihm immer mehr und mehr Vögel, die eben getötet waren, zu seinem Schifflein. Wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, so hatten diese Fasanen lange prächtige Schwänze, mit farbigen Augen besetzt, wie wohl die Schweife von Pfauen und seltenen Paradiesvögeln sind. Schockweise brachten ihm die Leute solche Farbenprächte und legten sie in den Kahn, die Köpfe nach innen, so daß die langen bunten Federschweife über den Rand des Kahnes hingen und in der Sonne herrlich erglänzten; kaum blieb für die Rudernden noch

Platz. Mit dieser wunderbaren Fracht fuhr Goethe heimwärts und er nannte vor sich hin die Freunde, denen er seine bunten Schätze zubringen wollte.

*

Am 20sten Oktober machte Goethe zu Pferde einen Ausflug in die Berge, um sich in der Luft zu erfrischen, und weil ihn die Mineralien der Gegend lockten. Er hatte ja nun schon ein paar Wochen kein Gebirge mehr in der Nähe betrachtet! Schon lange kannte er den „bologneser Stein", den man hier am Berge Paderno fand; es war ein Gipsspat, der durch Kalzination (Durchglühung) die Eigenschaft bekam, das Tageslicht in sich einzusaugen und es bei Dunkelheit etwa eine halbe Viertelstunde lang wieder auszustrahlen. Goethe holte sich Proben davon und sah sich auch sonst nach Herzenslust um.

Als er zur Stadt zurückgekehrt war, meldete sich bei ihm ein Fuhrmann, der nach Rom wollte und für die erste Strecke des Weges schon einen Reisenden gewonnen hatte. Ob der Herr nicht mitfahren möchte? Übermorgen sollte es abgehen. Goethe war zwar mit den Sehenswürdigkeiten Bolognas noch nicht fertig, aber er sagte dem Manne zu.

Am nächsten Morgen kam der Vetturin wieder: er möchte schon heute abfahren. Goethe widersetzte sich nicht.

Und so fand er sich des Abends in einem elenden Wirtshause eines elenden Nestes in den etruskischen Apenninen; Lojano hieß der Ort. Davor gab es eine

weite Aussicht: im Norden die ganze Alpenkette und links neben den Bergen von Carrara die Bucht von Spezia am ligurischen Meer.

*

„Von Bologna bis Florenz rechnet man 57 italienische Meilen oder neun Posten“: so stand im Volkmann zu lesen. „Auf den ersten Posten muß man für eine Schäse mit zwo Personen drei Pferde nehmen, weil man das appenninische Gebirge zu übersteigen hat; das dritte Pferd wird mit $4^1/_2$ Paul bezahlt.“ Ein Paolo bedeutete 3 Groschen 6 Pfennige in deutschem Gelde. „Diese Gebürge sind meistens öde“, heißt es weiter. Goethe kam auch zu keinem rechten Genuß an dieser Bergwelt; sie war gar zu verworren, unübersichtlich, unverständlich: „ein seltsam Gewebe von Bergrücken, wo man oft gar nicht absieht, wohin das Wasser seinen Ablauf hat.“ Aber öde fand er dies Gebirgsland keineswegs; es war meist bebaut und fruchtbar genug.

Kastanien kommen hier sehr schön. Der Weizen ist trefflich, den sie hier bauen, und die Saat steht schon hübsch grün. Eichen mit kleinen Blättern stehen am Wege, und um die Kirchen, Kapellen usw. schöne Zypressen.

Mit dem Fuhrmannskarren war es freilich eine leidige Fahrt, zumal auf diesen steilen, rauhen Straßen. Aber Goethe sah auch dieses langsame Hinkriechen von der freundlichsten Seite an: der Reisende konnte dem Wagen bequem zu Fuße folgen oder vorausgehen, eine Erholung der Glieder, die nach der Strapaze des Sitzens auf dem stoßenden Gefährt recht nötig war.

So im Gehen konnte der Dichter dann auch am besten seine poetischen Fäden weiterspinnen. Die ‚Iphigenia' war auch in Bologna nicht weiter gediehen, zum Teil wegen des verfrühten Aufbruchs. „Was wird aus dem Kindlein werden?" fragte er sich. Außer der zweiten ‚Iphigenia', die ihn zwischen Cento und Bologna beschäftigte, war ihm noch ein neuer dramatischer Plan gekommen: ‚Ulysses auf Phäa'. Und zum Überfluß fiel ihm plötzlich das große Gedicht in Hans-Sachsischen Versen wieder ein, das er schon in Frankfurt, zur Wertherzeit, begonnen hatte: ‚Der ewige Jude', worin er die Wiederkehr Christi erzählen wollte. Da dachte er an die alte Legende, wonach Christus und Petrus vor den Toren Roms sich begegnen. „Domine, quo vadis?" — „Venio iterum crucifigi."

Aber wie hätte hier viel zu stande kommen können, da er so viele Gesellschaft hatte! Sein Genosse auf der zweirädrigen Karre war nämlich ein sehr gesprächiger Herr, ein päpstlicher Offizier, der in Bologna diente und jetzt in seine Heimat Perugia auf Urlaub reiste; Graf Francesco Torquato Cesarei war sein voller Name. Aber auch ein englisches Paar zu Pferde hatte sich dem landeskundigen Vetturin angeschlossen, Herr und Dame, die sich für Bruder und Schwester ausgaben. Sie fanden überall zu mäkeln oder zu klagen, und freilich waren die Wirtshäuser in dieser Gebirgseinsamkeit noch schlechter als in den Städten.

Giredo hieß das zweite Nachtquartier. Von da erreichten sie Feligare und das Zollhaus auf Pietra mala: hier gleich unter der höchsten Höhe des Gebirges nahmen sie Abschied von diesem nördlichen Teile des Kirchen-

Pietra mala: päpstliches Zollhaus. Von J. Smith. Stich von W. Byrne

staates. Das Zollamt war nur ein kleines Häuschen, das doch zugleich auch als Schenke und Rast für die wenigen Reisenden diente. In der Nähe sieht man bei Dunkelheit ein berühmtes Erdfeuer: aufsteigender Kohlenwasserstoff. Nun noch ein Stückchen aufwärts, dann bergab. Zugleich traten sie in das Großherzogtum Toscana ein. Man merkte es am besseren Zustande der Straßen, Brücken und andern öffentlichen Bauten, auch an dem Ernst der Zolldiener. Goethe nannte diese Dogana „schön und zweckmäßig, ob sie mich gleich inkommodiert hat, und die andern, die mich nicht inkommodiert haben, taugen nichts." Man sah hier aber auch überall Gedeihen und Wohlhabenheit der Einwohner; die Häuser und Felder zeigten sich in bestem Zustande.

*

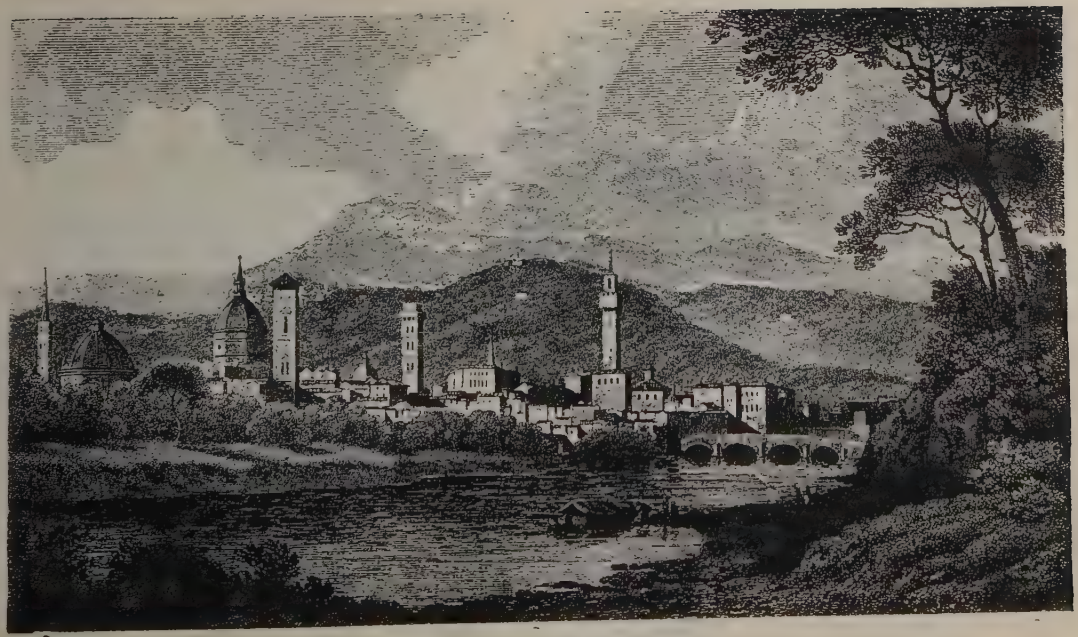
Vor unsern Reisenden eröffnete sich nun ja auch gerade das weite, glückliche Tal, in dem Florenz liegt:

Unglaublich bebaut und in's Unendliche mit Häusern und Villen besät!

Es war am 23sten Oktober, um zehn Uhr morgens, daß Goethe diese berühmte Stadt erblickte. Bald war sie erreicht. Goethe eilte, den herrlichen Garten Boboli zu durchlaufen, den Dom und das Baptisterium von außen zu sehen und dann zurück zu der Herberge, wo sein Wagen hielt. Es war gerade eine Mittags-Ausruhezeit; dann ging's weiter.

So war Goethe in Florenz gewesen!

*



Florenz. Von J. Smith. Stich von B. T. Pouncy

Die alte Brücke zu Florenz. Von J. Smith nach W. Cowper. Stich von W. Byrne

Schon in Bologna, ehe er mit dem Fuhrmann abschloß, hatte er sich dieses Vorbei-Eilen vorgenommen; denn, wenn er in Florenz angefangen hätte, die Augen zu öffnen, das Sehenswerte auf sich wirken zu lassen: wann hätte er sich wieder loßreißen können? Wieviel es hier zu sehen gab, wußte er längst, namentlich auch von seinem weimarischen Ortsgenossen Jagemann, der sehr viel über Toscana und Florenz hatte drucken lassen.

Florenz: Baptisterium und Dom

Aber er handelte nicht so sehr aus solcher kühlen Vorsicht heraus; er folgte vielmehr einem fast krankhaften Zwange. Rom riß ihn hinweg von Florenz.

Krankhaft stark war vor kurzem seine Sehnsucht nach Italien gewesen; nun er mitten darin war, richtete sich diese selbe Sehnsucht auf das Herz Italiens, auf sein eigentliches Ziel, das uralte Rom. Es schien ihm manchmal, als ob er bei all seinem Fahren und Wandern niemals dahin kommen würde. Eine phantastische

Angst, daß er so nahe dem Ziele hinweggenommen oder zurückgetrieben werden könne, ließ ihn nicht los. Zum Beispiel in dem Städtchen Cento, bei Guercinos Bildern, hätte er sich doch völlig zufrieden fühlen können:

Die beiden Wege zwischen Florenz und Rom

Was aber die Nähe von Rom mich zieht, drück' ich nicht aus. Wenn ich meiner Ungeduld folgte, ich sähe nichts auf dem Wege und eilte nur gradaus. Noch vierzehn Tage, und eine Sehnsucht von dreißig Jahren ist gestillt! Und es ist mir immer noch, als wenn's nicht möglich wäre!

Vierundzwanzig Stunden nach Cento war er sich klar, daß er es keine vierzehn Tage mehr aushalten könne. Er mußte den Aufenthalt in Bologna kurz ab-

brechen und Florenz sich ganz für die Rückreise aufheben. Er dachte: bei solcher Eile könne er, wenn es des Himmels Wille sei, Allerheiligen in Rom mitfeiern.

Mir läuft die Welt unter den Füßen fort, und eine unsägliche Leidenschaft treibt mich weiter.

Kaum daß er auf den lieblichen Bergwegen bei Bologna besseren Mutes ward. „Ich will mich auch fassen und abwarten", nahm er sich vor: „hab' mich diese dreißig Jahre geduldet, werd' ich doch noch vierzehn Tage überstehn!" Aber selbst, als er durch die rasche Flucht aus Florenz eine Woche gewonnen hatte, ängstigte ihn noch die Entfernung seines Zieles. Selbst in Perugia noch:

Ehe ich nach Rom komme, mag ich die Augen nicht auftun, das Herz nicht erheben. Ich habe noch drei Tage hin, und es ist mir, als wenn ich nie hinkäme.

Der Reisegenosse konnte dem deutschen Gefährten diese Erregtheit oft genug ansehen. Er schob es auf das übermäßige Denken und den großen Ernst dieses Nordländers. Durch vieles Sinnen wird man hintersinnig. „Che pensa?" fragte der Graf vorwurfsvoll. „Non deve mai pensar l'uomo. Pensando s'invechia."[1]) So verriet er, daß er, der Schmäher des Denkens, sich doch auch seine Maximen gebildet hatte, ähnlich wie Goethe selbst. Er gab noch mehr solcher weisen Sätze zum besten: „Non deve fermarsi l'uomo in una sola cosa, perche allora divien matto.

[1]) Was denken Sie? Der Mensch muß niemals denken. Vom Denken wird man alt.

Bisogna aver mille cose, una confusione nella testa.“ [1])

In Perugia verabschiedete sich dieser italienische Philosoph, indem er sich von dem deutschen Herrn versprechen ließ, daß er ihn auf der Rückfahrt in Bologna besuchen werde. Ein Priester nahm nun den Platz des Hauptmanns in der Sedia ein, und Das war eine nützliche Abwechslung: so konnte sich Goethe von den Vertretern verschiedener Stände Auskunft über italienische Dinge und Menschen geben lassen. Selbst dies Stück Volkskunde formte sich in ihm fast dramatisch.

Sie haben unter einander einen so sonderbaren National- und Stadt-Eifer, können sich alle einander nicht leiden; die Stände sind im ewigen Streit, und Das alles mit immer lebhafter, gegenwärtiger Leidenschaft, daß sie einem den ganzen Tag Komödie geben und sich bloßstellen.

Vom Wagen aus und in den Herbergen sah er nicht nur echteste Italiener, sondern gerade hier, in neuem Berglande, eine Art Urmenschen.

Wenn man die erste poetische Idee, daß die Menschen meist unter freiem Himmel lebten und sich nur manchmal aus Not in Höhlen retirierten, noch realisiert sehen will, so muß man die Gebäude hier herum, besonders auf dem Lande, ansehen: ganz im Sinn und Geschmack der Höhlen!

Die Gasthäuser sogar, wo man zur Nacht einkehrte, ließen an Höhlen denken. An zwei Abenden konnte Goethe sein Tagebuch nicht fortsetzen, weil er keinen Platz fand, wo man ein Blatt auslegen und schreiben

[1]) Der Mensch darf sich nicht in einzige Sache verbohren, sonst wird er verrückt. Man muß tausend Dinge im Kopfe haben, einen Wirrwarr.

konnte. So ursprünglich-altertümlich war Alles. Selbst wo die Felder ein vortreffliches Aussehen hatten, sah er die Bauern über Pflügen gebückt, die keine Räder hatten und deren Schar nicht beweglich war. Den Mist streuten sie mit den Händen. So war ja auch die Sedia, die ihn und sein Gepäck trug, sozusagen Jahrtausende alt. „Es fällt keinem Menschen ein, diese Art Fuhrwerk zweckmäßiger, Menschen und Tieren bequemer und ihrem Besitzer vorteilhafter zu machen, und es kommt auf eine Kleinigkeit an, die sich in jedem andern Lande vor fünfzig Jahren gefunden hätten." Hier fanden sie nichts, weil sie nichts suchten. Überall merkte man den Leuten an, daß sie sicherlich nicht vom Grübeln und Sorgen vor der Zeit alt wurden. Ihre Sorglosigkeit ging ins Unglaubliche. Auf den Winter zu sparen und sich einzurichten, fiel ihnen nicht ein; kam die harte Jahreszeit, so litten sie eben wie die Hunde. Zumeist aber sah man sie vergnügt; manchmal stellten sie unbewußt lebende Bilder, die unsern deutschen Freund an die ‚Odyssee' oder die Bibel erinnerten. „Ich bin in Fuligno völlig in einer homerischen Haushaltung", schrieb Goethe am 26sten auf: Alles war in einer großen Halle um ein Feuer versammelt; man speiste an langen Tischen, wie die Hochzeit von Kana gemalt wird; und die Ohren gellten dem Fremden von diesem allgemeinen Schreien und Lärmen.

*

Die Reise führte von Florenz anfangs durch das Arno-Tal nach Arezzo und Cortona und wieder in den Kirchenstaat. Zwischen Cortona und Perugia fuhr man

Im Arno-Tal. Weg nach Arezzo. Von J. Smith. Stich von J. Emes

Der Trasimenische See bei Perugia. Von . Smith. Stich von B. T. Pouncy

an dem großen Trasimenischen See hin, wo Hannibal im Jahre 217 vor Christi Geburt den Konsul Gajus Flaminius besiegte; Volkmann versicherte, daß noch jetzt zuweilen die Gebeine der damals erschlagenen Römer gefunden würden. Goethe aber nahm sich bei solchen altbekannten Namen vor, die römische Geschichte ordentlich zu studieren, wenn er wieder zurück in Deutschland sei.

Hundertfältig steigen die Geister der Geschichte aus dem Grabe und zeigen mir ihre wahre Gestalt. Ich freue mich nun auf so Manches zu lesen und zu überdenken, das mir in Ermanglung eines sinnlichen Begriffs unerträglich war.

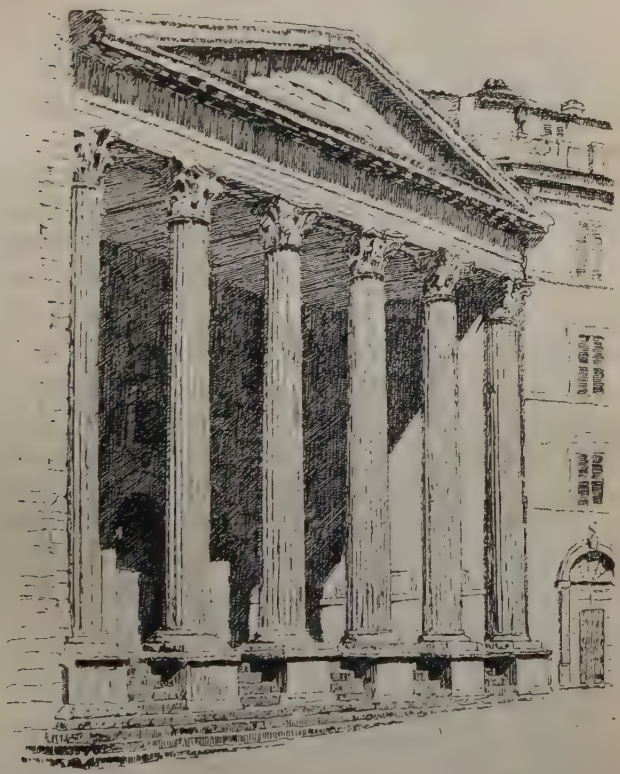
In Perugia hielt er sich bloß die Nacht auf. Über diese hochgelegene Hauptstadt Umbriens wird berichtet, daß sie zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung von Janus begründet wurde, der ein Sohn Apollos war und noch vor dem Saturn nach Italien kam, wo er der erste König wurde. Altertümer fanden sich trotzdem nicht mehr viele. Aber Künste und Wissenschaften blühten hier schon manches Jahrhundert; Perugia war Hauptsitz der berühmten umbrischen Malerschule gewesen, und einer ihrer besten Meister, Raffaels Lehrer Pietro Vanucci heißt nach dieser Heimat: Perugino. Es gab hier also vortreffliche Gemälde und manches Andere zu sehen, aber Goethe war in diesen Tagen so sehr vom Geist der Eile ergriffen, daß er sich sogar nicht zur Nacht auszog, damit er nur ja nicht am folgenden Morgen schuld an späterer Abfahrt des Vetturins sein könne.

*

Am andern Vormittag fuhr man unterhalb Assisi vorbei; Goethe verließ seinen Karren und stieg zum

Orte hinauf: hier gab es ja etwas für ihn zu sehen! Nicht etwa die zwölf Klöster voller Bettelmönche! Und von den zwanzig Kirchen, in denen die drei- bis viertausend Einwohner ihr Andachtsbedürfnis befriedigen konnten, lockte ihn nur eine einzige an. War es il Sagro Convento, der Hauptsitz des weitverbreiteten Franziskaner-Ordens? Dort ruhen ja die Gebeine des heiligen Franziskus, drei Kirchen standen dort über einander. Diese Gebäude waren auf dem ehemaligen Galgenberge errichtet, weil Franziskus aus besonderer Demut unter dem Galgen begraben zu werden gewünscht hatte... O, dieser heilige Franz von Assisi, der sich eine Frau von Schnee gemacht, der sich im Dornbusche herumgewälzt hat, der mit fünfundzwanzig Jahren der Führer von unzähligen Frommen gewesen ist, er war gewiß ein sehr merkwürdiger und bewundernswerter Mann, und Goethe hätte ja wohl auch die heilige Tür des heiligen Stalles sich zeigen lassen sollen, worin Francisci Mutter, einer göttlichen Eingebung folgend, ihr Wochenbett hielt, als sie dies Kindlein zur Welt brachte. Aber der gottlose Deutsche ließ den verdammten Galgenberg — er schrieb höflich: den geehrten, geheiligten Galgenberg — links liegen und fragte einen hübschen Jungen nur nach einer gewissen Marienkirche. Diese Santa Maria trug nämlich die auffallende nähere Bezeichnung di Minerva, und Goethe wußte aus Volkmann wie schon vorher aus Palladios Buche, daß dieser Kirche Vorderseite noch diejenige eines antiken Tempels sei: sie mußte er sehen! Was hinter der Fassade lag, die Marienkirche, war ihm gleichgültig: vor der alten heidnischen Minerva wollte er seine Andacht verrichten. Und er tat es. „Endlich

kamen wir in die eigentliche alte Stadt auf den Markt" erzählte er der fernen Freundin im Geiste, „und siehe, das schöne heilige Werk stand da."



Kirche Maria Minerva

Das erste der alten Zeit, das ich sah. Ein so bescheidner Tempel, wie er sich für eine kleine Stadt schickte, und doch so ganz und so gedacht, wie er überall stehen dürfte.' . . .

Seitdem ich in Vitruv und Palladio gelesen habe, wie man Städte bauen und Tempel usw. stellen müßte, hab' ich einen großen Respekt vor diesen Dingen.

So natürlich und so groß im Natürlichen!

„Das ist eben der alten Künstler Wesen", war sein Schluß, „daß sie wie die Natur sich überall zu finden und doch etwas Wahres, etwas Lebendiges hervorzubringen wußten."

Lange und tief prägte er sich das Bild ein; endlich ging er weiter. Sein Fuhrmann und sein Priester waren längst nicht mehr einzuholen; aber er marschierte die sieben italienischen Meilen, vier volle Stunden, bis Foligno auch gern allein. Bei solcher Wandrung hatte die Phantasie freien Lauf; da konnte er laut zu seiner Freundin im fernen Thüringen reden und ihr auch sagen, daß er sich zu ihr sehne, daß aber seine Entfernung von ihr ganz zu seinem, zu ihrem gemeinsamen Glücke höchst notwendig gewesen sei. Am liebsten bildete er sich ein, daß es ihm noch einmal vergönnt werden müsse, seine Geliebte zu allen diesen Landschaften, Städten, Bauwerken und Gemälden zu führen! Fast immer verknüpfte er seine Lotte mit seinen Erlebnissen und Beobachtungen:

Da ich die armen Bauern auch hier so mit Mühseligkeit die Steine umwenden sah, dacht' ich an Dein Kochberg und sagte recht mit innerlichen Herzenstränen: Wann werd' ich einmal wieder in Kochberg einen schönen Abend mit ihr feiern? Ich sage Dir, meine Liebe: wenn sie nur hier das Klima nicht voraushätten! —

Wenn ich diese Reise noch einmal machte, wüßt' ich's auch nun besser. Denn mit dem verschiedenen Gelde, den Preisen, den Vetturinen, den schlechten Wirtshäusern ist es

Assisi

Vor 1792 gezeichnet von John Smith
Stich von W. Byrne

Antike Wasserleitung zu Spoleto

Von Elisa Gore

Landesbibliothek zu Weimar

eine tagtägliche Not. . . Ich habe nichts gewollt als das Land sehen, auf welche Kosten es wolle, und wenn sie mich auf Ixions Rad nach Rom bringen, so bin ich's zufrieden. —

Wie verwöhnt ich bin, fühl' ich erst jetzt. Zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt! Ich sagte mir's voraus, und nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben als: unser Leben mit einander zu endigen!

*

Am 27sten Oktober fuhr man auf einer belebten Landstraße zwischen Bergen dahin. Es war die Zeit der Oliven-Ernte; hier nahm man sie mit der Hand ab; anderwärts wurden sie abgeschlagen. Merkwürdig, daß die größten, ältesten Bäume aus einem sehr steinigen Boden emporwuchsen.

Der berühmte Fluß Klitumnus wurde erreicht; der jüngere Plinius rühmt ihn, und schon Virgil besang ihn und die weiße Rinderherde, „aus dem heiligen Quell getränkt": aus ihr wurde oftmals der Stier ausgewählt, um den Göttern im Tempel zum Opfer dargebracht zu werden. Propertius war in dieser lieblich-romantischen Gegend daheim gewesen.

Mittag ward in Spoleto gehalten, das im Krater eines ehemaligen Vulkans auf einer Anhöhe liegt. Volkmann berichtete von einigen Überbleibseln des Altertums, die an und in dortigen Kirchen und Kapellen zu suchen seien; auch Goethe ging hier zu San Crocifisso: diese Säulen, Gebälke und Pfeiler stammten gewiß aus dem Altertum, aber sie waren in viel späterer Zeit zu einem neuen Gebäude zusammengeflickt, „nicht

dumm, aber toll." Ein ganz echtes und großes Stück Altertum dagegen gab es hier auch zu sehen. „Eine von den Römern angelegte Wasserleitung", so las man wieder im Volkmann, „bringt das Wasser von dem Monte Luco sechs Meilen her. An einem Orte geht sie vermittelst einer 600 Fuß langen und 300 Fuß hohen Brücke, Ponte delle Torri genannt, von einem Berge zum andern, und darauf über eine zweite, welche Ponte Sanguinario von den vielen zur Verfolgungszeit herabgestürzten Märtyrern heißt." Goethe fragte nicht weiter nach diesen christlichen Blutzeugen, sondern verehrte das alte Bauwerk, stieg auch hinauf um es von oben wie von unten zu sehen.

Die zehn Bogen, die das Tal füllen, stehen, von Backsteinen, ihre Jahrhunderte so ruhig da, und das Wasser quillt noch immer in Spoleto an allen Orten und Enden. Das ist nun das dritte Werk der Alten, das ich sehe, und wieder so schön natürlich, zweckmäßig und wahr. Diesen großen Sinn, den sie gehabt haben! . . .

So verhaßt waren mir immer die Willkürlichkeiten; Der Winterkasten auf Weißenstein[1]): ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Konfekt-Aufsatz und so mit tausend andern Dingen. Was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben und kann nicht lebendig gemacht werden und kann nicht groß sein und nicht groß werden.

Terni, wo die Nacht verbracht wurde, liegt im fruchtbaren Nera-Tale, „in einer köstlichen Gegend." Goethe genoß sie, als er abends noch einen Gang um die Stadt machte. „Diese Wiesen werden viermal im

[1]) Ein altes gotisches Schloß am Karlsberg bei Kassel, an der Stelle der nachmaligen Wilhelmshöhe.

Bei Terni. Nach Goethe

Jahre gemäht" berichtete Plinius. Zu den berühmten Wasserfällen des Velino konnte Goethe nicht mehr hinaus, weil die Nacht herein sank.

*

Am andern Morgen, den 28sten Oktober, fuhren sie sehr früh ab; Goethe war noch in halbem Schlafe: gerade in diesem Zustande und unterwegs kamen ihm oft die schönsten poetischen Erfindungen.

Es war auch noch nicht hell, als sie bei Narni vorüberfuhren; die Überreste einer von Kaiser Augustus erbauten Brücke sahen sie also nicht. Sie hätten gerade unsern Freund entzückt. Nach einem kalten Morgen ward es dann ein schöner klarer Tag; man fuhr in dem sehr schönen Nera-Tal, bis bei dem Dorfe Borghetto die Tiber erreicht wurde, jener Fluß, den schon die Kinder nennen hören, wenn sie über die berühmteste Stadt die Welt unterrichtet werden. Man bewegte sich auch hier noch durch köstliche Gegenden: Täler und Tiefen, Nähen und Fernen. Dann aber folgten auf das Kalkgebirge vulkanische Gesteine. Otricoli, ein elender, schmutziger Ort, liegt auf einem von der Tiber ehemals zusammengeschlemmten Kieshügel und ist von Laven gebaut, die jenseits des Flusses hergeholt sind.

Citta Castellana war heute das Ziel: das letzte Ziel vor Rom! Das kleine Städtchen ist an einem Felsen gebaut und auf drei Seiten von Wasser umgeben; es war immer eine starke Feste, vielleicht das Veji der römischen Geschichte. Hier ist noch die Aussicht schön über das Land der Sabiner; auch erblickt man den von Horaz her bekannten Berg Soracte; natürlich war er jetzt nicht nive candidum, denn Das passiert ihm nur bei strengem Winter; vielmehr hob er sich als eine allein stehende rötliche Kalksteinmasse vom abendlichen Himmel ab.

*

Sonntag, den 29sten Oktober: noch einmal auf den leidigen Karren! Noch waren 34 italienische Meilen zu überwinden. Der Weg führte jetzt durch die düstere, unfruchtbare, menschenarme Campagna, denn Rom ist ja auch dadurch sehr merkwürdig, daß es in einem der ödesten Landstriche heranwuchs und durch die Jahrtausende sich aufrecht erhielt.

Noch verdeckten Hügel alle anderen Gebäude der Stadt: da erschien die Peterskuppel am Horizont; kein

Ponte molle. Rechts nach Rom hinein. Von G. Vasi

Fuhrmann versäumt es, sie zu zeigen. „Ecco Roma! Ecco San Pietro!

Dann wurden auch kleinere Kuppeln erkennbar, bald auch vereinzelte Landhäuser der vornehmen Stadtbewohner und Lustgärten mit hohen Zypressen. Und jetzt rollte der Karren über den Ponte molle: ein Blick auf die trübe Flut der Tiber zwischen schlecht gepflegten Ufern; für gewöhnlich ein seichter Fluß, trägt sie nur flach gehende Schifflein. Deutlich sieht man hier schon

Nahe bei Rom: Sankt Peter und der Vatikan. Von J. Smith

den Borgo, den vatikanischen Bezirk. Jetzt aber bewegt sich der Reisende in Gesellschaft von vielen Kutschen:

Porta del Popolo. Von G. Vasi

Piazza del Popolo. Von G. Vasi

die vornehmen Römer, die vor dem Tore frische Luft schöpfen, begegnen ihm oder begleiten ihn in die Stadt.

Porta del Popolo! Salus intrantibus! Ein schöner Platz eröffnet sich: ein ägyptischer Obelisk steigt hoch empor. Hinter ihm zwei Kirchen, einander völlig gleich. Drei Straßen führen von diesem Platze aus, neben diesen Kirchen, in die Stadt hinein. In der mittleren, einer endlos langen Straße von hohen Häusern, bewegen sich unzählige Menschen, schlendernd, plaudernd, verweilend. Ihre Blicke begegnen sich mit denen des Ankömmlings.

Seine erste Fahrt ist ihm vorgeschrieben: zum Packhof, der leidigen Dogana. Elf große Marmorsäulen,

Piazza di Pietra mit dem Zollhause. Von G. Vasi

deren Altertum leicht zu erkennen war, trugen hier die Vorhalle, denn die Zöllner walteten, wo vormals ein Tempel des Antoninus Pius oder des Mars oder sonst ein Heiligtum stand. Jetzt mußte Goethe die Koffer öffnen oder durch ein Trinkgeld sich lösen.

Dies Zollhaus lag an der Piazza di Pietra, dem Monte Citorio gegenüber; westwärts führte hier eine Straße in der Richtung auf Sankt Peter. Goethe fuhr zur Herberge.[1])

[1]) Nach Fr. Noack war es vermutlich der Bär, die Locanda dell' Orso, an der Ecke der Via di Monte Brianzo und Via dell' Orso.

Eingetreten, schickte er einen Boten zum deutschen Maler Tischbein. Dann ließ er sich ein Zimmer geben und dort holte er sogleich sein Tagebuch für die geliebte Frau v. Stein hervor, setzte sich und schrieb:

Mein zweites Wort soll an Dich gerichtet sein, nachdem ich dem Himmel herzlich gedankt habe, daß er mich hierher gebracht hat!

*

Er ging wieder zur Gaststube hinunter, stellte sich ans Feuer, denn es fing jetzt an, empfindlich kalt zu werden. Nicht lange währte es, da kam von der Straße ein junger, schlanker Mann herein, dem der Nordländer wohl anzusehen war; seine Augen richteten sich auf den grünrockigen Gast am Herde.

Dieser ging auf den Eingetretenen zu: „Ich bin Goethe."

Tischbeins Augen erstrahlten; ein Freudenschauer ging ihm durch's Blut, und sogleich war das herzlichste Gespräch im Gange.

Seit dem zweiten September sah sich Goethe jetzt zum ersten Male wieder einem Menschen gegenüber, der ihn kannte und liebte! Acht lange Wochen hatte er sich als ein Fremder unter Fremden bewegt, als ein Namenloser oder Falschbenannter. Jetzt endlich war er wieder er selbst.

Und sogleich fragte er den deutschen Landsmann, ob er nicht ein Zimmer für ihn wisse, irgend ein kleines einfaches Zimmer, wo sich des Morgens ungestört arbeiten lasse. Ja, ein solches Zimmer wußte Tischbein; er hatte es selber übrig; aber er fürchte, daß es für den

Herrn Geheimen Rat gar zu bescheiden sei. Zwei andere deutsche Maler und Junggesellen wohnten schon mit ihm als Untermieter bei demselben alten Ehepaare.

Am andern Morgen zog Goethe ein. Das Haus war Nr. 20 am Corso, linker Hand, wenn man vom Pappel-Tore kam, und nicht weit davon. Unten wohnte die Besitzerin, eine Treppe hoch der alte Kutscher Serafino Collina mit seiner braven Piera Giovanna und

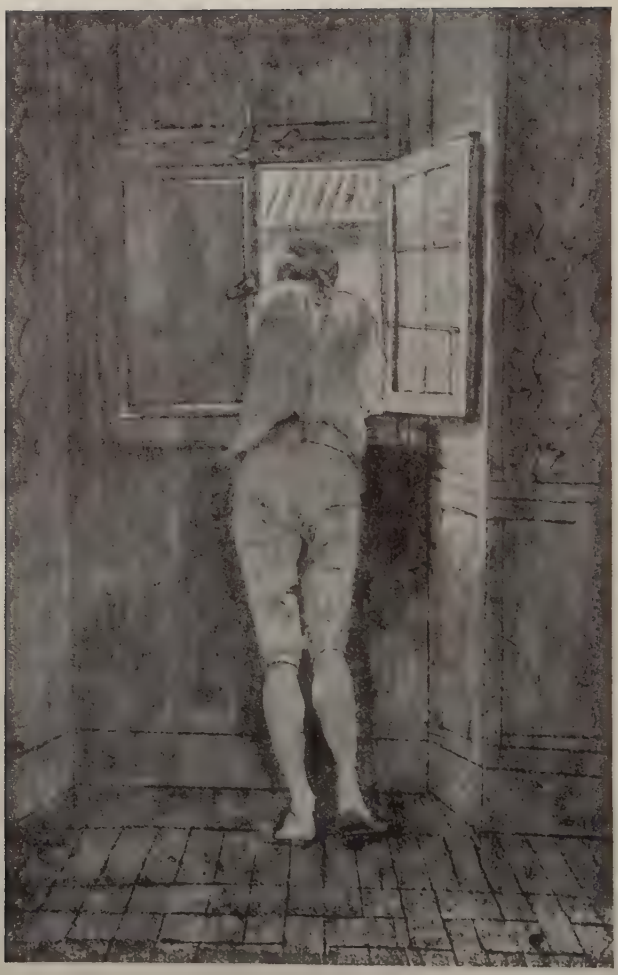
San Carlo und andere Kirchen am Corso.
Goethes Wohnung schräg gegenüber. Von G. Vasi

seinen Deutschen, zu denen nun auch der „Signor Filippo Miller" trat; noch eine Treppe höher lebte ein italienischer Bildhauer, dessen Frau aus Wien stammte. Goethes Zimmer lag nach der Straße hinaus; aus den Hinterfenstern dieses Hauses blickte man in kleinere Gärten. Große Garten-Anlagen und das freie Feld waren nahe genug, und doch wohnte man auch an der Hauptstraße der großen Stadt. Blickte man zum Fenster hinaus, nach dem Stadtinnern zu, so zeigten sich

Wilhelm Tischbein in seinem Zimmer am Corso

Gemalt von ihm selbst

Landesmuseum in Weimar



Goethe in seinem Zimmer am Corso

Von Wilhelm Tischbein

Besitzerin: Frl. Anna Parthey in Berlin

Kirchen und Paläste in einer Reihe mit gewöhnlichen Häusern.

Sogleich mußte ihn Tischbein zu den berühmtesten Straßen, Plätzen, Gebäuden und Ruinen führen. Damit er sie nur einmal obenhin begrüßte, ehe er mit dem Betrachten Ernst machte.

*

Es hatte ihm daran gelegen, zu Allerheiligen hier zu sein; aber dies Fest wurde hier gar nicht besonders gefeiert. Am Tage Allerseelen aber sah er den Papst inmitten seiner Kardinäle. Es war in der päpstlichen Kapelle des Quirinals. Der heilige Vater schritt als ein sehr schöner alter Mann einher; nur schade daß er nicht den Mund zu einer gewaltigen Predigt auftat, sondern gerade so die Zeremonien vor- und mitmachte und die Gebete brummelte, wie andere Pfaffen auch.

Nach diesen ersten Eindrücken konnte und mußte Goethe seinen weimarischen Freunden melden, wo er war.

Endlich bin ich in dieser Hauptstadt der alten Welt angelangt! Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor fünfzehn Jahren gesehn hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eignen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zu teil ward.

Über das Tiroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehn. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleibens mehr war und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt.

Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl

sagen: ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man teilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend sah ich nun lebendig; die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere — mein Vater hatte die Prospekte von Rom auf einem Vorsale aufgehängt — seh' ich nun in Wahrheit, und Alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gips und Kork, schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir. Wohin ich gehe, find' ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist Alles, wie ich mir's dachte, und Alles neu.

Ebenso kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können. . . .

Für mich ist es ein Glück, daß Tischbein ein schönes Quartier hat, wo er mit noch einigen Malern lebt. Ich wohne bei ihm und bin in ihre eingerichtete Haushaltung mit eingetreten, wodurch ich Ruh' und häuslichen Frieden in einem fremden Lande genieße. Die Hausleute sind ein redliches altes Paar, die Alles selbst machen und für uns wie für Kinder sorgen. Sie waren gestern untröstlich, als ich von der Zwiebelsuppe nicht aß, wollten mir gleich eine andere machen usw. Wie wohl mir Dies auf's italienische Wirtshausleben tut, fühlt nur Der, der es versucht hat.

Dem Herzoge, der ihm Urlaub bewilligt hatte, ohne Ziel und Dauer der Reise zu kennen, mußte er besonders schreiben. Er hatte unterwegs öfters auf ihn gescholten oder bei milderer Stimmung ihn beklagt, weil Karl August jetzt nicht sein Reisegenosse war, wie einst in der Schweiz, sondern, statt Italien zu genießen, sein Herz an das preußische Militär, an die berlinische Politik und an ehrgeizige Pläne gehängt hatte. In seinem Briefe an den durchlauchtigen Herrn mußte er dies schmerzliche Bedauern freilich nach seiner diplomatischen Weise ausdrücken.

Und lassen Sie mich nun auch sagen, daß ich tausendmal, ja beständig an Sie denke, in der Nähe der Gegenstände, die ich ohne Sie zu sehen niemals glaubte. Nur, da ich Sie mit Leib und Seele im Norden gefesselt, alle Anmutung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen, einen langen, einsamen Weg zu machen und die Gegenstände zu suchen, nach denen mich ein unwiderstehliches Bedürfnis hinzog. Ja, die letzten Jahre wurd' es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen: zuletzt durft' ich kein lateinisch Buch mehr ansehn, keine Zeichnung einer italienischen Gegend. Die Begierde, dieses Land zu sehn, war überreif. Da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswert. Wird es dann in der Folgezeit möglich, es auch mit Ihnen zu sehen und Ihnen durch die Kenntnisse, die ich jetzt erwerbe, hier (und indeß zu Hause) nützlich zu werden, so bleibt mir fast kein Wunsch übrig.

Seine Mutter hatte Goethe mit Briefen nie verwöhnt; sie wußte jetzt also auch nichts von seinem Verschwinden und dachte ihn um diese Jahreszeit bei seinen Dienstgeschäften in Weimar. Nun meldete er ihr, daß er gesund und glücklich in Rom herumwandle.

Wie wohl mir's ist, daß sich so viele Träume und Wünsche meines Lebens auflösen, daß ich nun die Gegenstände in der Natur sehe, die ich von Jugend auf in Kupfer sah und von denen ich den Vater so oft erzählen hörte, kann ich Ihnen nicht ausdrücken. Alle diese Dinge seh' ich freilich ein wenig späte, doch mit desto mehr Nutzen und Viel in kurzer Zeit.

Wie lang' ich bleibe, weiß ich noch nicht. Es wird darauf ankommen, wie es zu Hause aussieht. Auf alle Fälle geh' ich über die Schweiz zurück und besuche Sie; da wollen wir uns was Rechts zu gute tun.

Aus dem Stadtplan von 1777

Fünftes Kapitel

Das Rom jener Zeit

1786 bis 1788

Die Kuppel der Peterskirche: sie war das Erste und Letzte, was der Reisende von Rom erblickte. Kam er von Norden her, so fühlte er sich auf der Tiberbrücke Ponte molle aus der Einöde in das Gebiet der

Rom unter den Kaisern

großen Stadt versetzt. Durch die Porta del Popolo trat er hinein.

Dieses Pappeltor und der anschließende Pappelplatz hatten ihren Namen von den Bäumen, die hier in der Nähe, vor der Stadtmauer, das Grabmal des

Der Hafen Ripetta. Hinter der rechten Treppe der Palast Borghese. Von G. Vasi

Straße Babuino, Spanischer Platz, spanische Treppe, Trinita dei Monti. Von G. Piranesi

Augustus als ein Hain umgaben. Drei Straßen führten von diesem Tore und Platze aus wie drei Strahlen in die Stadt; die mittlere und längste hieß wegen eines Pferderennens, das wir noch kennen lernen müssen, die Laufstraße, strada del corso, oder kurz der Corso. Hier herrschte das Straßenleben einer großen Stadt, gerade hier, also schon vom Tore an. Nicht wenige Paläste

Markus- oder Veneziaplatz am Ende des Korso. Von G. Vasi

standen hier zu beiden Seiten, mancherlei Läden boten ihre Waren zur Schau; aber auch auf der Straße selbst ward viel Handel getrieben und sogar für Jeden, der heran trat, gekocht, gebacken und gebraten.

Stiller schon war die Straße Ripetta, die rechter Hand vom Tore in die Stadt führte; man kam auf ihr bald an den Fluß und einen kleinen Hafen. Auf der andern Seite des Wassers lag dann die mächtige

Engelsburg und der ganze vatikanische Bezirk. Vier Brücken führten jetzt noch über die Tiber; in alten Zeiten waren es acht gewesen.

Durch die Straße zur Linken des Pappelplatzes, nach einer dort angebrachten Brunnenmaske il Babuino, der Pavian, genannt, gelangte man zum Spanischen Platze, dem Gebiete des spanischen Gesandten. In

Kirche Aracoeli und Kapitolsplatz. Von G. Piranesi

dieser Gegend pflegten die Fremden zu wohnen und ihren Verkehr zu haben.

Der Corso, um uns wieder der Hauptstraße zuzuwenden, führte in etwa dreitausend oder dreitausendfünfhundert Schritten, zum Venediger Platze. Gleich dahinter erhob sich der hochberühmte Hügel des Kapitols, nunmehr Campidoglio genannt und Sitz der Stadtobrigkeit. Gleich dahinter hörte das neuere und bewohnte Rom auf: es folgten Weingärten, Ziergärten,

Forum. Maria Liberatrice, drei Säulen vom Tempel Castor und Pollux, Zypressen auf dem Palatin, im Hintergrunde der Aventin mit S. Sabina. Rechts Heuschuppen. Von G. Piranesi

Kohlfelder, Weideplätze und Wüsteneien, Alles etwas durcheinander, und in ebendiesem halb wilden, halb

Forum. Vom Kapitol gesehen.
Bogen des Severus. Antoninus u. Faustina. Titusbogen. Tempel des Vespasian. Saturn oder Concordia.
Hintergrund: Kolosseum. S. Francesco R. Farnes. Gärten. Maria Liberatrice. Von G. Piranesi

angebauten Gebiet, zwischen Kraut und Unkraut, erhoben sich oder lagen herum die Trümmer von uralten

Tempeln und Prachtgebäuden. Ein grünes Feld sah man da: weiße Rinderherden lagen wiederkäuend im Grase; braune Hirten ruhten im Schatten von Rebenlauben oder schlechten hölzernen Buden: diese Kuhweide war nichts Geringeres als das ehemalige Forum romanum, von dem die Gelehrten soviel zu berichten wissen! Einige herrliche Säulen und Tempelreste bezeugten, daß man die Tatsache wirklich glauben durfte: „Herden blöken hier, wo Cicero sprach."

Unter den Überbleibseln des Altertums waren auch einige so große und feste, daß weder Wetter und Zeit, noch der Zerstörungstrieb der Menschen sie hatten klein kriegen können. Ein riesiges Amphitheater, das man jetzt Kolisäum oder Kolosseo nannte, war das auffälligste Beispiel; gewaltig wirkten auch noch einige Stücke der altrömischen Wasserleitung, und die alte Stadtmauer konnte man gleichfalls zum Unzerstörlichen rechnen. Andere Gebäude, Gebäudeteile, Bildsäulen usw. waren im Laufe der Jahrhunderte ganz oder halb verschüttet worden und wurden dadurch den späteren Geschlechtern aufgehoben, ähnlich wie jene aus dem Aschenstaube des Vesuvs wunderbar wieder ans Licht tretenden Städte Pompeji und Herkulanum. Von vielen Stellen wußte oder erkannte man, daß noch Viel aus dem Boden zu holen war; sehr sonderbar nahm sich etwa der Ehrenbogen des Septimius Severus aus, wo jetzt der Fußgänger durch die obere Hälfte der hohen Öffnung wandelte. Anderwärts waren die antiken Gebäude irgendwie zu neueren Zwecken verwandt worden, wobei sie oft durch Anbauten, Überbauten usw. arg entstellt oder verdeckt wurden. Bauern, Handwerker und namentlich

Siegesbogen des Septimius Severus. Von G. Piranesi

Fortuna virilis und Vestatempel. Von G. Piranesi

Priester und Klosterleute hatten sich in den frei gewordenen Stätten längst vergangener Geschlechter gerade so eingenistet, wie Goethe es einst in seinem Gedichte ‚Der Wanderer' geschildert hatte. In jenem riesigen Amphitheater des Flavius verkrochen sich des Nachts Diebe und Bettler, nämlich in den einstmaligen Behältnissen der wilden Tiere; lieblicher anzusehen war

Predigt im Kolosseum

der fromme Einsiedler, der in einem andern Winkelchen dieser ungeheuren Steinmassen sich ein ganz artiges Stübchen eingerichtet hatte. Auf der Arena, wo einst die Kampfspiele stattfanden, wurde von nahe wohnenden Mönchen jeden Sonntag unter freiem Himmel gepredigt. In den Bädern des Diokletian hatten jetzt Karthäusermönche ihr Kloster eingebaut. Von dem Konkordientempel, worin auch die Verhandlungen des römischen Senats lange Zeit geschahen, waren acht ionische Säulen

übrig geblieben: sie gehörten jetzt zu der Vormauer eines kleinen Gärtchens, und dessen Besitzer stellte seine Blumentöpfe auf die uralten Säulenfüße. Einen Schuster kannte man, der sein Leder auf einem antiken Steine vor seiner Tür zu klopfen pflegte: es war der Kopf eines römischen Kaisers, der jetzt zu diesem nützlichen Zwecke diente. Und so ließen sich hundert Einzelheiten erzählen. Oft war ein alter Tempel, obzwar leidlich erhalten, recht unkenntlich geworden; z. B. hatte man bei einem Rundtempelchen, das der Vesta ehemals geweiht gewesen sein sollte, die schönen korinthischen Säulen durch Mauern verbunden und dadurch sehr entstellt. Anderwärts verunzierten aufgesetzte christliche Glockentürmchen diese alten Bauten, so bei einem Tempel, dem man den alten Namen Fortuna virilis gab, und namentlich bei dem Pantheon: hier schalten freilich die Künstler jetzt sehr über diese Zusätze und nannten sie nach dem sonst trefflichen Baumeister und Bildhauer, der sich hier verschönernd versündigt hatte, Berninis Eselsohren.

Es war aber doch ein großes Glück, daß so viele alte Tempel und Tempelteile durch ihre Christianisierung vor der Zerstörung beschützt worden waren. Zuweilen hatte man den Glaubenswechsel auswendig nur durch Aufsetzung eines Kreuzes vollzogen; in andern Fällen tat es auch eine neue Inschrift. Zum Beispiel: „Einst dem Jupiter, nun aber dem wahren Gotte geweiht.“ Es kam aber auch vor, daß fromme Katholiken eine Kirche besuchten, die nach einer noch deutlich lesbaren Inschrift auf Beschluß des heidnischen römischen Senats

dem unter die Götter versetzten Antoninus und seiner diva Faustina errichtet worden war. Man hielt hier überhaupt das Christliche und Heidnische gar nicht ängstlich auseinander. Die Mehrzahl der Päpste hatte sich zu den Altertümern gleichgültig oder geradezu freundlich gestellt. Jeder Römer, der sich etwas Besseres dünkte, beklagte die wüsten Zerstörungen, die man den

Forum: San Lorenzo (Divo Antonio), Trümmer des Friedenstempels, Antike Säulen, Maria nuova, Titusbogen

Goten und Vandalen zuschrieb, und mit solchen Barbaren mochte man nichts gemein haben. Die Geistlichen fühlten sich als Gelehrte; sie ehrten also auch ihre griechischen und römischen Vorgänger. Plato und Aristoteles wurden fast zu den Kirchenvätern gerechnet. Und so flossen auch im Wissen und Denken, im Singen und Sagen der gemeinen Neurömer alle alten Gestalten und Geschichten, heidnische und biblische, zusammen und durch einander: Herkules, Venus und Kupido wan-

delten da einträchtiglich mit der seligen Gottesmutter, dem Jesuskinde, dem heiligen Joseph und der Großmutter Anna; Charon schiffte auch die christlichen Seelen hinüber in die Unterwelt des Fegefeuers. Im Übrigen wußten die Römer auch recht gut, wieviel Geld ihnen die Trümmer und erhaltenen Altertümer brachten. Sie hegen diese Ruinen, sagt ein kluger Franzose jener Zeit: wie Bettler ihre Wunden offen halten.

Wer es suchte, fand hier also das Altertum, in manchen Bezirken sogar auf Schritt und Tritt, aber es war oft schwer vom Neuen abzusondern, und je mehr Antikes zu Tage trat, um so häufiger mochte man jammern oder fluchen, daß gedankenlose Nachfolger die Werke einer besseren Zeit zerstört und diese Bruchstücke zu ihrem erbärmlichen Durchgangsdasein mißbraucht hatten. „Ein saures und trauriges Geschäfte" nannte es Goethe, als er neun Tage hier war, „das alte Rom aus dem neuen herauszusuchen, und doch muß man es, und es gibt die beste Freude. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung, die beide über unsre Begriffe gehn. Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet." Nämlich Diejenigen, die diese alten Bauten als Steinbrüche benutzten und die Säulen da nahmen, wo sie fertig bereit standen. Es gab ein Sprüchwort: „Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini", denn aus der Familie Barberini waren Päpste und mächtige Kardinäle hervorgegangen, die an der „Verschönerung" Roms sich eifrig betätigt hatten.

*

Die allermeisten Fremden, die in den letzten tausend Jahren nach Rom zu Wagen gefahren oder den weiten Weg am Pilgerstabe zu Fuße gewandert waren, hatten für diese Trümmer der Heidenzeit weder Bewunderung noch Seufzer übrig; ihnen war es um das Heil ihrer Seele und um die endlose Ewigkeit zu tun, die man nach der kurzen, unsicheren Zeit hienieden entweder in den Qual-Orten der Hölle oder im himmlischen Freudensaal verbringen wird. Sie suchten hier nur die christlichen Altertümer, vor allem die Erinnerungen an die beiden größten Apostel, an die Opfer Neros, des Verruchtesten aller heidnischen Christenmörder, und an andere Scharen Märtyrer und Heilige: von ihrem Blute und ihren Folterqualen hofften sie Segen für sich abzugewinnen. Für sie war Rom also in ganz anderem Sinne eine heilige Reliquien-Sammlung! Zugleich auch die Stadt der unzähligen Kirchen und Klöster, die Residenz der Päpste, der Mittelpunkt der allein seligmachenden Kirche und der Ort, wo das größte und schönste aller kirchlichen Gebäude über dem Grabe Petri emporsteigt. Sie pilgerten aus der belebten neueren Stadt nicht geradeaus zum Kapitol, Palatin usw., sondern rechts über den Fluß hinüber, an der Engelsburg vorbei in den Bezirk, wo nahe bei schlechten, ungesunden Gassen sich die Peterskirche in ihrer Pracht und daran anstoßend der Vatikan mit seinen elfhundert Sälen und Zimmern erhoben. Und von da pilgerten sie zu den andern ehrwürdigsten Kirchen und Altären. Sechs Hauptkirchen mußten sie außer dem Petersdom besuchen: Santa Maria Maggiore, Sankt Lorenz außer den Mauern, Sankt Sebastian, St. Johann im Lateran, Santa Croce in

Engelsbrücke, Peterskirche, Vatikan und Engelsburg. Von G. Piranesi

Die päpstliche Residenz Quirinal. Von G. Piranesi

Jerusalem, St. Paul vor den Mauern. Am Ort dieser letzteren Kirche war der zweite große Apostel enthauptet worden: dreimal war dabei sein Kopf auf dem Boden aufgeschlagen, und an diesen drei Stellen waren dann wundertätige Quellen entsprungen. Santa Maria Maggiore war die größte aller Marienkirchen und vielleicht die älteste aller christlichen Andachtsstätten. Aber die

Santa Maria Maggiore. Von G. Vasi

Kirche Sankt Johannis im Lateran rühmte sich doch der herrlichsten Reliquien. Im Hauptaltar war hier ein anderer Altar eingeschlossen, worauf der Apostel Petrus Messe gelesen; ferner enthielt dieser Altar die Köpfe der Apostel Petrus und Paulus, einen Zahn des Ersteren, ein Stück Gerstenbrot, womit die Fünftausend gespeist wurden, das Tuch, womit Christus seinen Jüngern die Füße abgetrocknet, die Schulter des gebratenen heiligen Laurentius, Haare der Maria usw. Im Kreuzgange stand die Säule, worauf der Hahn gekräht hatte, als Petrus seinen Meister dreimal verleugnete.

Das Allerköstlichste aber war dort eine Kapelle mit einem Altare, an dem nicht einmal der Stellvertreter Christi Messe lesen durfte: so heilig war der Raum. Hier gab es unter Anderem ein Bildnis Christi, das der Evangelist Lukas zu malen angefangen und das die Engel vollendet hatten; ja, der Nabel und ein Stück Vorhaut des Erlösers waren vorhanden. Meßgewänder,

Basilika S. Johannes im Lateran. Von G. Vasi

die von Engeln gewoben, genäht und bestickt worden waren, gehörten hier schon zu den Schätzen zweiter Ordnung.

*

Als eine heilige und stille Stadt gab sich Rom in vielen Teilen; Kirchen und Klöster bedeckten einen großen Teil des Raumes. Die jetzt bewohnten und vom Verkehr belebten Straßenzüge machten ja nur ein Drittel der von den alten Stadtmauern eingeschlossenen Fläche aus. Man zählte mit den Fremden in ganz Rom 160—170000 Seelen: eine kleine Zahl für den weiten

Raum! Der Freund der poetischen Einsamkeit brauchte also nicht einmal die Tore hinter sich zu lassen, um in der gezähmten oder auch wilden Natur und mit den Zeugen der Vergangenheit allein zu sein. Sogar die Liebhaber des Landlebens fanden in dieser Hauptstadt völlig ihre Rechnung: hier gab es Winzer, Schafhirten, Kuhhirten, Bauern usw. so gut wie in den Dörfern.

Winzer in Rom

Also gehörten auch ländliche Feste, etwa der Schluß zu der Weinlese, zu den echten, eingeborenen Freuden Roms.

*

Wer sich in die städtischen Straßen begab und unter die Stadtrömer mischte, sah sich von höflichen, gefälligen, duldsamen und meist recht gutartigen Leuten umgeben, die für Bürger der alten civitas Romana nur gar zu sehr Kinder und Müßiggänger zu sein schienen. Des Morgens wurde hier wohl ein wenig

gearbeitet; nach dem Mittagessen ging man zu Bett und schlief bis sechs Uhr abends. Hernach tat man nichts oder so gut wie nichts, und wenn es dunkel wurde, hatte durch Naturgebot alle Arbeit ein Ende. Dann begann das allgemeine Herumspazieren, das Plaudern in Gesellschaften und Wirtshäusern und die Herrschaft des Liebesgottes.

Fest der Weinlese

Die Arbeit galt hier für eine Mühsal, und die Römer gingen jeder fatigua aus dem Wege. Che seccatura! Sie leisteten also nichts Großes, weder im Ackerbau, noch im Handel, noch in Wissenschaften und Künsten. Ihr Land, der Kirchenstaat, führte keinerlei Waren aus, wenn man nämlich die Ablässe und ähnliche kirchliche Gaben nicht rechnete, die allerdings viel Geld ins Land brachten. Militärisch oder zur See bedeuteten die Römer auch nichts. Ihre Politik war nur Rederei und Zeitvertreib. In jeder Hinsicht entwickelten

sich hier aus jungen Kindern nur alte Kinder, und so verging das Leben. Du Paty urteilt: „Das Volk in Rom hat wenig Vernunft, ziemlich viel Verstand, sehr viel Einbildungskraft. Mit den Jahren erlangt es Gewohnheiten, ohne sich je Erfahrung zu erwerben."

Es ging auf diese Weise aber doch merkwürdig gut. Ihr Auskommen hatten die Römer trotz dieser Träg-

Hirten in Rom

heit, weil sie nur bescheidene Ansprüche an das Leben stellten. Sie nährten sich mit billigen Speisen, wohnten sehr einfach und putzten sich wenig. Zwar führten sie ein Genießerdasein, aber sie hielten sich an die Genüsse, die man für umsonst oder für kleine Ausgaben haben kann. Der Wein war billig, und mußte der Ärmste Wasser trinken, so hatte er ein besseres, als es in irgendeiner andern großen Stadt gab; es sprudelte ihm zu aus Hunderten der allerschönsten Spring- oder Laufbrunnen.

Ganz verarmen konnten hier die Einheimischen nicht, weil ihre zahlreichen Gäste immer wieder vom Auslande Geld mitbrachten und weil die katholische Kirche so auferbaut und ausgestaltet worden war, daß aus der ganzen gläubigen Welt zahlreiche Goldbäche und Goldströme hierher flossen. Bei so offenkundigem Segen hatte man keinen Grund, an der Wahrheit der Religion zu zweifeln; das Christentum bedeckte also im heiligen Rom die ganze Oberfläche. Das Volk liebte die Madonna und die Schutzheiligen ehrlich; es feierte die zahlreichen Zeremonien und Feste in den Kirchen und auf den Straßen und Plätzen sehr gern mit. Alle frommen Feste hatten hier eine Verwandtschaft mit dem Kinderspiel. Das kirchliche Jahr regelte durchaus auch das bürgerliche Leben, und auch über den Tag waltete eine fromme Ordnung. Über zahlreichen Haustüren brannten abends Lichter zu Ehren der dort angebrachten Muttergottes, wodurch denn zugleich die Straßen erleuchtet wurden, was sonst nicht geschehen wäre; bei einbrechender Dunkelheit wurden diese Lichter angezündet, und dann versammelten sich vor ihnen die Nachbarn zum gemeinsamen Abendgebet. Das war die festliche Viertelstunde des Tages, denn der Gruß an die göttliche Jungfrau bedeutete ja auch das Recht auf Ausruhen und Schlendern für Diejenigen, die bis zum Ave sich wirklich der Arbeit nicht hatten entziehen können.

Ohne Zweifel verdankten die Römer der Religion einen großen Teil auch ihrer inneren Glückseligkeit. Sie verdeckte ihnen unaufhörlich das Vergangene durch Absolutionen, wie Mercier du Paty bemerkt, und malte ihnen durch ihre Verheißungen die Zukunft stets mit reizenden Farben.

Ist Das nicht ein glückliches Volk, das am wenigsten fürchtet und am meisten hofft? Sein Glaube ist stockblind und zugleich von einer Bequemlichkeit, die ihresgleichen sucht. Gewissen gottesdienstlichen Handlungen regelmäßig beiwohnen, mit andern Worten: die geistlichen Schauspiele besuchen und gewisse Worte maschinenmäßig nachbeten, mehr braucht es nicht, um des Himmelreichs sicher zu sein. Hinweg mit jener strengen Prüfung der Gefühle, der Berichtigung der Begriffe, dem lebenswierigen Kampfe gegen die Leidenschaften! Dieser Künste bedarf der Römer nicht; seine Religion ist so mild und sanft wie die Luft, die er atmet.

Buratti (Kasperle) in Rom

Derselbe Verfasser gibt ein Gespräch wieder, das er mit einem Priester hatte. „Wir dulden den Aberglauben" meint Dieser, „um die Religion im Ganzen zu halten. Dies Volk hier hat ja nur seine Sinne; eine gereinigte Religion würde ihm zu wenig Stoffliches haben. Es muß seine Religion fühlen, betasten, sehen können."

Und weiter schildert der Franzose eine Andachtsübung, der auch unsere deutschen Freunde zusahen.

Eine erstaunliche Menge Volks kroch auf den Knien die Stufen der Ara coeli hinan. Jedermann murmelte ein Gebetlein her. Der Eine wollte in der Lotterie gewinnen; die Andere wünschte sich einen Mann; ein junger Mensch verlangte seine Schöne zu erweichen. Mein guter Priester versicherte mich, daß die Gebete des Volks selten einen andern Gegenstand hätten. Ich brach in Gelächter aus. „Was ist es denn weiter?" fragte der Pfarrer. „Wenigstens geschieht doch während der Zeit nichts Schlimmes, und die Religion besteht."

*

Römische Bettlerin

Die Menschen wurden hier fast ebenso häufig um Wohltaten ersucht wie der liebe Gott. Sehr auffällig im Straßenbilde und doch passend zur allgemeinen Trägheit waren die unzähligen Bettler. Überall vernahm man ihre leisen Bitten, die nicht selten auch zu schreienden Rufen anschwollen: Date qualche cosa per l'amor di Dio! Oft waren es starke Kerle, die

offen eingestanden, daß ihnen die Arbeit gar zu widerwärtig sei; Andere lenkten als alte und schwache oder irgendwie verkrüppelte und sieche Menschen die Augen auf sich; Nicht wenige waren in der Kindheit von ihren eigenen wohlmeinenden Eltern körperlich beschädigt worden, damit sie durch ihr Mitleid erweckendes Gebrechen vor den beiden Übeln: Hunger und Arbeits-

Suppen-Austeilung im Kloster

pflicht bewahrt blieben. Die gesamten Bettler aber wurden von den gutkatholischen Römern gewissermaßen gern gesehen, da an ihnen die christliche Tugend der Barmherzigkeit zu üben war, die uns das Paradies aufschließt. Nirgends verwehrte man ihnen den Zutritt, wenn sie heischen kamen, und Niemand begegnete ihnen barsch. Auch durfte man diese Bettler nicht schelten, wenn sie ihre Notdurft auf der Straße oder etwa unter den Kolonnaden der allerheiligsten Peterskirche ver-

richteten, war Das doch gerade ein Beweis ihrer beklagenswerten Armut. Die Bettler geben jedem Andern das angenehme Bewußtsein, daß er auf einer höheren Stufe steht. Verhungern konnte übrigens Niemand in Rom, denn in vierzig Klöstern gab es mittags für Jedermann Suppe, der mit seinem Topfe zur rechten Stunde vor der Küche stand, weshalb denn zur Mittagszeit ein großes Gelaufe solcher Bettler anhub, die an mehreren Stellen ihre Töpfe zu füllen beflissen waren.

*

Längst nicht so zahlreich, aber dem Fremden gleichfalls auffällig, war das päpstliche Militär. Es gab neun Kompanien zu Fuße, zwei Kompanien rote Kürassiere und zwei andere Abteilungen blaue Reiter, jede zu 60 Mann. „Il signor soldato" hieß der Angehörige dieser Truppen bei den Bürgersleuten; Jeder schien begünstigt und ein Herr, wer einen so bequemen und einträglichen Dienst erlangt hatte; oft wurden diese schönen Stellen mit Geld erkauft, während doch zur selben Zeit in manchen andern Ländern die Soldaten als eingefangene und mißhandelte Sklaven ein bedauernswertes Dasein führten, dem sie sich oft durch gefährlichste Flucht zu entziehen suchten. Ein aus Berlin gekommener Reisender von Goethes Freundschaft sah eines Tages dem Exerzieren auf dem Quirinalshügel oder Pferdeberge zu, wo die päpstliche Hauptwache war. Ein junger Offizier gab sich mit seiner Abteilung große Mühe. Als er immer weiter kommandierte, trat ein

Herr Soldat vor und fragte, wann die Geschichte zu Ende sein werde: „Ma, quando finisce sta storia?“ — „Nur noch einen Augenblick Geduld!“ bat der höfliche Offizier, „wir werden gleich fertig sein.“ Und nun ließen sich die guten Leute diese Drillerei auch noch weiter gefallen. Ein andermal kam ein Mann erst herbei, als der Dienst beinahe vorüber war. „Aber, mein Sohn“, fragte der Leutnant, „wo kommt ihr so

Wache und Exerzierplatz am Quirinal. Von G. Vasi

spät her?“ — „Ich habe Messe gehört“. — „Recht gut, mein Sohn“. Denn gegen den Besuch der heiligen Messe ließ sich natürlich nichts einwenden.

An der Reiterei war nach eben diesem an preußische Bilder gewöhnten Zuschauer auch ihre Angst vor den Pferden merkwürdig. „Nichts nimmt sich lächerlicher aus, als wenn die päpstliche Garde zu Pferde paradiert und die schwer bewaffneten Männer mit Zittern und Beben den Umstehenden zurufen: Guardatevi! Guardatevi! Denn weil sie sich ebenso wie

die Umstehenden vor der Wildheit ihrer Pferde fürchten, die sie nicht zu bändigen sich getrauen, so warnen sie aus Menschenfreundlichkeit Jeden vor der drohenden Gefahr.“ Die Rosse galten in Rom überhaupt für wilde Tiere. Allgemein zogen die Bewohner dieser Stadt vor, wenn ja geritten sein mußte, nach Christi Vorbilde den Esel zu besteigen. Saß man in einem Korbsessel auf solchem Tiere, so waren die Füße dem festen Erdboden doch recht nahe.

*

Daß Rom von Priestern und Mönchen wimmelte, konnte nicht Wunder nehmen; auf etwa 15 Einwohner kam ein Geweihter. In 232 Mönchsklöstern zählte man zu Goethes Zeit 3134 Mönche, in 47 Nonnenklöstern 1466 Nonnen. Der gewöhnlichen Priester gab es 2829. Die Geistlichkeit schien aber noch viel zahlreicher zu sein, denn es konnte hier Jedermann, dem es gefiel, wie ein Abbate mit schwarzem Rock, kurzem schwarzen Mantel und weißer Binde einhergehen und sich auch Abbate betiteln lassen. Viele taten es: Ärzte, Advokaten, kleine Beamte, auch wohl Zunftmeister, Bediente, Musiker usw., weil dieses Kleid die Zugehörigkeit zu einer höheren Schicht bezeichnete. Man mußte also lernen, die wirklichen Geistlichen von ihren Kleidern zu unterscheiden. Noch sonderbarer war es, daß man schon Jünglinge und Knaben der vornehmen Familien in diese Tracht steckte, so daß der Fremde etwa über eine Gesellschaft Ball spielender zwölfjähriger Abbaten sich verwundern konnte.

Noch mehr als über diese Allgegenwart der Geistlichgekleideten erstaunte der Fremde vielleicht darüber,

daß es in der Stadt des Papstes überaus viele Juden gab. In Gestalt, Gesicht und Ausdruck unterschieden sie sich allerdings von den Italienern nicht sehr, aber sie mußten Abzeichen tragen, woran sie sogleich erkannt wurden. Ihr Ghetto hatten sie der Tiber-Insel gegenüber; in schmalen, schmutzigen Gassen von sehr hohen Häusern waren dort zehntausend Kinder Israels eng zusammengepfercht. Sie hatten unter sich ihre eigenen Schuster, Schneider, Tischler, Schmiede usw. und lebten recht kümmerlich; ihrem Handelstriebe waren sehr enge Grenzen gezogen. Der Statthalter Christi erfüllte seine religiöse Pflicht gegen sie, indem er die Judengemeinde zwang, an jedem Sonntage in eine dem Ghetto nahe gelegene Kirche eine gewisse Zahl ihrer Glieder zu schicken, die eine scharfe Predigt anhören mußten; aber die Herzen dieser zur Bekehrung jeweilig abgeordneten Israeliten waren verhärtet und ihre Ohren mit Watte verstopft.

*

Zwischen Theokratie und Anarchie hielt die Regierung des Kirchenstaats eine glückliche Mitte. In der Regel ließ sie, wie der Vater im Himmel, regnen auf Böse und Gute und die Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte. Solche Liberalität oder Lässigkeit lag ja schon im römischen Volkscharakter. Wenn aber wirklich Etwas von oben her durchgesetzt wurde, lief es auf Günstlingswirtschaft hinaus.

Um die öffentliche Ordnung stand es trotz dieser lotterigen Wirtschaft nicht schlecht. Bei festlichen Gelegenheiten wie an gewöhnlichen Tagen bewegten sich Zehntausende auf den Straßen und Plätzen, ohne der

Wächter zu bedürfen: ererbte Kultur erspart Polizei-Aufsicht. Das Eigentum war recht sicher; Diebstahl, Einbruch und Raub brauchte man nicht zu fürchten; warum auch sollten diese bedürfnislosen Menschen stehlen? Vor dem Hunger war Jedermann durch die allgemeine Wohltätigkeit geschützt; angenehme Unterhaltung gab es für umsonst auf der Gasse und in den Kirchen. Zur Liebe brauchte man auch kein Geld. Luxus zu treiben war nicht üblich. Die Krankenanstalten waren besser als irgendwo. Auch fehlte es sonst nicht an gemeinnützigen Einrichtungen. Anderwärts werden zuweilen Handwagen gestohlen; hier standen in Goethes Nachbarschaft auf dem Pappelplatze eine Anzahl solcher zweirädriger Karren: wer einen brauchte, holte einen und brachte ihn nachher wieder an seinen Ort.

Nur das Menschenleben schien hier recht gefährdet zu sein. Goethe hielt sich erst drei Wochen in Rom auf: da hatte er schon von vier frischen Mordtaten gehört, und ein Widersacher des gegenwärtigen Papstes hatte kürzlich drucken lassen, daß in den ersten zwölf Regierungsjahren dieses Pius des Sechsten 20000 Menschen umgebracht worden seien. Aber der ruhige Bürger konnte unbesorgt seines Weges gehen; auch fühlte sich hier Jedermann sicher genug. Ohne vorhergegangene Beleidigung ward in diesem gutmütigen Volke kein Blut vergossen, und allzu leicht waren die Römer nicht beleidigt. Die meisten sogenannten Morde waren Zweikämpfe. Der Dresdener Baumeister Weinlig erzählt uns im Jahre 1782, wie es dabei gehalten wurde.

Bei einem dergleichen Vorhaben kommen beide Parteien ohne Wortwechsel und Geräusch angezogen, und Jeder gibt bloß auf die Bewegungen der Augen seines Gegners genau Achtung. Mit einemmal werfen Beide ihre Mäntel, eine sehr gewöhnliche Tracht, herab und um den linken Arm herum; da diese Mäntel insgemein von sehr dichtem und grobem Tuch, so dienen sie ihnen bei dieser Gelegenheit. Mit der Rechten ziehen sie das Messer aus der Tasche, reißen mit Wut und unglaublicher Behendigkeit die Scheide mit den

Messerkampf im Armenviertel Trastevere

Zähnen davon herab und gehen aufeinander los. Diese Art, sich zu schlagen, ist eigentlich nur bei dem Pöbel gebräuchlich; mitunter aber schlagen sich auch Leute so, welche nicht ganz zu dem Pöbel gerechnet werden können. Hat Einer davon das Unglück, eine coltatella (oder Messerstich) davon zu tragen, so wird der Verwundete alsbald in ein Hospital gebracht, er mag sein, wer er will. Der Andere aber entspringt in die nächste Kirche; wenn er nur die Stufen erreichen kann, so ist er vor den Sbirren sicher. Doch pflegen diese letzteren ihn nicht leicht aus den Augen zu lassen; ja, sie müssen sogar zuweilen einige Tage unter freiem Himmel aushalten, bis sie

hören, wie es mit dem Verwundeten abläuft. Hat der Übriggebliebene aber Protektion, so wird Selbiger in dem Wagen eines Prinzen, Kardinals oder Gesandten von da abgeholt und über die Grenzen gebracht.

Diese Zeilen unseres Landsmanns weisen gleich auf ein halb Dutzend römische Besonderheiten. Es war streng verboten, Messer oder Dolche zu tragen, aber Jedermann hatte solche Waffen in einer Tasche

Kampf der Weiber

stecken, die eigens dafür gemacht war: so wurden also die Gesetze gehalten. Zweitens war die Messerstecherei an sich Privatsache; es durfte nur Niemand dabei umkommen. Wenn der Sterbende aber seinem Gegner verzieh oder Etwas sagte, das für eine Verzeihung gelten konnte, war die Sache gleichfalls erledigt. Drittens konnten die Vornehmsten der Stadt ihre Freunde und Schützlinge den Gerichten entziehen und taten es wie etwas Selbstverständliches: die Folge war, daß jeder

kleine Mann sich zu einem Großen hielt, ihm Ehren erwies und Dienste leistete; Das war schon im alten Rom so gewesen: Patrone und Klienten. Die Kardinäle, Prälaten, Nobili hatten ihre Schutzgarde, deren Glieder auch von ihnen aus jeder Gefahr gerettet wurden. — Viertens: Die fremden Gesandten übten im Bezirk ihrer Paläste die Obrigkeit aus, ihre Kutschen waren aber auch für die Stadtpolizei unverletzlich; also konnten ihre Schützlinge jederzeit „verreisen." Weiter: alle Altäre und Heiligtümer, alle Kirchen und Klöster, boten unbedingten Schutz, also auch dem Verbrecher vor seinen Verfolgern, und da in Rom diese Heiligtümer nach Hunderten zählten, so mußte der Messerheld schon ein Pechvogel sein, wenn er die schützende Schwelle nicht vor dem Polizisten erreichte. Hier konnten ihn die Sbirren auch nicht etwa zur freiwilligen Ergebung veranlassen, denn das Volk brachte den Mördern Nahrung, Decken und Betten, so daß sie es aushalten konnten. Ein Mörder ist ja ein Held! Oder er verdient Mitleid, weil im Männerkampfe sein Dolch gar zu tief eindrang. Sicherlich hält die untere Volksschicht nie gern zu den Verfolgern eines Gehetzten.

Wenn der Verbrecher trotz alledem in die Hände der Polizei fiel, so wurde er alsbald mit sehr schönen Zeremonien hingerichtet, und zuletzt küßte der Henker den Leichnam zum Zeichen, daß er persönlich nichts gegen den Mann gehabt hatte. Manche Mörder aber konnten in Rom unbehelligt hin und her gehen. Der große Bezirk des Spanischen Platzes stand unter dem spanischen Gesandten: hier durfte sich kein römischer

Polizist betätigen. Da in eben dieser Gegend viele Maler ihre Werksäle hatten, so mieteten sie zu Männermodellen nicht selten solche Geflüchteten, so daß gar nicht selten eine gute Freundschaft zwischen Malern und Mördern entstand. Zu Goethes Zeit war unter diesen Modellen ein guter Kerl, der schon dreimal das Unglück gehabt hatte, daß unter seinem Messer der Gegner totgegangen war. Er hatte ein Söhnlein des Dritten zu sich genommen und erzog es trefflich. „Ich weiß wohl", sagte er, „wenn der Junge zu Kräften und Verstand kommt, muß er seinen Vater rächen und mich umbringen. Nun, Jeder kommt einmal an die Reihe."

*

Die auch in mancher andern Hinsicht recht schlechte Wirtschaft im Kirchenstaate war großenteils eine Folge der Regierungsform. Man bedenke: ein alter Kardinal wird durch die Wahl seiner Mitkardinäle an die erste Stelle der Kirche gehoben; da gibt Gott ihm nicht immer gleich soviel Verstand, außer der die Welt umspannenden Kirche auch noch ein Land zu regieren. In jener Zeit war der Familienzusammenhalt überall sehr groß, also hier auch die Versuchung, daß in der unbestimmten und oft nur kurzen Zeit, wo der Erwählte auf dem Stuhle Petri saß, seine Familie und Günstlinge an sich rafften, so viel sie vermochten. Ja, alle Angestellten mußten möglichst rasch für sich sorgen, denn von jedem neuen Papste konnten die meisten Posten neu besetzt werden. Über Pius den Sechsten, der jetzt regierte, wissen wir, daß er recht ehrwürdig aussah und auf eine vornehme, glänzende Darstellung seines

heiligen Amtes bedacht war; er gab sich für einen Freund der Wissenschaften und Künste, hatte auch ein entschiedenes Verdienst um das neue vatikanische Antiken-Museum; seine besondere Liebhaberei war es, die noch im Staube liegenden ägyptischen Obelisken wieder aufzurichten. Löblich war auch sein Bemühen, die pontinischen Sümpfe urbar zu machen. Aber unverkennbare

Ausgrabung eines Obelisken. Von G. Vasi

Eigenschaften waren bei ihm Eitelkeit, Prunksucht und Habsucht. Die Familie Braschi, aus der er kam, war arm gewesen; überaus rasch bereicherte sie sich, und ein Neffe des Papstes, ein ehemaliger Schreiber, hieß nun Herzog von Nemi und spielte sich als erster Mann in der römischen Gesellschaft auf. Kurz, der Papst war weder sehr beliebt, noch geachtet, noch gefürchtet. Das ganze Papsttum überhaupt stand nur noch auf schwachen Füßen. Die Spötter machten vor Seiner Heiligkeit keineswegs Halt. Zum Beispiel erzählte man sich von einem neu erwählten

Papste, er sei, als er zum ersten Male vom Balkon der Peterskirche den Segen auszuteilen hatte, über die große Menge Menschen da unten erschrocken gewesen. Da habe er im ersten Erstaunen gefragt: „Wovon leben denn nur alle diese Leute?“ — „Einer beschuppt den Andern“ flüsterte ihm ein kundiger Kardinal zu. „Und ich alle miteinander“ fuhr der Papst schlagfertig fort. Dann hob er die Hände zum Himmel, um den Segen von oben herabzuziehen und von seinen Fingern auf die erwartungsvolle Menge herabtröpfeln zu lassen.

Unter den Mitteln, die Untertanen der heiligen Väter auszubeuten, war das Getreidemonopol das schlimmste und zugleich das verkehrteste. Die Landleute mußten alles überschüssige Korn zu ganz unzulänglichen Preisen an die päpstliche Kammer und in die Kornhäuser abliefern. Dabei verelendeten sie und verloren allen Trieb, über den eigenen Bedarf anzubauen. Infolgedessen geriet der gesamte Ackerbau im Lande auf einen noch viel tieferen Stand, als bei der Trägheit dieser Südländer natürlich war: der fruchtbarste Boden verwilderte. Daß trotz der geringen Ausgaben für Korn der Preis des Brotes hoch war, dafür sorgten die Verwalter des Monopols. Sehr oft mußte das Korn aber auch für teures Geld von fernher erkauft werden. Mit dem Öl verfuhr man ebenso. Die Geldsteuern dagegen waren erträglich. Der Papst führte ja keine das Volksvermögen aufzehrenden Kriege und ernährte keine große Heeresmacht; auch brauchte er keine kostbaren Geschenke zu machen wie andere Potentaten, indem sein päpstlicher Segen die einfachsten Dinge: Rosen, Rosenkränze, Windeln, alte Knochen

aus den Katakomben usw. zu großen Wertsachen umwandelte. Und wir wissen: Die ganze Kirche war so eingerichtet, daß auf die verschiedenste Weise Geld nach Rom geleitet wurde.

Eine wirklich tiefe Unzufriedenheit entstand trotz mancher Übelstände nicht unter den Menschen, die das Glück hatten, dem Haupte der Christenheit so nahe zu wohnen. War ein Papst ein schlechter Landesherr, nun, so war er ja auch ein alter Mann, der bald sterben würde. Man freute sich auf den Nachfolger. Wirklich war der Tod des Papstes allemal ein großes Volksfest!

„Panem et circenses!" Dies beides forderte schon im alten Rom das Kindsvolk von den Oberen. Die päpstlichen Regenten boten genug Augenweide und Zeitvertreib. Wenn aber die Lebensmittel zu teuer wurden, so murrte sogar das gutmütige römische Volk. „Was tut dann die Regierung?" so fragt Mercier du Paty, der von Beruf Richter und Politiker, nämlich französischer Parlamentspräsident war. Und er antwortet: die römische Regierung horche dann.

Und so lange das Murren nicht zum lauten Geschrei wird, geht sie ihren gewöhnlichen Gang. Ihre ganze Sorge ist dahin gerichtet, daß sie den letzten Tropfen nicht vergieße, von welchem die Gefäße des Zorns überlaufen.

Schreit das Volk, so schlägt die Regierung ab im Preise, verringert aber das Maß, und das römische Volk ist zufrieden.

So ist nun das römische Volk. So sind die Völker alle. Alles, was man Volk nennt.

*

Um nach Müßiggängern, Bettlern, Soldaten, Pfaffen, Juden, Missetätern und klugen Politikern von dem schönen Geschlecht auch endlich zu reden, so behauptete man in Venedig, Florenz und Neapel, man habe es dort schöner; aber die Mädchen und Frauen, die in der Hauptstadt der Welt erwachsen waren, verachteten das neidische Gerede der Provinzialen. „Io sono Romana!“ sprach eine Jede mit Stolz. Goethe soll später — 1794 gegen Johannes Falk — die Römerinnen als die reizendsten Gestalten geschildert haben, die er je erblickte. „Ein schlanker Wuchs, regelmäßige, majestätische Gesichtszüge, große, gewölbte Augenbrauen, die, wie abgezirkelt, einen Halbbogen bilden, sind unter dem männlichen und weiblichen Geschlechte nichts Ungewöhnliches.“ Der feine französische Kenner, den wir schon mehrmals anzogen,[1]) meint, die Schönheit des Weibes sei hier, wie überall, selten. Das Gesicht und die Hand pflege bei den Römerinnen freilich gut gezeichnet zu sein; Stirn, Augen, Nase, Mund, Hals und Ohren könnten nicht besser gestellt werden und nicht schöner harmonieren. Aber die Mitte, der Busen und die Füße, seien nicht ebenso zu loben. Und weiter:

Die Schönheit blüht bei den Römerinnen sehr früh und mit einemmale auf. Die Rose hat hier keine Knospen. Eine Römerin ist im fünfzehnten Jahre in der vollen Blüte ihrer Schönheit; allein sie pflegt ihrer nicht durch Bewegung; sie betäubt sie durch Schlaf; sie erhält sie nicht durch die Art sich zu tragen, und so geschieht es, daß sehr bald das zunehmende Fleisch alle ihre Züge überladet, alle Verhältnisse

[1]) Dupaty, Briefe über Italien vom Jahre 1785, übersetzt von Georg Forster, Mainz 1789.

ihrer Formen zerstört. Eben dieser Weichlichkeit aber, die in so kurzer Zeit alle feinen Reize ihrer Figur welken läßt, verdankt sie die schönen Schultern, mit denen sie so wohlgefällig, so verschwenderisch vor den Männeraugen prahlt. Auch die Stimme der Römerin ist wie ihre Figur: sie ist schön, aber ohne Seele. Sie hat zuweilen Ausbrüche der Leidenschaft, aber niemals liebliche Töne. Laßt Euch eine Römerin vorsingen: ihre Stimme empfing das Leben nicht in ihrem Herzen und wird in dem Euren nicht sterben.

Ein schöner römischer Kopf veranlasse immer staunende Bewunderung, fährt Dupaty fort; aber man dürfe bei den Römerinnen nicht jene Anmut suchen, die in uns Rührung und Liebe erweckt. Eine römische Schöne biete nur ein schönes Bild; es fehlen ihr dafür jene flüchtigen Reize, die zwanzig holde Geschöpfe aus einem einzigen machen.

Steht diesem Gesichte einen ganzen Tag gegenüber. Ihr werdet in den schönen Augen nur einen Blick, auf dem schönen Munde nur ein Lächeln finden. Ihr werdet keine Freude, keinen Kummer über die reine Stirne streichen sehen. Ihr werdet auf den vollendeten Zügen keine der leichten Wellen erblicken, welche die unbewußte Regung eines zärtlichen Gefühls, eines feinen Gedankens wie über einem klaren, lebendigen Wasser aufwirft. Es ist aber auch nicht wohl möglich, daß ein Weib von sehr lebhaftem Gefühl vollkommen schön sei. Die Regungen des Gefühls müssen notwendig die Verhältnisse der Züge stören; aber sie setzen Ausdruck an die Stelle der Schönheit . . .

Diese römischen Mädchen und Frauen, die sonst so sehr den Statuen glichen, gingen zumeist nach französischer Mode gekleidet und schnürten sich sehr; aber sie schminkten sich nicht, was anderwärts üblich war, und verabscheuten sogar die Pomaden und Düfte. Sie

waren noch fauler als die Männer. Hausarbeit gab es bei der einfachen Lebensweise wenig, und sogar die Mahlzeiten zu bereiten war nicht nötig, da an den Straßenecken die Garköche ihre Buden hatten, wo man für sehr wenig Geld den Hunger stillen oder die Naschsucht befriedigen konnte. Hatte man gar kein Geld, so blieb die Klostersuppe. Mit der Reinlichkeit ward es

Straßenbäcker

nicht so genau genommen. Viele trugen in der Woche kein Hemd, um sich Sonntags zur Kirche um so besser zu putzen.

An Herzschmerzen litten diese Damen auch nicht. Was man in nördlicheren Ländern unter dem Begriff Liebe verstand, ward hier kaum geahnt. Es kam wohl vor, daß eine Mutter von ihrem heranwachsenden Töchterlein erzählte: „Sie ißt nicht; sie trinkt nicht; sie hat die Liebe"; aber solche Krankheit ging rasch vorüber, und nachher ward das Mädchen in dem wich-

tigeren Kapitel des Männerfangs unterrichtet. Auf die sogenannte Unschuld ward streng gehalten, bis die Kleine durch die Ehe versorgt war. Es gab zahlreiche fromme Stiftungen, die an heiratsfähige Mädchen Ausstattungen und Geldsummen spendeten: so kamen die Mädchen unter die Haube und brachten noch bar Geld mit. War es verbraucht, so sollte der Mann sorgen; konnte oder wollte er es nicht, so mußte man sich nach wohlhabenderen Freunden umsehen. Allerdings zeigte sich eine Schöne nicht gern ohne schickliche Begleitung auf der Straße; man tat so, als ob schon der Weg zur nächsten Kirchentür ihre Tugend in Gefahr bringe; aber wenn man leider Geld brauchte, so war es doch sehr angenehm, wenn ein Hausfreund es brachte. Es hieß, daß es in Rom keine Laternen gebe, weil die nächtlichen Besucher der Schönen ein Recht auf Dunkelheit hätten; und boshafte Menschen erklärten das Fehlen öffentlicher Häuser damit, daß kein Bedürfnis danach übrigbleibe.

Ein Fremder, wie Goethe, hätte hier also leicht genug Hausfreund bei so einem Weibchen höheren oder niederen Ranges werden können, und sein junger Herzog, der auf diese Vergnügungen immer achtete, erkundigte sich bald, wie er es in diesem Punkte halte. Goethe aber ging in Rom herum, ohne auf Frauen zu achten; kaum jemals wechselte er mit einem weiblichen Wesen ein paar Worte. Der vornehmere Teil der Schönen erwartet vom dienenden Kavalier große Zeit- und andere Opfer; Goethe aber war nicht nach Rom gereist, um sich von einer Dame freundliche Gesichter machen zu lassen. Jene Frauen aber, bei denen der Gast ohne

Umstände zum Ziele kommt, waren in Rom wie in allen großen Städten Europas der Ansteckungsgefahr verdächtig. „Die Mädchen oder vielmehr die jungen Frauen, die als Modelle sich bei den Malern einfinden", so antwortete Goethe auf Karl Augusts Frage, „sind allerliebst mitunter und gefällig, sich beschauen und genießen zu lassen. Es wäre auf diese Weise eine sehr bequeme Lust, wenn die französischen Einflüsse nicht auch dieses Paradies unsicher machten. Ich bringe das Porträt von so einem Geschöpfe mit; man kann nichts Zierlicheres sehn."

*

Die Geselligkeit war für beide Geschlechter in diesem schönen Klima zumeist eine solche der Straßen und Plätze. Ihre Zeit: die Stunden vor Einbruch der Nacht und die erste Hälfte der Nacht. Die Reichen fuhren, die Andern wandelten zu Fuße, zumeist die Korsostraße hinauf und hinab, zum Pappeltore hinaus bis zum Ponte molle, wo sie alle umkehrten. Gegen Sonnenuntergang hielten die Kutschen dann an den Kaffeehäusern still, wo die Herrschaften noch eine Leckerei genossen und die Damen ihre Verehrer am Kutschenschlage stehen hatten. Die Plätze vor diesen Kaffeehäusern waren den ganzen Tag und im ganzen Jahre mit Tischen und Stühlen besetzt.

In den hellen und warmen Sommernächten ward noch sehr lange spaziert, etwa auf dem Spanischen Platze und vor der Kirche Trinita de' Monti oder vor der Stadt, wo die Wandelnden sich auch oft zum Tanze gesellten. An unbezahlten Musikanten fehlte es an

solchen Abenden und Nächten gar nicht; es gab viele gute Sänger hierzulande, und Andere verstanden sich

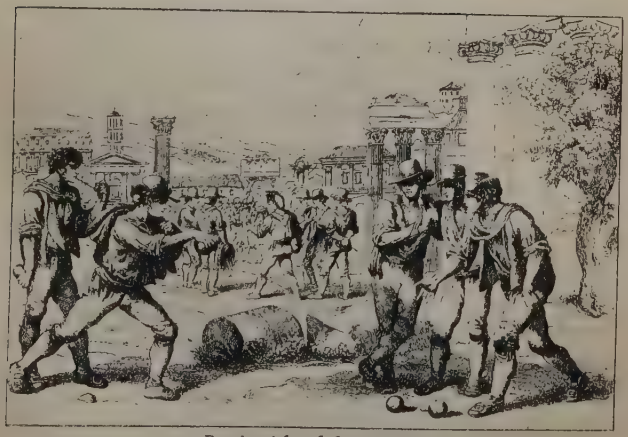
Vor dem Tore

Schaukelvergnügen

auf die Mandoline, die Zither oder sonst ein handliches Instrument. Es war nichts Ungewöhnliches, daß man

nachts die schönsten Duette oder Solos aus den neuen Opern auf der Straße vortragen hörte.

Ständchen in Rom



Bocciaspiel auf dem Forum

Selbst die Geselligkeit in den Häusern und Gärten der Vornehmen war einfach. Man nannte diese abend-

lichen Zusammenkünfte Konversazionen, und wirklich war das Plaudern mit den vielen Damen und Herren, die man dort traf, die Hauptsache. Die Liebhaber des Spiels fanden Kartentische, die Übrigen standen oder gingen herum; Mahlzeiten wurden nicht geboten, nur Schokolade, Gefrorenes, Gebackenes und ähnliche kleine Erfrischungen standen bereit. Für den Fremden bot sich hier eine sehr bequeme Gelegenheit, zahlreiche Bekanntschaften zu machen, und die Einheimischen blieben hier auf billige Weise eine große Familie. Zuweilen ward sehr freimütig geredet; das Spötteln war recht üblich; Übelnehmerei kam nicht auf. Ein beliebter Gegenstand der Gespräche waren die politischen Vorgänge in andern Ländern. Obwohl der Papst und seine Klerisei in der ganzen Welt längst nicht mehr das Ansehen genossen oder die Macht ausübten wie in früheren Jahrhunderten, so taten doch die Römer gern so, als ob hier bei ihnen alle Fäden zusammenliefen. Auch gehörte zum Wesen des Römers neben seiner Trägheit das Bestreben, überaus gescheidt, ja pfiffig und gerieben zu erscheinen; lieber wollte er ein Bösewicht sein als dumm-gutmütig. Und so taten denn Viele so, als ob sie das Gras wachsen hörten und in Geheimnisse eingeweiht wären, die, wenn sie plaudern wollten . . . In Wahrheit gab es unter all den Menschen hier sehr wenige Köpfe, die das Mittelmaß überragten.

*

Die Theater waren hier gleichfalls in erster Linie Stätten, wo man zusammenkam. Man wollte sich in diesen Häusern mit Anderen und über Andere ver-

gnügen; einen Kunstkultus kannte man kaum, war also auch nicht zur Kunstheuchelei erzogen. Es gab acht Theater in Rom, aber kein einziges für Tragödien oder andere ernsthafte Schauspiele. Noch merkwürdiger war, daß sie nur in den wenigen Wochen von Neujahr bis Fastnachtsdienstag spielen durften. Eine einzige Bühne, della Valle, hatte sich unter dem Vorwande von Kinderkomödien eine Ausnahme erschlichen und bot nun zwischen den langweiligen Leistungen der Kinder kleine Operetten als Zwischenspiele. Das Merkwürdigste am römischen Theater aber: kein weibliches Wesen durfte sich auf den Brettern zeigen! Also waren die Heldinnen, Liebhaberinnen, Mütter und Zofen, die Sängerinnen und die Tänzerinnen: männlichen Geschlechts oder doch keine Weiber. Es wurden im mittleren und südlichen Italien viele Knaben zu Kastraten verwandelt, weil Bedarf danach war und ein Kastrat leichter den Kampf ums Brot besteht. Diese Halbmänner fanden sich recht gut in die weibliche Kleidung, das weibliche Gehaben hinein; sie blieben bartlos und kamen auch der weichlichen Rundlichkeit der Frauen nahe. Ihr Sopran aber ward fast von allen Zuhörern weit über den weiblichen gestellt, und nicht nur wegen seiner größeren Kraft und Ausdauer. Auch in den Kirchen, besonders in der päpstlichen Kapelle, trugen solche Verschnittenen den Gesang: wir Menschen müssen Gott mit den süßesten und hellsten Tönen, deren wir fähig sind, erfreuen und ehren, also mit den Stimmen der Verschnittenen.

Die Oper großen Stils — es gab alljährlich in jedem Theater eine ganz neue — war bei den Römern

sehr beliebt, aber den Zuhörern fiel für gewöhnlich nicht ein, zuzuhören. Jeder schwatzte laut mit seinem Nachbar, so daß die Sänger zuweilen stumm hätten die Lippen bewegen können, ohne daß Jemand das Ausbleiben der Töne gemerkt hätte. Das wurde nur anders, wenn die Lieblingsarien des Publikums an die Reihe kamen oder, was fast Dasselbe sagt, wenn der primo uomo, die prima donna auftraten. Dann rief man allgemein: zitti! zitti!, und vollkommene Stille trat ein. Alles lauschte gespannt; man getraute sich kaum zu atmen. „Und Nichts ist charakteristischer", erzählt ein deutscher Gast, „als das lispelnde bello!, welches während der tiefsten Stille sich gleichsam aus der ganz entzückten Brust hervordrängt, die den Zeitpunkt nicht abwarten kann, wo nach dem vollen Genuß der allgemeine Beifall laut und ungehindert ertönen darf. Tausend Nüancierungen von Freude und Bewunderung drücken sich auf jeglichem Gesicht aus und verraten deutlich, daß diese innige Teilnahme gewiß nicht Affektation ist." Freilich fiel es dem Deutschen auf, wie sehr hier der Genuß des Ohres an dem Wohllaut der Töne und die Bewunderung der Kunst als Kunst vorwalteten. Die Seele, das Gemüt, blieben offenbar unberührt; der Gegenstand der Handlung war gleichsam nur ein Vorwand für schöne Töne.

Es scheint fast, als ob die bloße Bewunderung der Kunst des Sängers hier einen solchen Grad von Rührung hervorbringt, den sonst nur ein äußerst rührender Gegenstand erwecken kann. Daher kommt es aber auch wohl, daß der Lieblingssänger, wenn er nur auftritt, beinahe wie ein übermenschliches Wesen, mit einem Enthusiasmus empfangen wird, der alle Beschreibung übersteigt. Denn die unartiku-

lierten Töne, in welche man ausbricht, sind dumpf und abgebrochen, gleichsam als ob das Erstaunen über eine angenehme und wunderbare Erscheinung selbst die Stimme erstickte.

Von einer solchen neuen Oper aus verbreiteten sich die neuen Arien in die Häuser und auf die Straßen. Der Fremde mußte sich dann wohl verwundern, wie rasch diese Italiener die Musik auffaßten und wie vollkommen hier manche gewöhnlichen Bürgern sangen, aber auch: wie musikverständig die gemeinen Leute lauschten und urteilten.

In den Kirchen ward die Musik als ein wichtiger Teil des Gottesdienstes sehr gepflegt; auch hier erklang sie fast immer fröhlich und lebhaft; es war eine Lust der Töne. Zum Beispiel am Zäzilientage in der Kirche dieser Musik liebenden Heiligen. „Gegenüber dem Hochaltar", erzählt Goethe, „unter der Orgel waren zwei Gerüste gebaut, auch mit Samt überzogen, auf deren einem die Sänger, auf dem andern die Instrumenter standen und anhaltend Musik machten". Übrigens nannte man in Rom gerade die Sänger musici; die Andern, die ihre Instrumente erklingen ließen, hießen Töner, suonatori. „Wie man Violin- oder andere Konzerte hat", führt Goethe fort, „so führen sie Konzerte mit Stimmen auf, daß die eine Stimme, der Sopran z. B. herrschend ist und Solo singt, das Chor von Zeit zu Zeit einfällt und ihn begleitet. Es versteht sich: immer mit dem ganzen Orchester. Es tut gute Wirkung."

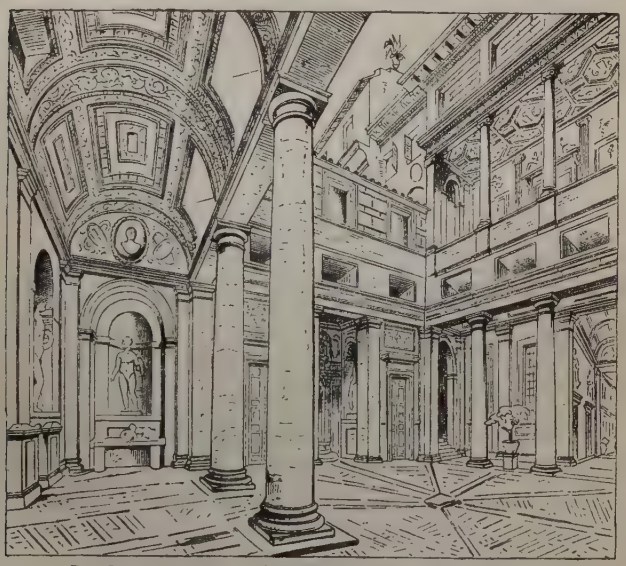
*

Roms eigentliche Kunst war die bildende. Nicht daß die Eingeborenen hier jemals Großes als Baumeister, Bildhauer und Maler geleistet hätten, aber die politische und kirchliche Hauptstadt der Welt hat in verschiedenen Zeiten so sehr unzählige Kunstwerke und Künstler an sich gezogen, daß sie selber zum Museum wurde. Als die

Antike Kolossalfiguren Castor und Pollux vor dem Quirinal, früher dem Phidias und Praxiteles zugeschrieben. Der ägyptische Obelisk 1787 hierher versetzt

republikanischen und später die kaiserlichen Römer ein Land nach dem andern eroberten, führten sie auch Kunstwerke als schöne Beute heim. Die herrlichen Statuen der Griechen, sogar die hohen Obelisken der Ägypter ließen sie in ihr Land herüberschleppen: man versteht manchmal kaum, mit welchen Maschinen sie es möglich machten. Als dann im fünfzehnten christlichen Jahr-

hundert jene Bewegung in Italien entstand, die man die Wiedergeburt nennt, eine neue Liebe zu den Resten des Altertums, eine Lust, immer mehr davon zu erforschen und zu entdecken, ein kühnes Streben, mit den bewunderten Vorfahren in ihren Wissenschaften und Künsten zu wetteifern und in ihrer Art die Weisheit und Schön-



Das Innere eines römischen Palasts: Massimi alle Colonne

heit zu pflegen, da hatte die Priesterstadt Rom zwar nicht die Führung, aber sie ließ sich mitziehen. Die reichen Adligen hier verlangten nun auch danach, ihre Stadtpaläste und die Casinos ihrer Gärten und Landgüter nach der neuen Weise aufzubauen und auszuschmücken; die Prälaten und Kardinäle gehörten vielfach diesen adligen Häusern an; also teilten auch viele

Päpste die allgemeine Neigung, mit Hilfe berühmter Künstler eine neue und vornehme Art der Pracht zu entfalten, sowohl zur größeren Ehre Gottes, als auch um ihren eigenen Namen noch in späteren Jahrhunderten zu verherrlichen. Julius der Zweite, Leo der Zehnte, Klemens der Siebente und Paul der Dritte: sie verewigten sich in der Tat, indem sie den Raffael Santi aus Urbino und den Michelangelo Buonarotti aus Florenz nach Rom zogen, ihnen die größten Aufgaben stellten und eine schöne Freiheit ließen, ihnen auch die höchste Ehre zollten. Den Künstlern dieser Päpste verdankte Rom bald einen solchen Kunstschatz von Bauten, plastischen Werken, Freskomalereien und Tafelbildern, daß eine längst hochberühmte Stadt nun doch noch einen neuen Glanz, eine neue Anziehungskraft bekam. Und jener ganzen Geistesbewegung des Humanismus und der Renaissance war es zuzuschreiben, daß zu Goethes Zeit, in einem Buche über Rom, Vasis Itinerario, 312 Kirchen, 63 Paläste und 19 Villen als besuchenswert aufgeführt werden konnten.

Wieviele Kunstsammlungen es in Rom gab, ließ sich gar nicht sagen. Eigentliche Antiken-Museen waren nur das kapitolinische und das vatikanische, beide von den Päpsten begründet; schulmäßig noch lehrreicher war eine Sammlung in der Französischen Akademie, die jedoch nur Abgüsse enthielt. Museen für Gemälde wie in Dresden, Düsseldorf usw. kannte man hier noch nicht. Aber es gehörte in Rom zum Begriff der Wohnstätte eines Vornehmen, daß sie reich war an Kunstwerken, die, wie die Fresko-Gemälde, dafür erdacht und ausgeführt oder aber von anderswoher hier versammelt

worden waren. Und es gehörte auch zu den Adelspflichten dieser Vornehmen, daß sie jedem ehrlichen Kunstliebhaber den Mitgenuß ihrer Schätze gestatteten und erleichterten. Wenn von solchen Wohnstätten die Rede ist, müssen wiederum die päpstlichen zuerst genannt werden: der Vatikan und der Quirinal. In den Sälen, Kapellen und Vorhallen des Vatikans sprachen nun die größten Werke Raffaels und Michel Angelos zu vielen

„Ein Gesicht von des Papsts Pallazz in Vatticano samt der Colonna Antoniana."
Von L. W. Baur. Stich von Krüsell

nachfolgenden Geschlechtern. Aber auch die weltlichen Großen hatten in ihren Häusern eine wunderbare Fülle zusammengebracht. Der Palast Farnese galt Vielen für den schönsten modernen Bau — Michel Angelo hatte daran mitgearbeitet — und in seinem Innern konnte man Tage verbringen, ehe man nur die Antiken alle gehörig betrachtet hatte: den farnesischen Herkules, die farnesische Flora, den farnesischen Stier, die Flußgötter, die Apollos, Merkure, Ganymede, die Genien,

Nymphen, Bakchantinnen. Und danach forderten erst noch die von den Brüdern Annibale und Agostino und

Palazzo Farnese. Von G. Vasi

ihrem Oheim Ludovico Carraccio ausgemalten Säle eine lange Aufmerksamkeit. Die Familie Farnese besaß noch einen zweiten, kleineren Palast, die Farnesina. Hier war in einem Saale die Wölbung zur Decke von Raffael ausgemalt: er hatte in diesen Bildern eine Geschichte der Psyche gedichtet; Goethe kannte sie schon auswendig, da die Stiche danach daheim in Weimar in seinen eigenen Zimmern hingen. In einem zweiten Saale der Farnesina strahlte die berühmte Galathee Raffaels dem Beschauer entgegen. Ein anderer Saal

Loggia in der Farnesina

war von Giulio Romano ausgeschmückt. In allen Räumen aber gab es wieder antike Bildhauerwerke, hier eine Venus Kallipygos, dort ein schöner Homerskopf, anderwärts eine Vestalin, ein herrliches Jupiterhaupt, und sogar ein Reiterstandbild fehlte nicht.

Im Palast Borghese sah man herrlichste Gemälde von Tizian, Raffael, Domenichino, Guercino usw. Die Tafel von Tizian, die man als irdische und himmlische Liebe deutet, mochte wohl das schönste Stück sein. Im Palast Colonna hing der herrliche Frauenkopf, der nach der tugendhaften Vatermörderin Beatrice Cenci benannt wurde; Goethe besaß daheim eine Kopie und liebte dieses so liebliche als schmerzensreiche Antlitz längst. Werke von Tizian, Correggio, Guido, Claude Lorrain, Poussin wurden auch hier gezeigt.

Überaus reich an antiken Figuren wie an Gemälden war der Palast Barberini; genannt seien nur Raffaels Fornarina und Guidos Büßende Magdalena. Von den Statuen bezeugte eine, wozu solche alten Meisterwerke den Vorfahren auch wohl brauchbar dünkten: einst wurde die Engelsburg von den Goten belagert; da ergriffen die Römer, als andere Steine nicht mehr zur Hand lagen, ihre zahlreichen Statuen und warfen sie auf die Andringenden hinunter. Dabei brachen nun freilich auch den Marmormenschen die Arme oder Beine oder Köpfe ab. Zum Beispiel mußte der viele Jahrhunderte später aus dem Graben wieder herausgeholte schlafende Faun neue Beine bekommen.

Der auch an Gemälden reiche Palast Giustini besaß eine Statuen-Galerie, worüber ein eigenes Kupferstichwerk herausgekommen war. Eine Pallas oder

Minerva stand da unter anderen Göttergestalten; als Goethe und seine Freunde sie lange betrachteten, erzählte ihnen die Kustodenfrau: Dies sei ehemals ein heiliges Bild gewesen, und die Inglesi, die von dieser Religion seien, verehrten sie noch heute, indem sie die eine vorgestreckte Hand küßten, die denn auch gegen die angedunkelten anderen Teile ganz weiß aussah. Neulich habe sich eine Engländerin vor dieser Minerva wirklich

Palast Ruspoli am Corso
Die Kutsche fährt vom Spanischen Platz zur Ripetta

auf die Knie geworfen und sie angebetet; da sei sie, die Kustodin, aus dem Saal herausgelaufen, um nicht vor der fremden Signora loszuplatzen.

Als nun auch Goethe gar nicht von dieser Gestalt loskommen konnte, deren Kunstwert ihm viel höher erschien, als er bisher angesetzt wurde, da mochte die Kustodin ihn nicht gleichfalls für einen Götzendiener halten und fragte: der Herr habe gewiß daheim eine Schöne, an die ihn das Bild erinnere. „Das gute Weib kannte nur Anbetung und Liebe, aber von der reinen Bewunderung eines herrlichen Werkes, von der brüderlichen Verehrung eines Menschengeistes konnte

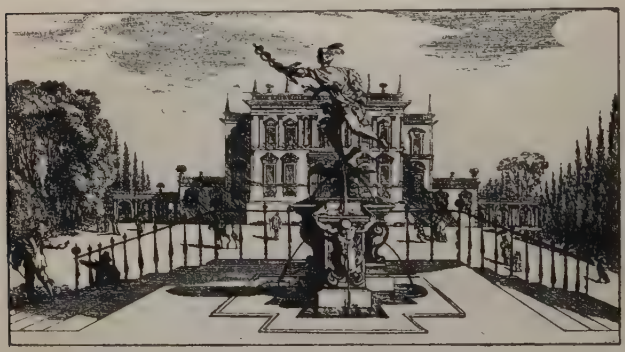
sie keinen Begriff haben." Als die Kunstfreunde endlich weiter- und fortgingen, wäre Goethe am liebsten wieder sogleich zu seiner Minerva umgekehrt.

Noch viele Paläste enthielten große Schätze dieser Art: Doria, Mattei, Ruspoli, Rospigliosi, Spada, Chigi, Pamfili, Rondanini usw. Außer diesen Stadthäusern gab es dann die Villen der Vornehmen zu sehen. Das waren große, oft sehr große Gärten mit sehr künstlichen

Naturtheater der Villa Corsini

Anlagen und auch wilderen, wald- und feldmäßigen Teilen: Stellenweise waren in diesen Gärten die „Schneiderscherze" auf's höchste getrieben, zum Beispiel sah man in der „Villa Corsini" ein großes „Naturtheater" aus beschnittenen Bäumen und Sträuchern: anderwärts ließ man der Natur ihre Freiheit bis zur Wildnis; in jedem solchem Garten stand ein Schloß oder Schlößchen des Besitzers; zuweilen waren es auch mehrere Schlößchen oder Gartenhäuser. In den Gärten selbst waren Kunstwerke verstreut: Brunnen, Säulen,

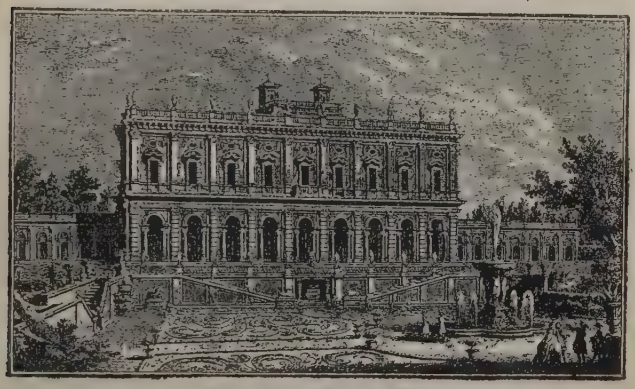
Vasen, Figuren; es konnte vorkommen, daß Antiken ersten Ranges im Freien standen. An den Gebäuden waren zuweilen die Wände mit alten Grabsteinen und anderen antiken Funden ausgeziert. Die wertvollsten Stücke waren im Innern aufgestellt. Auch sah man in diesen Sälen Decken- und Wandgemälde der ersten Künstler neuerer Zeiten.



Eine Fontana im Garten Medici

Die Villa Albani erinnert schon durch ihren Namen an Winckelmanns großen Gönner; dieser Kardinal Albani sammelte von frühester Jugend an Kunstwerke des Altertums; anfangs stand er fast allein mit seiner Liebhaberei für diese Dinge und hatte um so leichteres Spiel; er ward achtzig Jahre alt und sah sich schließlich in einer ziemlich großen Gesellschaft von gleichgesinnten Landsleuten und Fremden. In der Villa Medici, die dem Großherzog von Toscana gehörte, gab es jetzt noch gegen hundert sehenswerte Antiken, obwohl die besten, vorzüglich die berühmte Gruppe der Niobe, nach Florenz geschafft worden waren. Die Villa Borghese war noch

erheblich reicher an mythologischen und realistischen Bildwerken des Altertums; die Kenner sprachen vom borgheſischen Fechter, Faun, Hermaphroditen usw. Dem



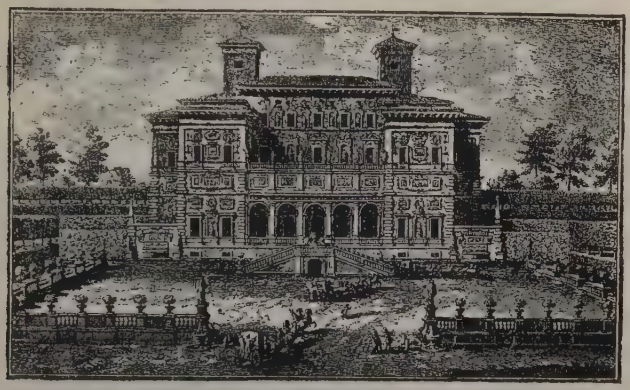
Villa Albani. Von G. Vasi

Villa und Casino Medici auf dem Monte Pincio. Von G. Vasi

Hauſe Borgheſe gehörte jetzt auch die Villa Aldobrandini: dort ward ein großes antikes Gemälde als eine Seltenheit mit Recht bewundert; da es ſicherlich eine Hochzeit

Eingang in den Garten Borghese. Von Melchior Baur

darstellte, hieß es die „aldobrandinische Hochzeit.“ Edelste Bildhauerwerke grüßten dann wieder in der Villa



Villa und Casino Borghese oder Pinciana

Ludovisi: ein Mars, eine Juno. Ein schöner kolossalischer Kopf des Augustus war in der Villa Mattei übrig geblieben; er stand im Freien.

*

Nach den Museen, Palästen und Villen forderten dann auch die zahlreichen Kirchen zur Besichtigung ihrer Altargemälde und anderer Kunstwerke auf. In der einen sah man Raffaels Verklärung, das letzte seiner Werke, von Vielen auch am höchsten verehrt. Anderwärts staunte man den ungeheuren Moses des Michel Angelo an. Und an einer dritten Stelle stand ein schöner, heldenhafter Heiland von Michel Angelo und hatte den einen Fuß so vorgestreckt, daß die Frommen — diesmal nicht Engländer — den heiligen Fuß küssen konnten; Das geschah mit solcher Inbrunst oder so häufig,

Basilika Sankt Paul vor der Mauer. Von G. Vasi

Sankt Paul vor der Mauer. Von G. Piranesi

daß nach einiger Zeit dem Herrn Christus ein Bronzeschuh angezogen werden mußte.

Manche Kirchen waren als Bauwerke bewunderungs- oder merkwürdig. Um nur einige zu nennen: in Sankt Maria ad Martyres besaß man einen wohl erhaltenen altrömischen Rundtempel, der nur ein bißchen katholisch verkleidet worden war. In San Paolo fuori

Eine Seitenansicht der Peterskirche

la mura war eine majestätische altchristliche Basilika übrig geblieben: fünf Kirchenschiffe und ein Wald von mehr als hundertundzwanzig der prächtigsten Säulen; der Fußboden zusammengesetzt aus tausend Trümmern von antiken Basreliefs und Sarkophagen. Und war nicht das heiligste Gebäude, der Dom über Sankt Peters Grabe, der als Krone Michel Angelos Kuppel trug, auch das größte und schönste Baumeisterwerk, das man auf Erden kannte?

Sechstes Kapitel

In der deutschen Kolonie

30. Oktober bis 9. Dezember 1786

Der doppelte Reichtum Roms an antiken Überresten und an Werken aus der großen Wiedergeburtszeit war die Ursache, daß die Hauptstadt der Christenheit im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auch für die Künstler, Kunstfreunde und Altertumsforscher zum Wallfahrtsorte wurde. Der prachtliebende Ludwig der Vierzehnte begründete 1666 für die kunstbeflissenen Söhne seines Landes hier eine französische Akademie. In andern Ländern halfen manche Fürsten von Fall zu Fall ihren talentzeigenden jungen Malern zu einem Aufenthalte in Rom. Viele Jünger der Kunst wagten sich aber auch ohne solche Hilfe in das gelobte Land und seine merkwürdigste Stadt. Es gab hier also auch eine Gruppe deutscher Künstler und Kunstliebhaber, und indem sich Goethe in der Stunde seiner Ankunft mit einem von ihnen verbündete, wurde er vor die Frage gestellt, wie er sich zu den andern verhalten wolle.

Es war noch nicht lange her, daß diese Kolonie zwei sehr berühmte Oberhäupter gehabt hatte: den Forscher Winckelmann und den Maler Raphael

Mengs. Der „sächsische Apelles“ — so hieß Mengs in einer Zeit, wo man den Deutschen am meisten durch den Vergleich mit einem berühmten Ausländer alter oder neuer Zeit ehren konnte — galt Vielen als der größte Künstler seiner Zeit; Einige stellten ihn sogar über jenen Einzigen, nach dem ihn sein Vater, ein Hofmaler in Dresden, hatte taufen lassen. Winckelmann aber war ohne Zweifel der beste bisherige Entdecker,

Die Französische Akademie am Corso. Von G. Vasi

Kenner und Bewerter der alten Kunst. Mengs und Winckelmann, der Obersachse und der Niedersachse, genossen in Rom denn auch höchstes Ansehen und fanden zahlreiche und edle Freunde; daß sie Fremde waren, stand ihnen niemals im Wege; Winckelmann wurde sogar der päpstliche Aufseher über die Erhaltung der römischen Altertümer. Zur katholischen Kirche waren sie beide übergetreten, rein äußerlich; ihrer Gesinnung nach blieben sie echte Deutsche; nur in nebensächlichen Dingen verwelschte der Maler, der eine Römerin zur

Frau und mit ihr eine große Familie hatte; er wurde hier völlig heimisch, während der Junggeselle Winckelmann die Sehnsucht nach der alten Heimat nie ganz überwand.

Als Winckelmanns Nachfolger mußte jetzt Hofrat Reiffenstein gelten; er zählte siebenundsechzig Jahre; aber schon seit zwanzig Jahren nannte man ihn den alten Reiffenstein. Gebürtig aus Ragnit in Preußisch-Littauen, war er Hauslehrer und später durch Empfehlung seines Landsmanns Gottsched Pagenhofmeister in Kassel geworden; dort befaßte er sich mit Studien über bildende Künste, was damals eine seltene Liebhaberei war; bei ihm erklärte sie sich durch sein eigenes Talent zum Zeichnen, Malen und zu anderen Kunstfertigkeiten. Als Mentor eines dänischen Grafen konnte er 1760 Frankreich und Italien bereisen; sobald er Rom kennen lernte, mochte er sich nicht wieder losreißen. Er blieb und schloß Freundschaft mit Mengs und Winckelmann; von dem Letzteren übernahm er bald die wissenschaftliche Führung zu den Altertümern und Kunstwerken; es handelte sich dabei meist um Edelleute aus den nördlichen Ländern. So erwarb er sich nun zahlreiche Gönner; auch bekam er bald vom herzoglich-gothaischen und kaiserlich-russischen Hofe einen Charakter, wie man damals eine Betitelung zuweilen nannte. Kenntnisreich und redlich, besorgte er viele Geschäfte für diese und andere Höfe. Winckelmann ward 1768 auf der Reise nach Deutschland ermordet, Mengs starb 1779: nun war Reiffenstein das geistige Oberhaupt der Deutschen in Rom. Aufsätze und Bücher schrieb er nicht; vielleicht wurde seine B-lehrung um so höher

geschätzt, weil man sie nur an Ort und Stelle mit wenigen Auserwählten genießen konnte. Immer noch liebte der alte Herr die verschiedensten Techniken, und mancher vornehme Gast seines Hauses fand in der fremden Stadt einen willkommenen Zeitvertreib gerade im Ablernen dieser Künste. Zum Beispiel hatte er das Verfahren wieder entdeckt, aus Glaspasten Kameen mit vielfarbigen Lagen zu machen; er verstand sich auch auf die Einbrennkunst der Alten: Bilder in Wachsfarben durch Hitze auf dem Malgrund zu befestigen; er lehrte seine Freunde, Münzen in Ton abzudrücken und diesen Abdrücken im Brennen eine Metallfarbe zu geben, und so wußte und konnte er Mancherlei. Als Fremdenführer war er jetzt nur noch für die Deutschen ersten Ranges und für die vornehmsten und freigebigsten Russen zu haben.

Neben Reiffenstein, in demselben Hause am Spanischen Platze, wo einst Raphael Mengs soviele Gäste empfangen hatte, wohnte jetzt Angelika Kauffmann, und von ihr konnte man sagen, daß auch der Mantel des deutschen Malerkönigs Mengs auf sie gefallen sei. Ihr Vater, ein handwerksmäßiger Heiligenmaler, war in Graubünden und im Bregenzer Walde daheim gewesen, hatte aber auch oft in der Lombardei gearbeitet. Seine Tochter ward seine Schülerin; schon als kleines Mädchen überraschte Angelika durch ihre Zeichenkunst; sie brachte gelungene Bildnisse fertig, ehe sie schreiben und lesen konnte; ihr Vater aber begriff, daß die Ausbildung dieser Tochter zur großen Künstlerin nunmehr seine Lebensaufgabe sei. Die Beiden hielten sich nun in Rom und anderen italienischen Städten auf, bis eine

Angelika Kauffmann
Selbstbildnis von 1784
Münchener Pinakothek

Hofrat Reiffenstein

Gemalt von Guttenbrunn
Stich von G. Morghen

englische Gönnerin sie beide mit nach London hinübernahm. Dort hatte Angelika die größten Erfolge und verdiente auch viel Geld. Ein angenehmes und anmutiges Mädchen war sie überdies, also ein Liebling der Götter! Die Hand des großen Malers und reichen Mannes Joshua Reynolds ward ihr angetragen; sie aber wählte einen schwedischen Grafen Horn oder vielmehr ward sie die Beute eines Hochstaplers, der sich

Die Treppe am Spanischen Platz. Von G. Vasi

so nannte: mit teurem Gelde mußte sie sich von ihm loskaufen. Lange Zeit blieb sie nun ledig, bis sie als Vierzigjährige eine Verstandesheirat einging, um nach dem Tode ihres Vaters eines männlichen Beistands nicht zu entbehren. Ein erheblich älterer Maler aus Venedig, Antonio Zucchi, war dieser Mann ihres Vertrauens; er wurde mehr ihr Geschäftsführer als ihr Gatte. Mit ihm kehrte sie nach Italien zurück, und in Rom gewann sie endlich eine dauernde Stätte. Bei Goethes Ankunft zählte sie fünfundvierzig Jahre. Ihr

Ruhm war groß, ihre Einnahme desgleichen; das von Zucchi vortrefflich verwaltete Vermögen wuchs mit jedem Jahre; der Alte hielt aber auch sehr darauf, daß seine berühmte Frau recht fleißig arbeitete und möglichst flink viel Geld verdiente.

Unter den männlichen Künstlern aus deutschen Landen war der Landschafter Philipp Hackert vor kurzem noch der namhafteste gewesen; 1785 war er nach Neapel übergesiedelt; nun erschien er in Rom nur noch besuchsweise. Auch einer seiner Brüder hielt sich eine Zeitlang bei ihm in Rom auf. Beide erregten Aufmerksamkeit, und unter andern Scherzen der Römer entstand die Behauptung, die Deutschen hätten jetzt ihre eigene heilige Familie. Gott-Vater sei Reiffenstein — wegen seiner Allmacht; Gott-Sohn der Erlöser Philipp Hackert — wegen der Mahlzeiten, die er gab; Gott-Heiliger Geist Georg Hackert — wegen seiner Allwissenheit. Angelika konnte für die schönste Madonna erklärt werden, und der alte Zucchi verhielt sich zu ihr wie der Pflegevater Joseph zur unberührten Gottesmutter.

Nach Hackerts Weggange mußte man wohl den Bildhauer Trippel aus Schaffhausen an erster Stelle unter diesen Deutschen nennen; in seinem Fache übertraf ihn Niemand in Rom, wenn man Canova aus Venedig nicht rechnete, der hier noch recht neu und wenig bekannt war. Trippel gab auch Unterricht für angehende Künstler. Das tat auch Maximilian v. Verschaffeldt, der Sohn des Mannheimer Akademiedirektors. Im Ganzen leisteten die italienischen Maler jetzt wenig, die deutschen aber auch nicht viel; den größten Erfolg der letzten Jahre hatte der Franzose Louis David mit

seinem zugleich klassizistischen und politischen Gemälde ‚Der Schwur der drei Horatier' errungen; ihm hatte der alte Pompeo Batoni, der letzte Nachfolger von Raffaels Nachfolgern, bezeugt: „Du und ich, wir allein sind Maler; die Übrigen kann man ruhig in den Fluß schmeißen."

Wir erinnern uns, daß Goethe eine Zeit lang auf den Pfälzer Friedrich Müller, der zugleich als Maler und Dichter recht kräftig an den Pforten der Unsterblichkeit rüttelte, große Hoffnungen gesetzt hatte. Dieser genialische Mann wollte und sollte in Rom für sich selbst die höchste Bildung erlangen und dann, so hoffte sein weimarischer Gönner, auch Goethes Führer zu den Kunststätten werden. „Maler Müller" hauste jetzt noch irgendwo in Rom, aber Goethe vermied, ihn zu sehen, und Das war nicht schwer, da der sonderbare Mensch auch mit seinen Landsleuten wenig Umgang hatte.

Nach der Betrübnis über Müllers Versagen hatte Goethe schon vorsichtiger eine Hoffnung auf den Hessen Wilhelm Tischbein gesetzt, und diesmal ward seine Fürsprache für einen strebenden jungen Künstler reich belohnt. Tischbein war von jung auf als Maler vortrefflich geschult; er kam zwar aus einem Dorfe, das hinter großen Wäldern lag, aber seines Vaters Brüder waren namhafte Maler in Kassel und Hamburg; ihr Lehrling wurde er, um sie bald zu übertreffen. Sein Fleiß war unermüdlich, seine Begabung mannigfaltig, sein Geist überaus regsam und erfinderisch. Er hätte auch Naturforscher werden können, vielleicht auch Dichter, denn er malte auch in Worten höchst anschaulich und lebhaft. Den Dichter Goethe bewunderte er auf's

höchste; auch teilte er in den großen Kunstfragen Dessen Glauben, also den Glauben an die alten Götter der Griechen.

In den beiden andern Malern, die nun seine Hausgenossen waren, fand Goethe engere Landsleute: Schütz kam aus Frankfurt und Bury aus Hanau. Den Vater dieses Georg Schütz hatte Goethe als Kind schon gekannt und einen Bruder auf der zweiten Schweizer Reise in Basel kennen gelernt: einen hoch begabten, halb verrückten und nun auch schon zu Grunde gegangenen Menschen. Der neue Schütz, der römische, litt an keiner Überspannung; auch sein Talent war mäßig, und sein Streben ging nicht über seine Kräfte hinaus. Fritz Bury dagegen zeigte sich jugendlicher, kindhafter und aufgeregter; es war noch nicht abzusehen, wieviel aus diesem Dreiundzwanzigjährigen werden konnte.

Einen noch sehr jungen, ihm aber schon längst bekannten Künstler sah Goethe hier wieder: den Heinrich Lips, Lavaterschen Angedenkens. Er war mit Goethe zugleich angekommen, hier also noch unbekannt. Zwei andere Schweizer Heinriche hielten sich gleichfalls im Hintergrunde: Heinrich Cölla und Heinrich Meyer; sie waren daheim in Zürich Schüler von Kaspar Füßli gewesen und hatten von ihm den Kunstglauben seines Freundes Winckelmann eingesogen, standen in diesem Punkte also Goethen nahe genug. Sie waren arme Burschen wie die meisten dieser deutschen Maler; sie verdienten sich Einiges durch Kopieren oder durch sonstige Gefälligkeiten gegen Reisende.

Fast alle diese deutschen Künstler hatten in Rom den Ruf von rechtschaffenen und harmlosen Menschen;

man sah sie gern. Ihre Namen aber wurden von den italienischen Zungen sehr mißhandelt; Tischbein ward in Tisben umgestaltet, Schütz in Zicci usw. Noch üblicher aber war in Rom der Gebrauch von Spitznamen; so hieß Friedrich Müller: das deutsche Pferd, Tischbein: die krumme Nase, Bury: der Hirtenknabe, Schütz: der Graf, Cölla: der hübsche philosophische Bauer, Meyer: der ernsthafte oder der garstige philosophische Bauer.

Ein anderer Deutscher ward der Letterato genannt; er war kein Maler, gehörte aber trotzdem zu diesem Kreise. Aloys Hirt, zehn Jahre jünger als Goethe, im südlichen Schwarzwald aufgewachsen, hatte Rechtswissenschaften studiert, war aber in Wien, wo Kaiser Joseph gerade seine kostbaren Gemälde neu aufstellen ließ, von der Liebe zu Kunstwerken und Altertümern so ergriffen worden, daß er sich nach Italien wandte und schließlich nach Rom kam, wo ihm die Augen erst völlig aufgingen. Nun gehörte er der Kunst als Forscher und Gesetzgeber. Nach der alten Regel „Docendo discimus" wurde auch er Antiquar oder Cicerone, wie vor ihm Winckelmann und Reiffenstein; zunächst bekam er den kleineren deutschen Adel und die reichen Bürger, die sich in Rom umsahen. Er begnügte sich mit einer Zecchine den Tag (9,55 M. in Gold); dafür begleitete er fünf Stunden lang seine Gesellschaft zu Altertümern, Sammlungen, Künstlern und Kunsthändlern. So ein „Kursus" durch Rom pflegte einen Monat zu dauern, und eine derartige Begleitung empfahl sich für Ausländer schon darum, weil sie sonst in ihren Ankäufen von Fälschern und unwissenden Prahlern recht oft über die Ohren gehauen worden wären. Hirt aber lernte bei diesem

beständigen Sehen mit jedem Jahre mehr, und in der freien Zeit, die ihm die Fremden ließen, studierte, dachte und schrieb er. Er kam zu eigenen Ansichten, zum Beispiel auch zu der damals kühnen Lehre, daß nicht das Schöne, sondern das Charakteristische die Tendenz der Kunstwerke sein müsse. Er nahm sich vor, in Aufsätzen und Büchern ein Lehrer Deutschlands zu werden. Übrigens war er ein stattlicher, hochgewachsener Mann, der sich auch unter den Vornehmsten bald frei und leicht bewegen konnte.

*

An deutschen Künstlern und Kunstgelehrten mochten um die zwanzig sich hier aufhalten; sie wußten zumeist von einander, bildeten kleine Gruppen, aber kein Ganzes. Manche sah man Monate lang nicht, mit Anderen führte jeder Tag zusammen. Als Goethe in Rom ankam, erfuhren sie es alle; aber Tischbein nahm ihn in Beschlag; dadurch wurden auch Schütz und Bury seine Trabanten; es blieb abzuwarten, wen er aufsuchen oder wohin ihn Tischbein führen würde.

Bei Trippel meldete sich Goethe nach einiger Zeit zu kurzem Besuche; zu Reiffenstein und Madame Angelika begleitete ihn Tischbein sogleich. Der alte Rat Reiffenstein wäre der Mann gewesen, Goethes Einführung bei den in Betracht kommenden Herren und Damen der Stadt, gleichviel welcher Nation, zu übernehmen; eben darum bat ihn Goethe, das Gegenteil zu tun, nämlich als sein Schutzpatron sein Inkognito zu sichern. Er wollte hier ein bescheidener Kunststudent sein; also durfte er weder als sächsischer Geheimer Rat,

noch als berühmter Dichter dem vielköpfigen Drachen Gesellschaft ausgeliefert werden. Reiffenstein versprach ihm eine hartnäckige Verteidigung seiner Freiheit; dadurch gewann er den merkwürdigen Gast um so mehr für sich selbst und seine Freundin Angelika. Goethe und Reiffenstein verstanden sich recht gut, zumal da der jüngere Mann gern die Techniken und Künste bewunderte und nachahmte, an denen sich der Alte ergötzte. Angelikas Geist und Herz aber waren durch ihre fleißige Malerei und ihren alten Gatten längst nicht ausgefüllt: ihr war es allemal eine große Freude, wenn der deutsche Dichter in ihre Werkstätte trat, und ihr Auge bat bei jedem Abschied um baldiges Wiederkommen.

Alexander Trippel

Für gewöhnlich aber hauste Goethe mit Tischbein, Schütz und Bury und streifte mit ihnen und etwa auch mit Hirt herum.

„Also der große Löwe läßt sich durch die Gasse an der Nase herumführen“ schalt Trippel, der sich zu wenig beachtet fühlte, und erst recht grollte und schimpfte „Maler Müller“, wenn er „den starken Goethe unter den schalen Schmachtlappen so herummarschieren“ sah,

„wie Achilles unter den Weibern von Skyros.“ Ihnen kam es vor, wie wenn Tischbein mit Hinterlist den großen Landsmann ihnen weggefangen habe. Aber Tischbein hatte sich das Vertrauen, das Goethe jetzt in ihn setzte, wohl verdient. Noch ehe er den Dichter mit Augen gesehen, war er schon darauf bedacht gewesen, wie er ihm behülflich sein könne; zum Beispiel hatte er aus einem weimarischen Briefe herausgelesen, daß Goethe über die Marmor- und andere Gesteinsarten der alten und neueren Bildhauer gern unterrichtet gewesen wäre; sogleich achtete er darauf und sammelte mit der Zeit ein großes Wissen an, um dem Erwarteten damit behilflich zu sein. Und jetzt stellte er sich den ganzen Tag zu Goethes Verfügung. „Ein großes Glück ist mir, mit Tischbein zu leben“ stand denn sehr bald in einem Briefe an Frau v. Stein. Und in einem an Knebel: „Ich bin wie zuhause; Tischbeins Liebe und Vorsorge erleichtert und befördert mir Alles; es ist ein gar guter und kluger Mensch.“ — „Wie wohl es mir übrigens bei und mit Tischbein geht“, hieß es vier Wochen später wieder gegen die Freundin, „und was Das für ein braver Künstler und tüchtiger, ganzer Mensch ist, kann ich Dir nicht sagen. Wir passen zusammen, als hätten wir zusammen gelebt.“

Behaglich fühlte sich Goethe auch mit Schütz, Bury und einigen andern Künstlern, die sich allmählich näherten. Der Gelehrte im Kreise gefiel ihm gleichfalls, und als er hörte, daß Hirt sich gern mit Aufsätzen über Rom einen Namen in Deutschland verschafft hätte, damit die Italien-Reisenden ihn schon vorher beachten lernten, war Goethe sogleich bereit, ihn an Wieland als einen

wünschenswerten ständigen Mitarbeiter des ‚Merkurs' zu empfehlen. „Er ist im Werden", bezeugte ihm Goethe; „in einigen Jahren kann sein Schicksal gemacht sein; gern wünscht' ich einem Landsmann, der sich redlich in der Fremde nähren will, zu helfen."

*

Zur selben Zeit, wo der Dichter des ‚Götz' und ‚Werther' in Rom auftauchte und wo Einige sich noch stritten, ob er es wirklich sei, trat ein andrer deutscher Schriftsteller, der zwischen Goethe und Hirt etwa die Mitte hielt, in die gleiche Gesellschaft hinein. Es war Professor Moritz aus Berlin, ein Mann, dessen Jahre, ihrer Zahl nach neunundzwanzig, schon recht reich an Wandlungen und Ereignissen waren. Er hatte als Sohn eines kleinen Musikers in der Rattenfängerstadt Hameln seine ersten Blicke in die Welt getan und nachher in der Residenz Hannover ein trübe Kindheit verbracht. Seine Eltern litten am Pietismus; bei einigen Menschen ist Das ja eine Krankheit. Mit zwölf Jahren wurde er als Lehrjunge zu einem Hutmacher nach Braunschweig getan; dort wuchs sein Elend dermaßen an, daß er einen Selbstmordversuch machte; nun holte ihn sein Vater zurück. Später konnte er das Gymnasium besuchen, aber auch da mußte er vielerlei Plagen aushalten. Nach dem Vorbilde seines Mitschülers Iffland entfloh er schließlich aus Hannover, um Schauspieler zu werden; sein Unglück blieb ihm jedoch treu, denn auch unter dem Bühnenvolk erlebte er nur Enttäuschungen. Wohltätige Menschen verschafften ihm dann die Möglichkeit, Theologie zu studieren. Als

er damit fertig war, wandte er sich dem Lehrfache zu. Er unterrichtete eine kurze Zeit am Philanthropin in Dessau, dann am Militärwaisenhause in Potsdam und schließlich in Berlin am Gymnasium zum grauen Kloster. Jetzt erregte er auch Aufmerksamkeit durch literarische Veröffentlichungen; er verfaßte ein Drama und eine deutsche Prosodie. Plötzlich fiel es ihm ein, eine Reise nach England zu machen; durch deren Beschreibung wurde er noch bekannter. Gleich danach empfahl ihn auch sein Bekenntnis-Roman ‚Anton Reiser' und die darin enthaltene Schilderung der vielfachen Leiden eines heranwachsenden Kindes und Jünglings. Er trat in den Freundeskreis der Berliner Aufklärer; unter Andern hatte Moses Mendelssohn einen guten Einfluß auf ihn. Auch war er neben seinem Schulfach Redaktör an der Vossischen Zeitung. So lebte er in Berlin in sehr verbesserten Verhältnissen, zumal da er auch zu einem Professor am Kölnischen Gymnasium aufgerückt war. Aber mit seiner Gesundheit stand es übel. Wie er denn überhaupt ein Nachzügler der Stürmer und Dränger war, so hatte er das Genieweſen auch in Kaltbaden, offener Brust und anderen Abhärtungsmitteln mitgemacht; auf seiner Fußreise durch England mochte er sich dann einen ernstlichen Schaden geholt haben. Er war offenbar schwindsüchtig. Sein Gesicht sah gar nicht gut aus: hohle Backen, aufgeworfene Lippen, tiefliegende Augen. In seinem Leben wechselten übermäßige Leistungen mit hypochondrischer Ohnmacht. Es ging ihm in Berlin also nur äußerlich wohl, und als ihm der berühmte Campe in Braunschweig den Vorschlag machte, für seinen Verlag eine italienische Reise zu

schreiben, war Moritz sofort bereit, sich aus allen seinen Verhältnissen loszureißen. „Romam quaero“ rief nun auch er aus; er entfloh gleichsam aus der Stadt, wo so treffliche Freunde für ihn sorgten. Zwei Wochen nach Goethe traf er in Verona ein; er wählte von da aber den andern Weg über Rimini und Ancona und war zwei Tage vor ihm am Ziele.

Nicht lange danach lernten sich die Beiden kennen. „Moritz ist hier, der die englische Reise schrieb,“ teilte Goethe am 20sten November seiner Freundin mit und fügte hinzu: „Ein sehr guter, braver Mann, mit dem wir viel Freude haben.“ Und am selben Tage schrieb Moritz an Campe, daß durch Goethes gleichzeitiges Erscheinen in Rom sein hiesiger Aufenthalt ein doppeltes Interesse gewinne.

Dieser Geist ist ein Spiegel, in welchem sich mir alle Gegenstände in ihrem lebhaftesten Glanze und in ihren frischesten Farben darstellen. Der Umgang mit ihm bringt die schönsten Träume meiner Jugend in Erfüllung.

Auch gegen einen sehr nahen jüngeren Freund, einen Studenten Klischnig, nannte Moritz den Dichter, den er in der Tat schon lange liebte, einen wohltätigen Genius, der ihm nirgends erwünschter hätte begegnen können als gerade hier.

Ich habe mich sogleich an ihn angeschlossen und mit ihm mehrere kleine Spaziergänge in die umliegende Gegend gemacht: „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehn,“ wie warm empfinde ich Dies jetzt! Ich habe ihm von Dir, unserem Zusammenwohnen und unseren Wanderungen erzählt; er nimmt viel Anteil daran. O warum kannst Du nicht auch Dich an seines Geistes milder Flamme wärmen! Ich fühle mich durch seinen Umgang veredelt.

Ganz ähnlich schrieb auch Tischbein über Goethe mit einer der nächsten Posten an seinen vormaligen Gönner Lavater. Er freue sich, versicherte er, daß er jetzo lebe, nämlich als Goethes und Lavaters Zeitgenosse.

Lieber, bester Lavater, könnte ich Sie hier auch einmal sehen! Auf denen Ruinen, wo vor diesem so große Taten geschehen, scheint ein lebender Mann erst recht groß. Es ist, als erkennte man ihn besser. Goethe ist ein wirklicher Mann, wie ich in meinen ausschweifenden Gedanken ihn zu sehen mir wünschte. Ich habe sein Porträt angefangen und werde es in Lebensgröße machen, wie er auf denen Ruinen sitzet und über das Schicksal der menschlichen Werke nachdenket . . . Sein Gesicht will ich recht genau und wahr nachzeichnen, denn man kann wohl keinen glücklicheren und ausdrucksvolleren Kopf sehen.

Goethe war mir durch Ihnen und seine andern Freunde schon ziemlich bekannt, durch die vielen Beschreibungen, welche ich von ihm machen hörte, und habe ihn ebenso gefunden, wie ich ihn mir dachte. Nur die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken können und daß er sich in allen Fällen so bekannt und zuhause findet.

Was mir noch so sehr an ihm freut, ist sein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein klein Stübchen, wo er in schlafen und ungehindert in arbeiten könnte, und ein ganzes einfaches Essen, das ich ihm dann leicht verschaffen konnte, weil er mit so Wenigem begnügt ist. Da sitzet er nun jetzo und arbeitet des Morgens, an seiner ‚Iphigenia' fertig zu machen, bis um neun Uhr. Dann gehet er aus und siehet die großen hiesigen Kunstwerke. Mit was für einem Auge und Kenntnis er Alles siehet, werden Sie sich leicht denken können, indem Sie wissen, wie wahr er denkt.

*

So erlebte Goethe hier in Rom außer dem erwarteten noch ein unerwartetes Glück: er sah sich unter den Seinen! Unter Freunden und Bewunderern, die ihn liebten und wie Jünger umgaben. Gewiß, daheim in Weimar standen ihm manche Menschen noch näher, aber sie waren seiner gewohnt, wie er ihrer; sie hatten zuletzt kaum noch empfunden, daß er ein so hoher Mensch war, wie ihn das Jahrhundert kaum einmal hervorbringt. Und, davon abgesehen, sie gingen ihren Geschäften nach, wie er den seinen; er sowohl wie sie wurden von der Prosa des Lebens in Anspruch genommen. Mit diesen neuen Freunden in Rom dagegen hatte er ein Hauptgeschäft, ein sonntägliches und großes Streben, eine selbsterwählte und geliebte Aufgabe, gemeinsam: das Ringen mit den vorzüglichsten Kunstwerken aus alter und neuer Zeit, die philosophische Durchdringung aller Schönheits- und Kunstbegriffe, den Eifer zu eigenem gesteigertem Kunstschaffen. Und hier ward er, der neue Mann, der längst nicht der Kenntnisreichste sein konnte, doch sogleich als das geistige Oberhaupt anerkannt. Erstaunt war er über seine hiesige Dichterglorie. In Deutschland hatte man ihn schon so schön vergessen, daß er die jetzt geplante Ausgabe seiner gesammelten Werke selber wie eine Auferstehung von den Toten verstand; hier liebten seine Landsleute den Dichter Goethe und verlangten Alles von ihm zu hören oder selber zu lesen. Ja, es entstand unter ihnen der närrische Plan, ihm nach römischer Sitte auf dem Kapitol ein Ehrenfest zu veranstalten, wobei er vor allem Volk als Dichter gekrönt werden müsse. Das verbat er sich lächelnd; er war ja für die hiesige Welt immer noch

ein Filippo Miller; er duldete nicht, daß die Bescheid wissenden neuen Freunde ihn mit seinem Titel oder wahren Namen anredeten. Von einer Einführung bei der vornehmen Welt wollte er auf die Dauer nichts hören. Er habe keine passende Garderobe bei sich, entschuldigte er sich, oder wenn Jemand ihn einem Großen vorstellen wollte, so meinte er, er sei es dem Hofrat Reiffenstein schuldig, ihn zum Vermittler zu bitten, und was Reiffenstein in solchem Falle sagte, wissen wir. Eine sogenannte Prinzessin von Albany versuchte als Erste das fremde Murmeltier in ihren Salon zu locken; sie war die natürliche Tochter des Karl Eduard Stuart, der einst als Prätendent der schottischen und englischen Krone berühmte Abenteuer überstanden hatte und jetzt in Rom als — Säufer lebte. Sie spannte ihr Netz vergeblich aus. Nur als Goethe den jungen Prinzen Lichtenstein, der mit Hirt den Kursus durchmachte, in einer Gallerie kennen gelernt hatte, ging er einige Male zu dessen Tafel; dieser Prinz war der Bruder einer Gräfin Harrach, die der Dichter von Karlsbad her kannte.

Siebentes Kapitel

Ihr glücklichen Augen!

30. Oktober bis 9. Dezember 1786

Als solche neue, lernbegierige und anregende Menschen wie Goethe und Moritz sich zu ihnen gesellten, da wurde auch in den deutschrömischen Künstlern der Lern- und Erkenntniseifer wieder neu und groß. Geselligkeit und Studium flossen hier zusammen, denn wo hätte man nah oder fern spazieren können, ohne zur Betrachtung und Besprechung von alten oder neuen Kunstwerken aufgefordert zu werden? Und saß man beim Weine, so ging die Plauderei unvermerkt in einen Redestreit über, der keine Frage entschied, aber die eigenen Empfindungen und Meinungen klärte. Man trank und lachte, und es war doch eine kleine Akademie der Künste!

Das Beste war bei dem Gerede immer, daß man sich zum gemeinsamen Besuch des Strittigen oder des Bewunderten entschloß. Schon der Kosten halber empfahl es sich, als kleinere oder größere Schar die Sehenswürdigkeiten zu besuchen; da brauchten die Ärmeren gar nichts zu bezahlen. Denn der Eintritt in die Galerie pflegte 4 Paul (etwas über einen halben Taler) zu kosten, gleichviel ob Einer für sich allein die

Säle aufschließen ließ oder für Mehrere. Moritz rühmt gerade diese gemeinsamen Betrachtungen in einem Brief an Campe.

Es ist ein ordentliches Fest, wenn eine Gesellschaft sich verabredet hat, einen Vormittag oder Nachmittag anzuwenden, um irgend eine Sammlung von Kunstwerken gemeinschaftlich zu sehen. Entweder man sieht sie zum ersten Male: so ist die Erwartung desto höher gespannt, oder man hat sie schon gesehen: so freut man sich darauf, als wenn man alte Bekannte und Freunde wiederfindet. Das griechische Kaffeehaus in der Strada Condotti, nahe bei dem Spanischen Platze, ist für die jungen Künstler gemeiniglich der Sammelplatz, wo sie sich einfinden und manchmal sich auch erst bereden, welche Villa oder welche Galerie sie an dem Tage besuchen wollen. Des Sonntags werden vorzüglich solche lehrreiche Wanderungen angestellt, woran denn auch Künstler teilnehmen, welche sonst die ganze Woche über mit Arbeit beschäftigt sind und denen Dies nun eine ebenso angenehme als nützliche Erholung ist.

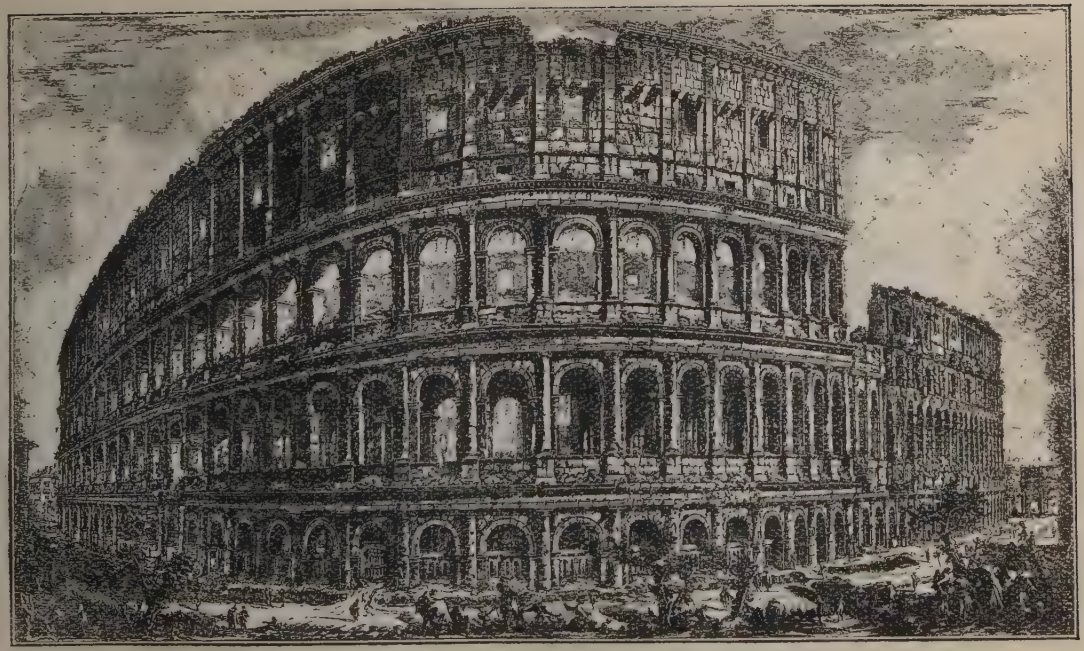
Noch festlicher waren die Abendbesuche bei Fackellicht. Bei Tage konnte man viele Statuen, auch die berühmtesten wie Laokoon und manche Götterbilder in den vatikanischen und kapitolinischen Museen, nur bei allzu geringem oder bei streifendem, einseitigem Lichte sehen: die Wachsfackel dagegen gewährte die genaueste und die mannigfaltigste Ansicht, indem sie ganz nach Wunsch beleuchtete und zugleich alle anderen, die Aufmerksamkeit störenden Gegenstände des Raumes im Dunkeln ließ. So hörte man denn oft sagen: wer diese Götter nicht bei der Fackel gesehen, dürfe gar nicht darüber reden. Die reicheren Besucher Roms versäumten nicht, solche nächtlichen Führungen zu bezahlen, wobei denn wieder die armen Künstler den Mitgenuß hatten.

Einmal geschah es, daß Hirt den Kopf Goethes in derselben Haltung wie eine nahestehende Büste des Kaisers Hadrian sah. „Welche Ähnlichkeit!“ dachte er: „Die Nase, die beiden Einschnitte über der Nase, der Mund!“ Er machte einige Künstler aufmerksam; sie fanden es nun auch. „Kein Wunder!“ konnte Goethe scherzen, „ich bin eben in einem früheren Dasein der Kaiser Hadrian gewesen.“ Den Bildhauer Trippel, der auch dabei war, ging die Sache am nächsten an. Wollte man Goethes Kopf nachbilden, sagte er sich, so war Hadrians Büste genau zu betrachten.

*

Goethe begann auch in Rom den Tag mit seiner poetischen Arbeit. Oft feilte er schon im Bette an den Versen der ‚Iphigenie‘, denn in den Morgenstunden war es in seinem auf Heizung nicht eingerichteten Zimmer zuweilen recht kalt. Wenn er dann gegen Mittag ausging, erfreute ihn fast immer Sonne und Wärme. Dann konnte man hier im Winter so gut im Freien sitzen wie daheim im Sommer.

Von den antiken Bauwerken machten das Pantheon und das Kolosseum auf ihn den tiefsten Eindruck. „Es ist so groß“, sagte er von der riesigen Ruine des Amphitheaters, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann; man erinnert sich dessen nur kleiner wieder, und kommt man dahin zurück, kommt es einem auf's neue größer vor.“ Auch die Bäder des Diokletian, das Grabmal der Metellustochter, die Aquädukte und Anderes erregten seine Bewunderung immer wieder. „Der inneren Großheit nach“ stellte er freilich die



Das Kolosseum. Von G. Piranesi

Im Innern des Kolosseums. Von John Smith. Stich von J. Landseer und J. Roffe

„Rotonda“ über Alles; damit war das Pantheon gemeint; zumal ihr Inneres und ihre auf acht korinthischen Säulen ruhende prächtige Vorhalle. Die Kuppel dieses Rundtempels war eine Halbkugel, ein Abbild des von uns gesehenen Himmelsgewölbes; oben in der Mitte aber ist eine Öffnung von 27 Fuß Durchmesser, und diese Öffnung ist die einzige Lichtquelle des erhabenen

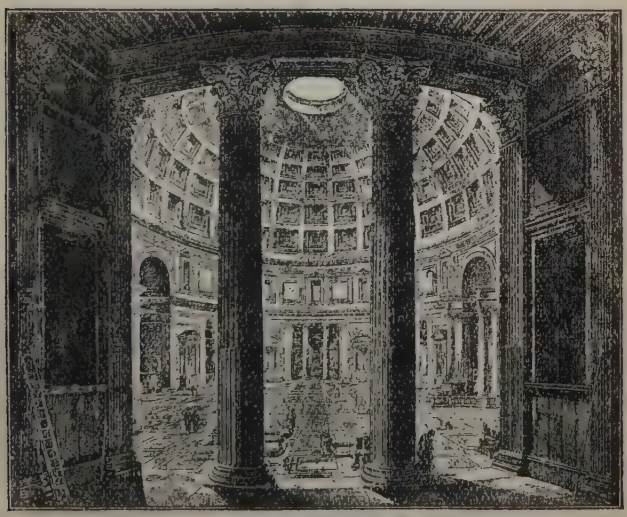
Das Pantheon oder Santa Maria Rotonda

Gebäudes. Man erzählte, daß die römischen Mädchen sich gern in diesem reinen Lichte ihren Liebhabern zeigten.

Die große päpstliche Hauptkirche über Sankt Petri Grab und Stuhle konnte nicht völlig nach dem Sinne eines Halbprotestanten und Halbheiden sein. Hier hinderte das Vorurteil den Genuß ebenso sehr, wie es ihn bei den Antiken begünstigte; aber Goethe bemühte

sich doch, das ihm Zusagende von dem Verdrießlichen abzusondern. Am Zäzilienfeste ging er mit Tischbein wieder einmal hin, um sich satt zu schauen.

Wir ergötzten uns als genießende Menschen an der Größe und Pracht, ohne durch allzu ekeln und zu verständigen Geschmack uns diesmal irre machen zu lassen, und unter-

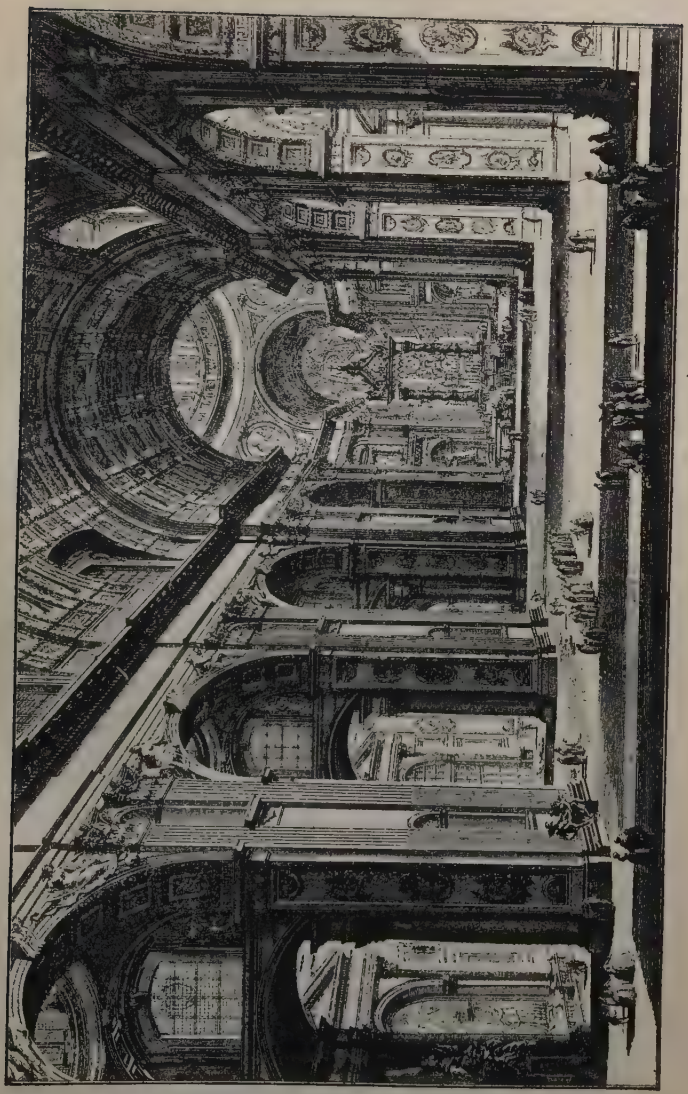


Das Innere des Pantheons

drückten jedes schärfere Urteil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

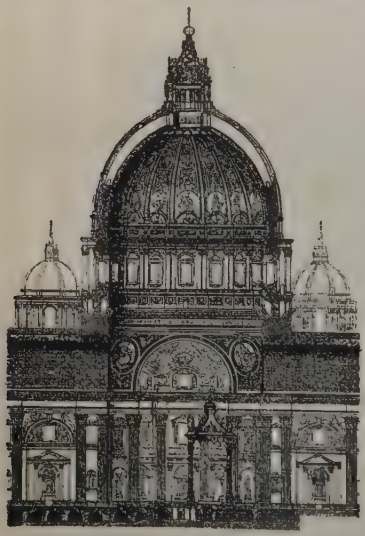
Sie stiegen dann auch auf das Dach, und, dort angelangt, erging es ihnen wie Anderen: sie glaubten auf dem Erdboden zu sein, auf einem mit Platten belegten Platze, denn allerlei Bauwerk erhob sich hier, Hütten, Häuser und Magazine, Kapellen, ein großer morgenländischer Tempel. Sie bestiegen nun auch diesen

Sankt Peter. Von G. Piranesi



Sankt Petersdom. Von G. Piranesi

Tempel, nämlich die berühmte von Michel Angelo entworfene Kuppel, indem sie zuerst außen zwischen allerlei Verzierungswerk, dann inwendig auf einer sonderbaren Treppe sich aufwärts bewegten und schließlich bei der „Laterne“ wieder in's Freie traten; ein Geländer schützte sie vor Schwindel und Sturz. Da lag nun unten die Stadt Rom, ganz wie man sie auf dem Plane



sieht: der Fluß, die sieben Hügel, die Straßen und Plätze, die Kuppeln der Kirchen und Paläste, die Weinberge und Gärten. Und in der Ferne hier der einsame Soracte, dort die weit höheren Apenninen, anderwärts die Lustörter Tivoli, Frascati, das Schloß Gandolfo, im Westen aber die große Ebene und das Meer. Und wieder ganz nahe: die Vatikanischen Gärten, der Petersplatz mit seinen Kolonnaden: wie zierlich sind die berühmten 320 Säulen, deren Stamm doch kaum von zwei Männern umspannt werden kann, und wie schmal ist in der Mitte zwischen den Springbrunnen der große Obelisk, dessen Schatten doch vorhin so breit war, daß Goethe und Tischbein darin neben einander spazieren gingen, um sich vor der Sonne zu schützen! —

Nun konnte man auch noch in den Knopf der Kirche steigen, und Waghälse taten es, um von da aus ihre Hand an das goldene Kreuz, den Triumph der Christenheit, zu legen. Goethe fand die Luft in diesem Knopfe wie in einem Treibhause.

Sie gingen wieder hinab und ließen sich die Türen zu den Gesimsen des „Tambours" aufschließen: dort schauten sie von der Spitze der Kuppel in das Heiligtum selbst hinunter; gerade auf die hundert Lampen, die um das Grab des Kirchengründers beständig strahlen. Zufällig ging eben jetzt da unten der Papst vorbei, seine Nachmittagsandacht zu halten.

Voll des besten Willens trat Goethe dann weiter in die Säle des Vatikans, in Raffaels Reich: Stanza della Segnatura, Stanza d'Eliodoro, Sala dell'Incendio, Sixtinische Kapelle, Loggien. Ja, Das waren alle die berühmtesten Bilder, von denen die Stiche doch nur geringe Kunde gaben: die Disputa, die Schule von Athen, der Parnaß, der Borgobrand, die Apostelgeschichte auf den Teppichen, die Grotteskeu in antikem Geschmack, und die sogenannte Bibel Raffaels in 52 Bildern, zumeist aus dem Alten Testamente. Aber — übertroffen wurden Goethes Erwartungen nicht, wie doch kürzlich bei der heiligen Zäzilia zu Bologna geschehen. Viele dieser Wand- und Deckengemälde hatten durch den Rauch der Kerzen oder sonst im Laufe der Zeiten gelitten; oder sie waren für die Augen des Beschauers zu schlecht angebracht. Die Grotteskeu in den offenen Loggien waren geradezu dem zerstörenden Wetter ausgesetzt; die Teppiche aber in der Sixtinischen Kapelle hingen sehr ungünstig.

Jetzt schien aber auch Raffaels Licht schwächer zu leuchten, weil Goethe seit kurzem einen Andern neben ihm gewahrte, einen Gleichgroßen oder Größeren. Bisher hatte auch er die Kraft des Michel Angelo nicht gekannt, noch geahnt. Den andern Kunstkennern ging es ja nicht besser. Wie mäkelte z. B. der gute Volkmann an dem ‚Jüngsten Gericht' und den andern Fresken der Sixtinischen Kapelle herum! Goethe aber schrieb jetzt: „Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere große Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Eindruck." Nach acht Tagen kehrte er mit einer Gesellschaft zurück; sie ließen sich die enge Galerie aufschließen, wo man die Deckengemälde besser genießen kann, freilich auch nur mit großer Beschwerlichkeit; wer an Schwindel litt, durfte es nicht wagen. „Und ich bin in dem Augenblicke", berichtete Goethe, „so für Michel Ange eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann. Wäre nur ein Mittel, sich solche Bilder in der Seele recht zu fixieren!" Er nahm sich jedenfalls vor, Alles, was er an Kupfern und Zeichnungen nach Michel Angelo auftreiben konnte, mit über die Alpen zu tragen. Er fühlte sich einem König gleich, der eine neue Provinz erobert hat.

Zum Vatikan gehörte dann auch das Belvedere mit seinem Statuenhof und das sich anschließende Museum Pio-Clementinum. Hier wohnten die steinernen Götter. Am berühmtesten waren der Laokoon, der Apoll von Belvedere, Antinous und ein Herkules-Torso. Den Apollo hatte Winckelmann für das Vollkommenste

erklärt, was uns aus dem Altertum übrig geblieben sei; Goethe kannte ihn längst aus Bildern und Abgüssen; ja er besaß durch die Güte des Herzogs von Gotha selber einen Abguß des Kopfes; aber er sah hier doch mit Erstaunen, wieviel mehr der Marmor hielt, als der Gips versprochen hatte. Ihm war, als ob er diese Gestalt jetzt zum ersten Male erblicke; das Genialischste, was ihm bis jetzt vorgekommen sei, dünkte

Belvedere. Garten und Casino des Papstes

sie ihn: „Daß man sagen muß, es scheint unmöglich." Noch nach acht Wochen wiederholte er, daß dieser Apoll „alles Denkbare" übersteige; er sei „der höchste Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewigjungen Wesens."

*

Man kann nicht immer Kuchen essen und Kunstwerke beschauen. Und Goethe war ja auch Naturforscher. Auch in Rom dachte er an seine Steinsammlung, beinahe bis zum Diebstahl. In den Farnesischen

Gärten versteckten er und Tischbein einmal allerlei Porphyre, Granite usw. an der Mauer eines Gartenhauses, weil sie sie für diesmal nicht mehr in die Taschen brachten. Aber die Pflanze sprach hier stärker zu ihm. Zwar war er nicht der Botanik wegen in diese Stadt gekommen, aber wenn er in den Pinienhain oder zu den andern Anlagen der Villa Borghese oder sonst in einen vornehmen Lustgarten zum Spazieren

Farnesische Gärten auf dem Palatin. Von G. Vasi

ging, so redeten ihn Bäume, Sträucher, Blumen und Blätter in mancherlei Weise an, und er gab Antwort. Das Merkwürdigste für ihn war das Verhalten dieser Pflanzen zum beginnenden Winter. Das Gras wurde hier wieder grün, die verdorrten Kräuter begannen wieder zu duften! Nur wenige Bäume verloren ihr Laub; die stille Olive behielt ihre weißlich-grünen Blätter; auch viele Eichen taten es. Palmen und Lorbeer ragten stolz in die blaue Luft; gelbe Orangen und Zitronen grüßten aus dunkelm Laube, ganz wie in Mignons

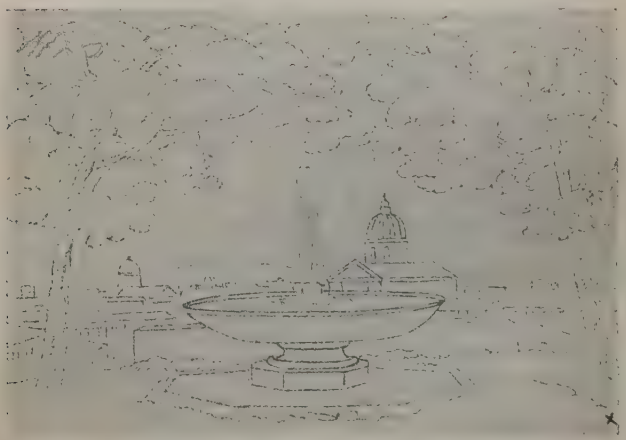
Liede. „Bei fast zu warmem Sonnenschein“ erging sich Goethe Ende November in der Villa Pamfili. „Eine große, mit immergrünen Eichen und hohen Pinien eingefaßte viereckte flache Wiese war ganz mit Maßlieben übersät, die ihre Köpfchen alle nach der Sonne wandten.“ Bald danach wanderte er zum dunkeln Zypressenwald des Monte Mario, zu den Villen Mellini und Madama. Hier beobachtete er noch genauer, „wie eine

Villa und Casino Pamfili. Von G. Vasi

lebhafte fortgesetzte und durch starke Kälte nicht unterbrochene Vegetation wirkt.“ Er sah den Erdbeerbaum (eine Andromeda) jetzt wieder blühen, indem seine letzten Früchte reif wurden, und ebenso zeigte sich der Orangenbaum zugleich mit Blüten wie halb und ganz reifen Früchten. Am respektabelsten stand die Zypresse da, wenn sie recht alt und wohl gewachsen war: mit ihr mußte er sich noch weiter beschäftigen.

Da diese Gärten zumeist an und auf Hügeln lagen, so war es schon ihrer Aussicht wegen geraten, sie zu

besuchen. Man blickte über die Straßen, Plätze und Paläste der Stadt oder über das schlafende Gebiet der Altertümer, und immer thronte der Petersdom neben der Engelsburg und dem Vatikan. Stieg man höher hinauf, so zeigten sich blaue Berge und im Westen das Meer. Erstaunlich war die Mannigfaltigkeit der Bilder, die der Spaziergänger hier genoß: antike Kunst und



Blick aus der Villa Medici. Nach Goethe. Goethe-Nationalmuseum in Weimar

modernste Künstlichkeit, sorgfältigste Pflege und Wildnis, spielerische Schnitzelei der Gartenscheere und weidende Rehe; sogar der Anblick der Einöde fehlte nicht. Moritz erzählt von einem Flecken in der Villa Borghese: dort habe Goethe seine ‚Iphigenie' vollendet. Es war ein Halbkreis von Bäumen, aus dem heraus der Sitzende durch die hier durchbrochene Gartenmauer nur jene unfruchtbare, unbebaute Einsamkeit vor sich hatte, von der diese wunderbare Stadt umgürtet war.

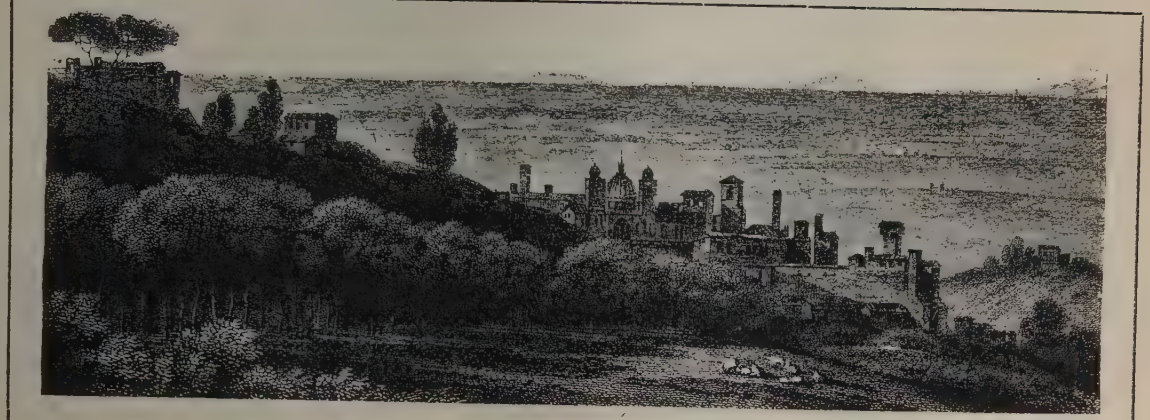
Blick bei Ponte molle. Nach Philipp Hackert

Ganz ähnliche Bilder genoß man vor dem Tore: Goethe hatte nur wenige Schritte zur Porta del Popolo; sein Weg führte ihn also oft hinaus, und zumeist wohl dahin, wo er zuerst die Tiber bei Rom und den geistlichen Bezirk gesehen, also nach Ponte molle hinaus.

*

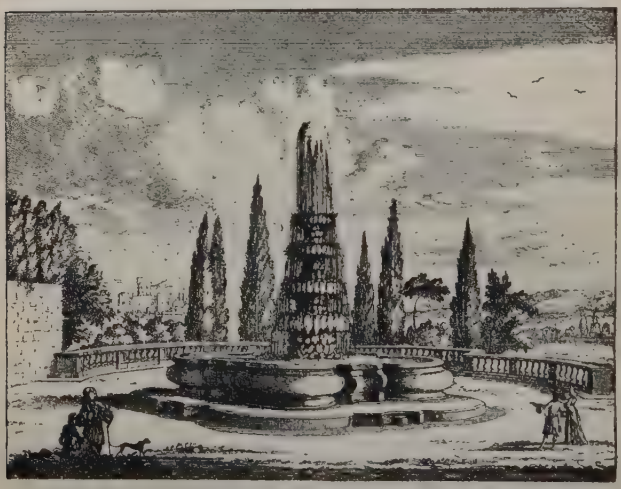
Goethe war erst vierzehn Tage in Rom, als er sich gern bestimmen ließ, mit den neuen Freunden über das öde Gebiet hinweg zu den Bergen zu wandern. Das alte Tusculum, an Cato, Cicero, Horaz und Lukull erinnernd, lag drei Wegstunden südöstlich von der Stadt, am Fuße des Albanergebirges. Genauer: es hatte dort gelegen, denn im zwölften christlichen Jahrhundert war es gründlich zerstört worden. Im siebzehnten Säkulum war es dann unter dem Namen Frascati neu erstanden: als eine Siedelung von Weinbauern und Landvolk, vornehmlich aber wieder als Erholungsort für die vornehmen Herrschaften der großen Stadt. Die Villen und Kunstschätze der Reichen gehörten also auch hier im Landflecken zu den Sehenswürdigkeiten; man war hier nur

Das alte Latium. Von E. Wibel



Frascati, vormals Tusculum. Von John Smith. Stich von W. Byrne

in einer anderen Luft und Landschaft, fern der städtischen Unruhe. Am 15ten November besahen Goethe und seine Gesellschaft diese Gärten und Lusthäuser Aldobrandini-Pamfili, Falconieri oder La Rufina und Mondragone. Es fehlte hier auch nicht an neueren und neuesten Sachen; z. B. besah man Gemälde von Hackert, und



Frascati, Springbrunnen am Palast Ludovisi. Von Petrus Schenk

auf einem derselben begrüßte Goethe die ihm von Weimar her bekannte englische Familie Gore. Unter den Antiken war die schönste ein kolossalischer Kopf des Antinous; er stand in Mondragone. Auf einem der Hügel fand man noch Trümmer vom alten Tusculum; das gemeine Volk nannte sie die Höhlen Ciceros. Reste eines Amphitheaters waren deutlich erkennbar. Goethe hatte mit den Anderen seine Lust an Bäumen und Blumen, Springbrunnen und Wasserfällen, Statuen

und Gemälden, nahen Landschaften und Fernsichten. Er zeichnete fleißig; am zweiten Abend aber tauchte er den Gänsekiel in die Tuschmuschel und erzählte seiner Freundin, wo er jetzt sei. Das Wetter war warm und sonnig: ach wie anders umfängt uns der deutsche November!

Auch die im elften Jahrhundert gestiftete Benediktiner-Abtei Grotta Ferrata ward bei dieser Gelegenheit besucht. In einer Kapelle neben der prachtvollen Kirche waren berühmte Fresken des Domenichino an den Wänden: sie stellten die Wunder des heiligen Nilus dar, der an dieser Stelle gelebt hat.

*

Das Kloster S. Paul vor der Mauer. Links: Weg nach Ostia

Nach vierzehn Tagen gönnte man sich einen zweiten Ausflug, und diesmal lockte das Meer. Am 29ten November ging es früh aus dem Paulstore heraus zu Wagen und Pferde auf der uralten Straße nach Ostia.

Zuerst durch das höchst ungesunde sumpfige Gebiet der Kirche und des Klosters Sankt Paul außer der Mauer: die Mönche mußten hier jeden Sommer zwei Monate lang ihr Kloster meiden, denn schon eine einzige Sommernacht darin wäre tödlich gewesen. Durch immer ödere Niederungen fließt nun die Tiber ihrem Ziele zu. In der Nähe von Ostia führt die Straße auf einem gemauerten Damm mitten durch einen großen Sumpf, dessen trübes Gewässer und Schlamm zum Teil mit Weidengestrüpp bedeckt war. Hier und da standen oder lagen Büffel im Gebüsch, scheußliche Bestien, das schwarze zottige Haar mit getrocknetem Schlamm überzogen und aus den rotglühenden, tückischen Augen die Fremdlinge anstierend. Zuweilen macht es diesen überaus starken Gesellen Spaß, einen einzeln daherkommenden Menschen totzutrampeln: eine Gesellschaft von Berittenen fühlt sich gegen sie sicher, denn nicht so leicht vereinen Tiere ihre Haufen zur Übermacht.[1])

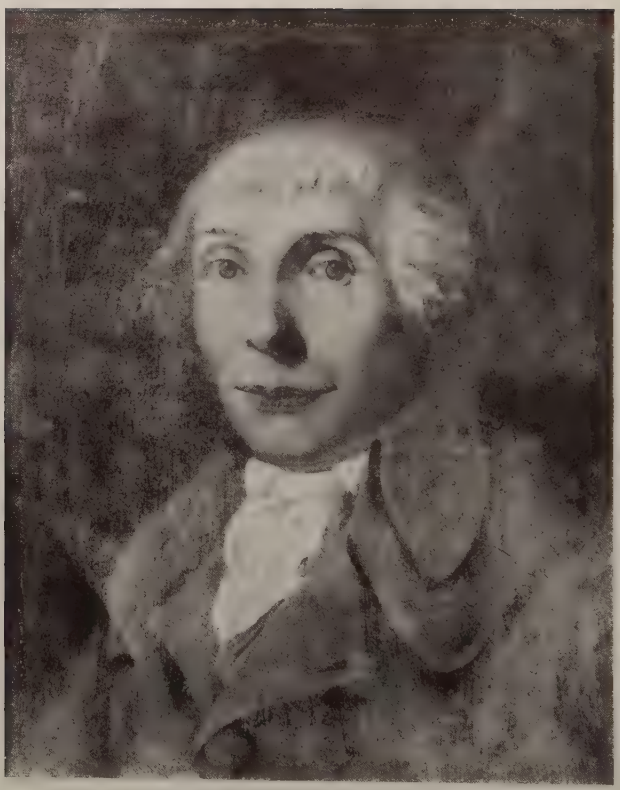
In Ostia entsprach die Schenke sehr wenig dem berühmten Namen des Ortes; noch viel ärmlicher zeigten sich dann die Fischerhütten bei Fiumicino, dem Ziele des Rittes. Es waren Ständer oder Balkengerüste, die von Schilf und dunkelm Gestrüpp wie mit einem übergeworfenen Mantel bedeckt waren: kein Fenster, kein Schornstein; der Eingang stellte die einzige Öffnung vor. Nahe lag der nun verschlammte Hafen, den einst Kaiser Trajan angelegt hatte; Fiumicino war jetzt der einzige Ort an dem noch schiffbaren der beiden Arme

[1]) Dies nach Ludwig Richter, der mit seinen Freunden vierzig Jahre später die gleiche, sehr wenig übliche Reise machte.

Ausflug mit Goethe nach Fiumicino

Von Georg Schütz

Goethe-Nationalmuseum in Weimar



Karl Philipp Moritz

Gemalt von Schumann

Gleim-Haus in Halberstadt

der Tiber. Es war also jetzt die Niederlage von Lebensmitteln und andern Bedürfnissen, die zur See für Rom gebracht wurden; auch ward die Seefischerei ziemlich lebhaft betrieben. Unsere Deutschen wollten hier auch gerade diesen Fischfang kennen lernen und all das Seegetier anstaunen — zu geschweigen von dem Tirrhenischen Meere, das Goethe hier und heute zum ersten Male vor seinen Füßen schaute. Unter den Fischen, die sie fangen sahen oder selber fingen, beschäftigte sie der Zitterrochen am meisten, „der Elektrisierfisch", wie Goethe ihn nannte, „der, wenn man ihn anrührt, einen Schlag wie die Elektrizität gibt." Georg Schütz war heute der fleißige Maler, er zeichnete die ganze Gesellschaft: Reisende, Fischer, Meer, Strand und einen alten Turm, der mit andern solchen Türmen einst zur Bewachung der Küste diente.

Moritz als Patient. Von W. Tischbein

Es war spät, als sie Rom wieder erreichten. In der Nähe des Pantheons mochte das schon längst abgeglättete Pflaster durch einen Sprühregen heute noch schlüpfriger geworden sein: das Pferd, worauf Moritz saß, glitt aus und stürzte; der Reiter brach den Arm.

Goethe und die andern Freunde führten ihn zu seiner Wohnung in der Straße Babuino; ein Wundarzt ward herbeigeholt, und Goethe ließ auslosen, in welcher Reihenfolge die Freunde bei dem Patienten sein sollten, um ihn zu pflegen. Er selber kam jeden Tag herein, auch wenn ein Anderer die Wache hatte.

*

Immer besser nahm er nun Besitz von Rom.

Er hatte es schon erlebt, daß Reisende nach ihm angekommen und bereits wieder abgefahren waren. Sie würden sich nun bald zu Hause rühmen, daß sie Alles gesehen haben. „Gott sei Dank", meinte unser ernsthafter Freund, „daß mir künftig keiner von diesen Zugvögeln mehr imponiert, wenn er von Rom spricht, keiner mehr die Eingeweide erregt." Ihm traten ja alle Gegenstände noch wie neue Bekanntschaften entgegen; er war über ihren eigentlichen Wert längst nicht im Klaren.

Einige reißen einen mit Gewalt an sich, daß man eine Zeit lang gleichgültig, ja ungerecht gegen andere wird. So hat zum Exempel die Fassade des Pantheons, der Apoll von Belvedere, einige Kolossalköpfe und neuerdings die Kapelle Sixtina so mein Gemüt eingenommen, daß ich darneben fast nichts mehr sehe. Ihr kennt mich und könnt leicht denken, daß ich ein Jahr und länger brauchte, um so wenige, aber so große Gegenstände in meinem Gemüt zurecht zu stellen. Nun kommt aber noch eine ungeheure Menge trefflicher Werke, die sich von allen Seiten zudrängt . . .

Gerade diese überreiche Fülle ließ ihn das weiseste Verfahren wählen: die willenlose Hingebung.

Ich lasse mir nur Alles entgegen kommen und zwinge mich nicht, Dies oder Jenes in dem Gegenstande zu finden.

Wie ich die Natur betrachtet, betracht' ich nun die Kunst. Ich gewinne, wornach ich so lang gestrebt, auch einen voll-

Tempel der Minerva Medici. Von G. Vasi

Grabmal der Cecilia an der Via Appia vor dem Tore S. Sebastiano. Von G. Vasi

ständigen Begriff von dem Höchsten, was Menschen gemacht haben, und meine Seele bildet sich auch von dieser Seite mehr aus und sieht in ein freieres Feld.

Freilich hinderte ihn diese Unbefangenheit nicht, sich noch immer mehr den Alten anzuvertrauen und fleißig in ihre Schule zu gehen. Jetzt gerade ergriff ihn eine Liebe zu antiken Kolossalköpfen, zu der Juno im Garten Ludovisi, zu einer Meduſa-Maske im Palast Rondanini, zum Zeus von Otricoli. Und das Wohlgefallen an den großen Ruinen wuchs noch.

Wasserleitungen, Bäder, Theater, Amphitheater, Rennbahn, Tempel! Und dann die Paläste der Kaiser, die Gräber der Großen! Mit diesen Bildern hab' ich meinen Geist genährt und gestärkt. Ich lese den Vitruv, daß der Geist der Zeit mich anwehe, wo Das alles erst aus der Erde stieg. Ich habe den Palladio, der zu seiner Zeit noch Vieles ganzer sah, maß und mit seinem großen Verstand in Zeichnungen herstellte.[1]) Und so steigt der alte Phönix Rom wie ein Geist aus seinem Grabe.

*

Als er seiner fernen Freundin wieder einmal von diesen Dingen erzählte, schrieb er weiter: „Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immerfort." Das war ja das Beste hier, daß er sich selber wachsen, erstarken und gesunden fühlte. Seine Schwächen und Krankheiten fielen wie Schuppen von ihm ab. Er konnte den Freunden daheim, die seine alte Unruhe kannten, versichern, daß er nun wirklich ein Glücklicher sei. Nun könne er doch einmal schwimmen, statt immer nur zu waten, drückte er es bildlich aus. Nun habe er auf Lebenszeit Ruhe vor den römischen Gespenstern, versicherte er dem treuen Diener

[1]) Das vierte Buch des Palladio ist eine genaue baumeisterliche Darstellung der alten Tempel zu Rom.

Seidel, der es am besten wußte, wie oft Goethes Sehnsucht sich dies Ziel: Italien und Rom erwählt hatte. Und an Herder schrieb er:

Ich habe endlich das Ziel meiner Wünsche erreicht und lebe hier mit einer Klarheit und Ruhe, die Ihr Euch denkt, weil Ihr mich kennt. Meine Übung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und zu lesen — meine Treue, das Auge licht sein zu lassen — meine völlige Entäußerung von aller Prätention machen mich hier höchst im Stillen glücklich.

*

Aber wie hieß es in jenem Morgengesange, den er jetzt an die Spitze aller seiner Gedichte zu setzen gedachte?

Für Andre wächst in mir das edle Gut;
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Im eigentlichen Wortsinne hätte jetzt Goethe gern allen seinen Freunden den Weg nach Rom und alle Wege in Rom gezeigt; selbst eine Möglichkeit, daß er die geliebte Charlotte hier herum führen könnte, suchte er sich öfters einzubilden. Daß er mit seinem Herzoge bald wieder kommen und als dessen Cicerone sich nützlich machen wolle, sprach er zu seinen Bekannten aus. Aber freilich waren jene Verse mehr bildlich zu verstehen. Er ging nie auf eine bloß eigennützige Bereicherung aus, sondern wollte immer mit seinen Nächsten, seinen Zuhörern und Lesern teilen, soviel man geistigen Besitz teilen kann.

Ich erinnere mich noch wohl, wie einem alle Menschen bis zur Verzweiflung imponieren, die aus Italien kommen.

Ich will Euch keine Schmerzen, sondern Freuden, keine dunkle, sondern klare Begriffe mitbringen, Euch nicht nur sagen: „Ich hab' es gesehn", sondern es Euch sehen machen.

Noch Besseres versprach er: er werde als ein neuer Mensch zurückkommen und seinen Freunden zu größerer Freude leben. „Laß Dich's nicht verdrießen" bat er Charlotten, „daß Dein Geliebter in die Ferne gegangen ist: er wird Dir besser und glücklicher wiedergegeben werden ... Hier kommt man in eine gar große Schule." Und zu Herders sagte er: was ihn hier am tiefsten freue, sei die Wirkung, die er schon jetzt in seiner Seele gewahr werde.

Es ist eine innere Solidität, mit der der Geist gleichsam gestempelt wird: Ernst ohne Trockenheit und ein gesetztes Wesen mit Freude. Ich denke die gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben zu fühlen.

Wenn man so eine Existenz ansieht, die zweitausend Jahr und drüber alt ist: durch die Wechsel der Zeiten so mannichfaltig und von Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters: so wird man ein Mitgenosse der großen Ratschläge des Schicksals. Und dann ist nichts Kleines hier (wenn auch Scheltenswertes und Abgeschmacktes). Alles hat teil an der Großheit des Ganzen genommen ...

Ich bin fleißig und bin nicht hier, um nur nach meiner Art zu genießen. Ich will lernen und mich ausbilden, eh' ich vierzig Jahr alt werde.

In den ersten Tagen des Dezembers sandte er einen Brief an alle weimarischen Freunde und einen andern für Charlotten allein. „Ob ich gleich noch immer Derselbe bin" sagte er dem größeren — aber immer noch kleinen — Kreise, „so mein' ich bis auf's

innerste Knochenmark verändert zu sein." Der Geliebten aber versicherte er:

Was ich nur irgend mir eigen machen kann, faß' ich und ergreif' ich und bring' ich Dir mit. Auch wirst Du den Deinigen, wenn er zurückkommt, noch mehr lieben, denn (will's Gott) wird er einige Fehler ablegen, mit denen Du unzufrieden warst.

Nie hab' ich so lebhaft gefühlt als hier, daß der Mensch, der das Gute will, ebenso tätig, fast auf dieselbe Art tätig sein müsse als der Eigennützige, der Kleine, der Böse.

Nur schwer, schwer ist die Erkenntnis! Wir haben über diesen Punkt so oft gesprochen . . .

Es ist ein Widerspruch in solchen Erklärungen. Goethe wollte für Andere nützlicher und angenehmer werden, war aber gerade diesen Anderen, seinen Nächsten, entflohen. Er wollte also eine Zeit lang außer dem Wasser schwimmen. Nun ist aber eine Reise, ein Aufenthalt in der Fremde, an sich selbstsüchtig oder zur Selbstsucht erziehend. Die Mißstände, Schlechtigkeiten, Nöte, Unglücksfälle in einem Lande, das wir nur durcheilen: was gehen sie uns an? Wir können sie nicht ändern. Der Reisende sorgt, wie er am Leben bleibt, vorwärts kommt, seinen Tag ausbeutet und genießt! Vielleicht erweckt der Anblick einer musterhaften Gemeinschaft, einer wohlverwalteten Stadt, eines weise regierten Staates auch in uns Zuschauern den Trieb, Dergleichen in unserer Heimat gleichfalls zu begründen, wenn wir wieder daheim sein werden. Aber wir wissen schon: Rom war keine Schule des Gemeinsinns; hier lebte Niemand um des Ganzen willen; auch die vortrefflichsten Römer hätten es für Torheit gehalten, sich so aufzuopfern, wie Goethe es in den letzten zehn Jahren

daheim getan. Wenn Goethe sein jetziges Wohlergehen betrachtete, sah er sich als einen freien, einzelnen, an den Mitmenschen vorbei gehenden Mann. Gewiß, jetzt war seine Lage die glücklichste.

Und sie wird es sein, sobald ich an mich allein denke, wenn ich Das, was ich so lang für meine Pflicht gehalten, aus meinem Gemüte verbanne und mich recht überzeuge: daß der Mensch das Gute, das ihm widerfährt, wie einen glücklichen Raub dahinnehmen und sich weder um Rechts noch Links, viel weniger um das Glück und Unglück eines Ganzen bekümmern soll. Wenn man zu dieser Gemütsart geleitet werden kann, so ist es gewiß in Italien, besonders in Rom. Hier, wo in einem zusammensinkenden Staate Jeder für den Augenblick leben, Jeder sich bereichern, Jeder aus Trümmern sich wieder ein Häuschen bauen will und muß.

In einen Brief an Frau v. Stein schrieb er diese Zeilen hinein. Sie hatte ihn einst ihren Heiligen genannt: hatte er sich denn jetzt zum Egoisten bekehrt?

Man konnte es freilich auch läßlicher und freundlicher nehmen. Wer verlangt von Kindern und jungen Leuten jenen Gemeinsinn, der als eine Form von erweiterter Väterlichkeit und Mütterlichkeit in vielen Erwachsenen von selbst entsteht? Goethe war eben noch einmal Student geworden. „Ich zähle eine Wiedergeburt von dem Tage an, da ich Rom betrat“: so schrieb er an den Herzog von Gotha. „Ich lebe eine neue Jugend, der ich mich immer mit den größten Freuden erinnern werde.“

Achtes Kapitel

Die ferne Geliebte

Jahreswende 1786/87

Nach Frankfurt gelangte ein Brief, wenn es gut ging, schon in elf Tagen; also vernahm Goethe von seiner Mutter auch das erste Echo. „Lieber Sohn“ schrieb sie, „eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können als Dein Brief aus Rom.“

Jubelieren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. Einen Menschen, wie Du bist, mit Deinen Kenntnissen, mit dem reinen großen Blick vor Alles, was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reise auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen, und nicht allein Dich, sondern Alle, die das Glück haben, in Deinem Wirkungskreis zu leben. Ewig werden mir die Worte der seligen Klettenbergen im Gedächtnis bleiben: „Wenn Dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit als Andere, die von Paris und London zurückkommen.“

Nun wartete er mit freudiger Spannung auf ebensolche Freudezeichen aus Weimar. „Nachricht, daß es meinen Freunden wohl gehe, ist das Einzige, was mir hier fehlt“: so schrieb er im Anfang Dezembers an das

Herderſche Paar. Schon im voraus wärmte er ſich an den Liebesgrüßen Charlottens, der er ja auch beſtändig in dieſen Wochen gedacht und für die er ſo viele Seiten mit Berichten und Bekenntniſſen angefüllt hatte. Etwas über einen Monat mußte man für das Hin und Her zwiſchen Rom und Weimar rechnen. In den erſten Tagen des Dezembers wuchs alſo die Erwartung und Hoffnung auf's höchſte. Am 9ten Dezember beſuchte

Casino der Villa Ludovisi. Von G. Vasi

er die Villa Ludoviſi und ſah zum erſten Male jenen koloſſalen Juno-Kopf, von dem ſchon die Rede war; abends bei der Lampe ſetzte er ſich hin zur Berichterſtattung an Diejenige, die ihm von allen Weſen das Liebſte war; da brachte Tiſchbein den erſten Brief aus Weimar herein. Philipp Seidel und Herders hatten ausführlich geſchrieben; der Herzog noch nicht; von Charlotten fand ſich nur ein kleines Zettelchen, und als Goethe dieſe wenigen Zeilen las, war es ihm, als ſtürz er plötzlich von lichter Felſenhöhe hinunter in einen dunkeln Schlund.

Auf dem Zettel stand, daß Charlotte nicht willens sei, ihm zu schreiben, daß sie vielmehr ihre früheren Briefe — wo waren sie denn? — von ihm zurückbegehre.

Was war geschehen? Nichts! Eben darum hatte die Phantasie freien Lauf gehabt. Charlotte hatte, nachdem der Freund ihr seine Abreise aus Karlsbad gemeldet, von Woche zu Woche auf Nachricht von Goethe gewartet, schließlich von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde. Ihre Sorge wuchs zur Angst. War ihm ein Unglück zugestoßen? Würde sie den Geliebten niemals wieder sehen?

Sie war seit zehn Jahren seine Vertraute gewesen, seine Stellvertreterin vor den Leuten, seine Schlüsselbewahrerin. Daß er ihr diesmal das Ziel seiner Reise nicht nannte, konnte sie nicht sogleich beunruhigen; sie kannte seine Grille, seine Überzeugung, seinen Aberglauben oder wie man es nennen wollte, daß man ein ungewöhnliches Vorhaben geheim halten müsse, um die Verhinderungen nicht aufzuwecken. Sie war auch daran gewöhnt, daß seine leidige Schweigsamkeit sich bis auf recht unwichtige Dinge erstreckte. Warum hätte sie an seiner Liebe zweifeln sollen? Er war in Schneeberg ganz als ihr alter treuer Goethe von ihr geschieden. Nachher hatte er geschrieben, daß er ihr Ende September ein Röllchen Zeichnungen von seiner Reise schicken und sie wissen lassen werde, wohin sie ihm schreiben könne. Wie gesagt, sie war im Anfang ruhig genug. Sie glaubte ihn in den böhmischen oder benachbarten Gebirgen, seinen geliebten Naturforschungen hingegeben, und rechnete auf ein Ausbleiben von sechs Wochen. In der Mitte Oktober aber ward das Er-

warten zur Pein. Die Freunde fragten sie, wo Goethe sei, und wunderten sich, daß sie keinen Bescheid geben konnte. Niemand in Weimar kannte seinen Aufenthalt, denn Philipp Seidel log, wenn er gefragt wurde. Selbst der Herzog konnte nicht sagen, wo sein Freund und Geheimer Rat sich aufhalte. Charlotte ließ nun ihren Fritz bei der Mutter in Frankfurt anfragen; aber von da kam auch keine Erleuchtung. Frau v. Stein kränkelte und ward jetzt ernstlich krank; der Körper litt von der Seele aus. Hatten Räuber im einsamen Waldgebirge ihren liebsten Freund ermordet? Diesen großen Geist zerstört, um eine Uhr und ein paar Goldstücke zu erbeuten? Oder aber: schwieg Goethe vorsätzlich? Hatte er Vorwürfe gegen sie, die er nicht aussprechen mochte? War diese heimliche Reise seine Art, sich von ihr abzulösen? War seine Schweigsamkeit jetzt ins Handeln übersetzt? Glaublich war es nicht, aber das verängstigte Frauenherz fürchtet auch das Unglaubliche.

Wir wissen, daß Goethe ihr überaus fleißig geschrieben hatte, aber sie wußte es nicht. Goethe war mit der Absendung seines Tagebuches ungeschickt verfahren; es kam noch später nach Weimar, als er gewollt, und Seidel war gleichfalls ungeschickt gewesen und hatte die erhaltenen Nachrichten gar zu lange zurückgehalten. Bis dann eines Tages in einem allgemeinen Briefe an die Freunde die Botschaft kam: Goethe spaziert in Rom herum und schwelgt in Kunstgenüssen! Da wandelte sich Charlottens Angst in Zorn, und das Band war plötzlich zerrissen, das diese Frau bisher an diesen Mann band. Auf eine so lange Zeit hatte er weggehen können, ohne sie in's Geheimnis zu

ziehen! Ohne gehörigen Abschied zu nehmen, ohne sich mit ihr über alles Wichtige auszusprechen! Er war in ein fremdes Land gegangen, das durch seine Räuber und Wegelagerer berüchtigt war, wo auch Unzählige den bösen Fiebern und Seuchen erlagen. Das hatte der Mann getan, der „ein Vertrauen ohne Grenzen", ein Vertrauen in sie allein, für seine Gewohnheit, sein Bedürfnis erklärt hatte, der sich nur für ein halbes Wesen ohne sie gehalten, der so oft die kleinen Trennungen beklagt und kaum einen Tag hatte leben können, ohne seinen Blick in ihre Augen zu tauchen! Jetzt brauchte er sie also nicht mehr! Er zog andre Gesellschaft vor und hatte nur nicht den Mut gehabt, es ihr zu sagen. Schon lange hatte er sie getäuscht und betrogen, denn wenn unser Nächster ein wichtiges Vorhaben vor uns geheim hält, so betrügt er uns.

Endlich war Goethe ehrlich, freilich auf eine feige Weise! Er war geflohen und schwieg sich aus: daraus mochte sie entnehmen, daß sie aus seinem Leben ausgeschieden sei.

Aber auch als Mutter fühlte sie sich beleidigt. Er hatte vor Jahren ihren Fritz aus freien Stücken zu sich genommen und den Knaben wie seinen Sohn und Erben behandelt: nun war auch der noch erziehungsbedürftige Sohn plötzlich verlassen! Als sie Das gewahr wurde, nahm Frau v. Stein ohne Zögern ihren Knaben aus Goethes Wohnung fort und in die ihrige zurück. Und sie verlangte von dem Treubrüchigen ihre Briefe: so wenig wie ihr Knabe sollten die vormaligen Ergießungen ihres Herzens der Obhut eines Dieners anvertraut sein.

*

Als Goethe von dem Schlage, der ihn so unerwartet aus der liebsten Hand getroffen, wieder zur Besinnung kam, stieg auch in ihm der Zorn hoch — aber sollte hier nicht ein Mißverständnis zu grunde liegen? Seinen Brief mußte er beendigen, denn am andern Morgen ging die Post nach Norden ab. Beides floß hinein: Vorwürfe und seine alte Liebe.

Das war also Alles, was Du einem Freunde, einem Geliebten zu sagen hattest, der sich so lange nach einem guten Worte von Dir sehnt! Der keinen Tag, ja keine Stunde gelebt hat, seit er Dich verließ, ohne an Dich zu denken!

Möge doch bald mein Packet, das ich von Venedig abschickte, ankommen und Dir ein Zeugnis geben, wie sehr ich Dich liebe.

Ihre früheren Briefe, nach denen sie fragte, hatte er mit allen andern wichtigen Schriftstücken durchaus nicht in seiner Wohnung bei Seideln gelassen, sondern wohl verpackt und versiegelt auf das fürstliche Archiv zur sorgsamsten Aufbewahrung gegeben. Also fuhr er fort:

Die Kasten auf dem Archive gehören Dein. Liebst Du mich noch ein wenig, so eröffne sie nicht eher, als bis Du Nachricht von meinem Tode hast. So lang ich lebe, laß mir die Hoffnung, sie in Deiner Gegenwart zu eröffnen.

Und schließlich noch:

Ich sage Dir nicht, wie Dein Blättchen mein Herz zerrissen hat. Lebe wohl, Du einziges Wesen, und verhärte Dein Herz nicht gegen mich!

*

In den nächsten Tagen ging er wie im halben Schlafe umher. So war ihm damals gewesen, als er den Tod seiner Schwester erfahren hatte. Er sah die

Kunstwerke, die Ruinen und sah sie nicht; denn sie hinterließen keine Eindrücke. Die Bäder des Titus, wo der Laokoon gefunden worden war — die sieben Gewölbe, die zu diesen Bädern oder vorher zu den Gärten des Nero das Wasser verschafften: hier konnte man noch Reste antiker Malerei erkennen, an denen Raffael gern gelernt hatte, die Kirche San Stefano rotondo: einst ein Tempel des Faunus oder eines andern Heidengottes — die Villa Casali, dieser Kirche gegenüber, mit antiken Statuen — die Kirche S. Gregorio Magno: hier gab es berühmte Gemälde von Annibale Caracci, Guido Reni und Domenichino. Goethe versuchte, sich zur Aufmerksamkeit zu zwingen; es gelang nicht.

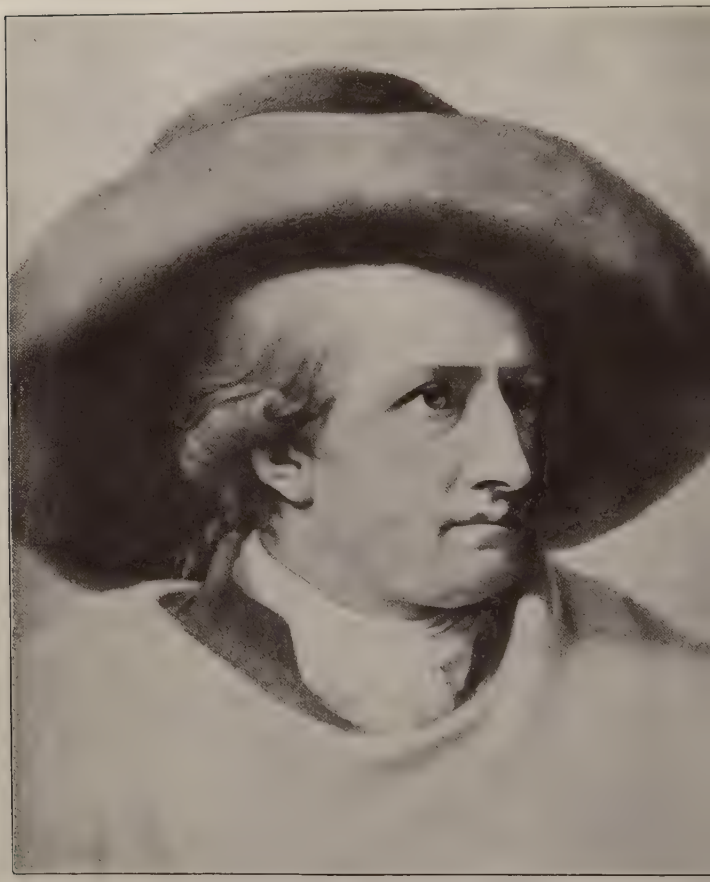
Nützlicher als alle solche Herrlichkeiten war ihm jetzt der kranke Landsmann Moritz. Dem armen Schelm ging es schlimm. Entweder war der Arm sehr ungünstig gebrochen oder der Wundarzt verstand seine Kunst schlecht, jedenfalls mußte Moritz lange Wochen eingepackt auf einem Flecke liegen und viele Schmerzen aushalten. Goethe pflegte ihn jetzt noch sorgfältiger; stundenlang redeten sie miteinander, wobei Moritz zu Goethe wie zu einem Beichtvater sprach, denn der Verfasser des ‚Anton Reiser' liebte es, seine eigene Seele unter die Lupe zu nehmen und ohne Beschönigung die einzelnen Triebe zu nennen und die daraus folgenden Handlungen herzuleiten. Goethen war es bei dieser Beichte manchmal, wie wenn er sich selbst im Spiegel sehe oder wie wenn er jetzt einen jüngeren Bruder vor sich habe, einen Menschen seiner Art, nur da vom Schicksal verwahrlost und beschädigt, wo er begünstigt

gewesen war. Ganz sonderbar berührte es ihn, als Moritz zuletzt gestand, daß er durch seine Entfernung aus Berlin eine Herzensfreundin, die Gattin eines guten Bekannten, betrübt und verletzt habe; ohne Abschied sei er fortgegangen, indem er auch sein Amt verließ und zerstörte. Von dieser Geliebten, einer geistig hochstehenden Frau, hatte er jetzt einen ersten Brief erhalten; er wagte nicht, ihn in seinem fieberhaften Zustande zu öffnen und zu lesen: ob Goethe es nicht für ihn tun und auch die vorläufige Antwort übernehmen möchte? So schrieb denn Goethe an die Bergrätin Standke in Berlin und meldete ihr den Unfall des gemeinsamen Freundes; er schrieb ebenso an ihren Gatten, an Campe in Braunschweig usw. Auch Rechnungsführer ward er für den Patienten. Die andern Deutschen blieben in der Krankenstube auch nicht aus, und als die italienischen Wirtsleute sahen, wie sehr sich die Landsleute ihres Mieters um ihn bekümmerten, da zeigten auch sie sich noch williger und liebreicher als vorher. Kurz, der viel umgetriebene Moritz, der in seinem Leben erst wenig Liebe erfahren hatte, feierte unter Schmerzen ein Fest von vierzig Tagen, denn so lange dauerte es, bis er, seiner Fesseln ledig, wieder herum gehen konnte.

Eine große Hülfe war es für Goethe aber auch, daß er in seinem Kummer einen echten Freund wie Tischbein in allernächster Nähe hatte. So einen reinen, guten und doch so klugen und ausgebildeten Menschen hatte er kaum je gekannt. Auch ihm vertraute der schweigsame Goethe nicht an, was ihm jetzt das Herz bedrückte; aber der Künstler ward wohl gewahr, daß

Goethe in Italien. Von W. Tischbein

Städelsches Institut in Frankfurt a. M.



Aus Tischbeins Goethe-Bildnis

dieser bewunderte Freund jetzt eine linde Hand brauchte. Goethe war mit der ‚Iphigenie' ziemlich fertig; er las sie eines Tages zu Hause vor, um sie zu erproben: Fast unheimlich war ihm, wie Tischbein in der alten Fabel den neuen persönlichen Kern gewahr wurde und im gequälten Orestes den weimarischen Geheimen Rat v. Goethe erkannte. Gesprochen ward nicht viel darüber; lieber redete Tischbein von dem mächtigen Bildnisse, das er von Goethe malen müsse: in ganzer Figur, Lebensgröße, sitzend oder hingelagert auf antiken Trümmern, nämlich draußen an der Via Appia in der Campagna, in weißem Mantel und großem Hute über der blonden Perücke. Auf einem Trümmerstücke sollte man Iphigenie mit Orest und Pylades erkennen. Im Hintergrunde Reste der alten Wasserleitungen und das Grabmahl der Metellustochter Cäcilia. Es war eigentlich ein allzu kühnes Vorhaben, denn ein so großes Bild war nur in Palästen unterzubringen, und wie viele Freunde des deutschen Dichters wohnten denn in Palästen? Aber Tischbein entwarf seine Skizzen und spannte auch bald die Leinwand auf. Zeit durfte man freilich nicht verlieren; Goethe war mit den Sehenswürdigkeiten Roms ungefähr fertig; er wollte nun, mit Beginn des neuen Jahres, eine Reise nach Neapel tun, um namentlich den Vesuv zu sehen, der in den letzten Wochen wieder recht lebendig und unterhaltsam geworden war. Zu Ostern wollte er schon wieder in Rom sein und dann über Florenz und Mailand heimwärts ziehen: in die Schweiz zur Barbara Schultheß und zum guten Musikus Christoph Kayser, dann nach Emmendingen zu Schlossers, nach Frankfurt zur

Mutter und schließlich, im Monat August, zu den Freunden in Weimar.

Würde er dann auch zur allerbesten Freundin zurück finden?

Vier Tage, nachdem er das böse Blättchen erhalten, schrieb er ihr wieder:

Könnte ich doch, meine Geliebteste, jedes gute, wahre, süße Wort der Liebe und Freundschaft auf dieses Blatt fassen, Dir sagen und versichern, daß ich Dir nah, ganz nah bin und daß ich mich nur um Deinetwillen des Daseins freue. Dein Zettelchen hat mich geschmerzt, aber am meisten dadrum, daß ich Dir Schmerzen verursacht habe. Du willst mir schweigen? Du willst die Zeugnisse Deiner Liebe zurücknehmen? Das kannst Du nicht, ohne viel zu leiden, und ich bin schuld daran.

Doch vielleicht ist ein Brief von Dir unterwegs, der mich aufrichtet und tröstet. Vielleicht ist mein Tagebuch angekommen und hat Dich zur guten Stunde erfreut. Ich fahre fort, Dir zu schreiben, Dir das Merkwürdigste zu melden und Dich meiner Liebe zu versichern.

Das Warten ist allemal ein anstrengendes Geschäft. Goethe wartete jetzt auf die wenigen Posten, die Briefe aus den deutschen Landen bringen konnten. Auch vom Herzog kam nichts: sollte er etwa auch beleidigt sein? Charlotte mußte sein Packet aus Venedig doch längst bekommen haben, obwohl er den Fehler begangen, es der langsameren Fahrpost zu übergeben. In Rom hatte er den zweiten Fehler gemacht, seinen für sie allein bestimmten Brief erst zwölf Tage nach seiner Ankunft abzusenden: darauf konnte ihre Antwort am 13ten Dezember hier sein. Aber am 20sten harrte er noch vergeblich.

Noch ist kein Brief von Dir angekommen, und es wird mir immer wahrscheinlicher, daß Du vorsätzlich schweigst. Ich will auch Das tragen und will denken: hab' ich doch das Beispiel gegeben! Hab' ich sie doch schweigen gelehrt! Und es ist das Erste nicht, was ich zu meinem Schaden lehre.

*

Endlich am 23sten Dezember hatte er einen Brief. Vorwürfe, Klagen, aber auch die Aufklärung, daß Charlotte weder die Tagebücher noch sonst ein Zeichen von ihm erhalten hatte. Jetzt erst ward ihm sein Ungeschick, sein Unrecht ganz deutlich. Abends bekam er diese Post, und sogleich antwortete er:

Laß mich nur noch für Deinen Brief danken! Laß mich einen Augenblick vergessen, was er Schmerzliches enthält! Meine Liebe! Meine Liebe! Ich bitte Dich nur fußfällig, flehentlich: erleichtere mir meine Rückkehr zu Dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe! Verzeih' mir großmütig, was ich gegen Dich gefehlt, und richte mich auf! Sage mir oft und viel, wie Du lebst, daß Du wohl bist, daß Du mich liebst!

In meinem nächsten Briefe will ich Dir meinen Reiseplan schreiben, was ich mir vorgenommen habe und wozu der Himmel sein Gedeihen gebe. Nur bitt' ich Dich: sieh mich nicht von Dir geschieden an! Nichts in der Welt kann mir ersetzen, was ich an Dir, was ich an meinen Verhältnissen dort verlöre. Möge ich doch Kraft, alles Widrige männlicher zu tragen, mitbringen!

Eröffne die Kasten nicht, ich bitte, und sei ohne Sorgen. Grüße Stein und Ernst. Fritzen danke ich für seinen Brief; er soll mir oft schreiben. Ich habe schon für ihn zu sammeln angefangen; er soll haben, was er verlangt, und mehr, als er verlangt.

Daß Du krank, durch meine Schuld krank warst, engt mir das Herz so zusammen, daß ich Dir's nicht ausdrücke.

Verzeih mir: ich kämpfte selbst mit Tod und Leben, und keine Zunge spricht aus, was in mir vorging. Dieser Sturz hat mich zu mir selbst gebracht. Meine Liebe! Meine Liebe!

Er erkannte seine Schuld: er hatte sich wieder einmal, wie in jüngeren Jahren, von seinem eigenen Drange — früher: Genius genannt — treiben lassen, ohne an die Folgen zu denken, nämlich an die Mitmenschen, die von seinen Handlungen mitbetroffen wurden. Er hatte eine vollkommene Freiheit beansprucht, aber kein Mensch darf frei sein wollen, der mit Andern in einen Bund getreten ist. Gegen seine Nächsten ist Jeder zur Offenheit verpflichtet; er muß das Seine tun, daß sie ihn verstehen können. Dem Herzoge war er doch auch mehr Aufrichtigkeit schuldig gewesen als seine allgemeinen Andeutungen. Kein Zweifel: auch Karl August war von ihm gekränkt worden. Goethe zauderte nicht, sich als büßender Sünder zunächst vor Frau v. Stein zu demütigen, und gelobte sich, das Recht seiner weimarischen Freunde und besonders der Herzensfreundin Recht auf ihn von nun an heilig zu achten. „In Leben und Tod der Deine“ schloß er seinen Brief.

Nun konnte er wieder Hoffnung fassen, und Weihnachten war kein gar zu trauriges Fest. Freilich die Fabel vom Jesuskinde, mit der hier in den Kirchen, wie auch in der ganzen christlichen Kunst gespielt wurde, ließ ihn kalt; die Gaukelei der Priester, das ganze katholische Wesen: ihm dünkte es nur ein mittelmäßiges Theater für die „Vögel“, die sich gern betrügen lassen. Er fuhr mit seinen Freunden in der Nacht zum ersten Weihnachtsmorgen zu verschiedenen Kirchen. In Sankt Apollinaris erklang Musik. Der ungeheure Petersdom

war nur mit wenigen Kerzen, Lampen und Fackeln erleuchtet, so daß er mit seinen Halbschatten und tiefdunkeln Teilen ein ganz neues Bild bot. Nur eine Seitenkapelle erstrahlte in reichem Lichterglanz: dort sangen die Chorherren die Frühmesse. In Santa Maria maggiore war die große Kirchenhalle sehr schön erleuchtet; sie besaßen dort einige Stücke von der echten Krippe Christi, und es zog eine Prozession umher, wobei ein silbernes Jesuskind auf einer silbernen, sehr verzierten Wiege zur Schau getragen wurde.

Am Vormittage hielt dann der Papst selber in Sankt Peter das Hochamt, und die Kardinäle ministrierten ihm. Es waren wohl zweitausend Menschen in der Kirche beisammen, aber da sie alle um den Hochaltar standen, bemerkte man sie kaum, wenn man eben in das Gebäude hineintrat. Bei weiterer Annäherung war das Schauspiel großartig genug, nur wartete Goethe vergeblich auf den Eindruck des Erhabenen.

*

Nun ging das Jahr zu Ende: da war es für unsern Dichter eine Freude, daß auch seine ‚Iphigenie', die er einen so weiten Weg mit sich getragen hatte, endlich fertig und vollendet wurde. Zwei saubere Abschriften, die ihm ein Schweizer gemacht hatte, lagen auf seinem Tische. Und schon wußten auch die römischen Poeten von seinem Werke Bescheid und forderten, daß es übersetzt und aufgeführt werde. Sie kamen auch und wollten ihm ihre eigenen Sachen vorlesen und wollten den bewunderungswürdigen deutschen Dichter in ihre Gesellschaften ziehen und bei ihren vor-

nehmen Gönnern einführen. „Aber es ist hier wie allenthalben," schrieb Goethe an Herder, „und Alles, was hier geschehen könnte, ennuyiert mich schon im voraus."

Man muß sich zu einer Partei schlagen, ihre Leidenschaften und Kabalen mit verfechten helfen, die Künstler und Dilettanten loben, den Großen schmeicheln. Und Das sollte ich hier, da ich's zu Hause nicht mag? Und ohne Zweck?

Zufrieden blickte er am Jahresschlusse auf seinen Gewinn im Gebiete der bildenden Künste. Er hatte sich zu ihnen verhalten wie vorher zu den Werken der schaffenden Natur. Das heißt: er war als ein Schauender herumgegangen, als ein wandelndes Auge, und hatte eine Fülle von Wirklichkeiten in seiner Seele versammelt. Nun tat er gut, eine Weile die Augen zu schließen: in seinem Innern mußte es gären und sich klären. Er kannte als seine besondere Geistesgabe das Ergreifen von Ähnlichkeiten an Dingen, die irgendwie sehr entfernt von einander liegen; dadurch gewann er als Dichter und überhaupt als redender und schreibender Mensch seine sehr glücklichen „Bilder" und Gleichnisse, und dadurch wurde er in den Wissenschaften ein Entdecker. Viel half ihm auch seine Fähigkeit, sich aller Vorurteile und Absichten zu entäußern, also seine Reinheit des Schauens; nur ein leitendes Bestreben ließ er gelten: das Entstehen der Dinge zu erforschen und die heutigen Zustände aus ihrer Vorgeschichte zu erklären. Er zweifelte nicht, daß er auf seine Weise in der Geschichte der Kunst, in der Erkenntnis der Schönheitsgesetze, bald eine Führung übernehmen könne, ohne soviel Gelehrsamkeit anzuhäufen, wie manche An-

dere brauchen, um mitreden zu dürfen. Daheim hatte er bisher seine Gänge in drei Wissenschaften hineingegraben: Erdbau- und Gesteinskunde, Botanik und Zoologie, denn die höchst schwankende Meteorologie durfte man wohl so wenig mitzählen wie die früher beliebte Physiognomik; jetzt war er im Begriff, die Baukunst, Plastik und Malerei ebenso ergreifend wie begreifend sich anzueignen. Zuweilen schien es ihm, als dürfte gerade er Winckelmanns Werk fortsetzen. „Hätte ich Zeit, ich könnte Euch große Schätze zurückbringen" schrieb er in diesem Sinne an Herder.

Denn ach Winckelmann! Wieviel hat er getan und wieviel hat er uns zu wünschen übrig gelassen! Du kennst mich Hypothesen-Auflöser und Hypothesen-Macher. Er hat mit denen Materialien, die er hatte, geschwind gebaut, um unter Dach zu kommen. Lebte er noch — und er könnte noch frisch und gesund sein — so wäre er der Erste, der uns eine neue Ausarbeitung seines Werks gäbe. Was hätte er nicht noch beobachtet, was berichtigt, was benutzt, das nach seinen Grundsätzen getan und beobachtet, was neuerdings ausgegraben worden. Und dann wäre der Kardinal Albani tot, dem zu Liebe er Manches geschrieben und, was mir noch schlimmer deucht, Manches verschwiegen. Ich Wandrer raffe auf, was ich kann. Wie anders sehe ich gegen die erste Zeit! Was würde es in Jahren sein!

Von Winckelmann lernte er immer noch die verschiedenen Stile der Völker und die Epochen dieser Stile zu unterscheiden; aber er glaubte an einigen Stellen die Stilkunde schon erweitern zu können. Sodann wandte er seine alte physiognomische Übung jetzt gegen alle die steinernen Götter und Heroen. Die alten Künstler hatten sicherlich in der Gestaltung der Eigenschaften Wunderbares geleistet: es galt also, die

Regeln zu entdecken, wonach sie das Innere als ein anschauliches Äußere zum Ausdruck brachten. Wer diese Gesetze kennte, dürfte es ohne viel Lehrzeit wagen, selber einen Achilles, eine Minerva zu gestalten! Ach, warum plagte sich Goethe mit solchen Grübeleien! War es sein Schicksal, daß sich sein Genießen immer in ein Bemühen verwandelte?

Doch nein, sein Forschen war ja freudenreich. Wenn er des Morgens die Augen öffnete, verweilte sein Auge auf drei Juno-Köpfen, die er nun in seiner Stube neben einander stehen hatte. Immer wieder verglich er sie: aus solchem halb träumenden Anschauen entspringen die Erkenntnisse; wenigstens bei Sonntagskindern.

*

Am vorletzten Tage des Jahres hatte er wieder Post aus Weimar: noch nichts vom Herzog, wohl aber von Herder, Knebel und Charlotten. Diese hatte seine Tagebücher, den vorzüglichen Kaffee und manches Andere noch immer nicht erhalten, denn Seidel bildete sich ein, daß er alles Angekommene noch zurückhalten müsse. Aber Frau v. Stein schrieb doch nun, da ihr Zorn wieder zu Schmerz aufgelöst war, jede Woche. Noch einmal kniete er vor ihr nieder, als er ihren Brief vom 18ten Dezember bekam:

Ich kann zu den Schmerzen, die ich Dir verursacht, nichts sagen als: Vergieb! Ich verstocke mein Herz nicht und bin bereit, Alles dahin zu geben, um gesund zu werden: für mich und die Meinigen. Vor allen Dingen soll ein ganz reines Vertrauen, eine immer gleiche Offenheit mich auf's neue mit Dir verbinden. . . .

Schon habe ich viel in meinem Innren gewonnen. Schon habe ich viele Ideen, auf die ich fest hielt, die mich und Andre unglücklich machten, hingegeben und bin um vieles freier. Täglich werf' ich eine neue Schale ab und hoffe als ein Mensch wiederzukehren. Hilf mir aber nun auch und komme mir mit Deiner Liebe entgegen, schreibe mir wieder von Deinem Schreibtische und gedenke göttlich des Vergangenen nicht, wenn Du Dich auch dessen erinnerst. Ich habe in der Welt nichts zu suchen als das Gefundne: nur daß ich's genießen lerne. Das ist Alles, warum ich mich hier noch mehr hämmern und bearbeiten lasse.

Sehr bald ward auch das Schweigen des Herzogs zugleich gebrochen und aufgeklärt. Karl August verdachte es seinem Freunde und Geheimen Rate gar nicht, daß er sich im schönen Land Italien ergötzte; er hatte nur nicht schreiben können, weil er in Berlin, wo er die militärischen Ubungen mitmachte, vom Pferde gestürzt war, sich den Kopf verletzt und beinahe den Hals gebrochen hatte. In Weimar rief dieser neue Unfall mehr Arger als Mitleid hervor, und so auch bei Goethen: weshalb auch begab sich der Herzog immer wieder in Lebensgefahren, statt zu Hause als Landesherr seine Schuldigkeit zu tun! „Ich fürchte, er endigt noch so," antwortete Goethe auf Charlottens Nachrichten. „Wollte Gott, er könnte sich auch einmal von diesen unglücklichen Ideen rein baden und waschen und sich und den Seinigen wiedergegeben werden!"

Ubrigens schrieb der Herzog, daß er nach seiner Heilung nur rasch in Weimar vorsprechen und dann nach Karlsruhe und dem Oberrhein reisen wolle. Einige glaubten, er würde weiter nach Italien gehen. Goethe aber wußte, daß es sich jetzt um jene deutsche

Politik handelte, die man in Wien als eine preußische Politik verdächtigte: als deren Betreiber bei seinen Mitfürsten kannte man in Wien den unruhigen Herzog von Weimar sehr wohl. Folglich ließ man ihn und die Seinen bewachen, und als es dem Fürsten Kaunitz bekannt wurde, Karl Augusts Freund Goethe sei in Italien unter falschem Namen aufgetaucht, da war kein Zweifel: dieser Müller oder Miller hatte einen geheimen Auftrag an den Papst, in Sachen Kurmainz vermutlich. Der österreichische Gesandte in Rom bekam also Weisung, den v. Goethe, alias Müller, zu überwachen und ausforschen zu lassen. Und bald plauderte ein Sekretär des Gesandten als guter Freund im Kaffeehause mit Goethe und holte ihn aus. Politisches kam aber weiter nichts zu tage, als daß Goethe über die römische Pfaffenwirtschaft ebenso urteilte, wie jeder brave Mann.

*

Den Papst sah Goethe freilich merkwürdig oft. Bald nach Weihnachten ging er mit Tischbein in Sankt Peter herum, die Säulen und Denkmäler auf ihre Gesteinsart betrachtend. Als sie gerade einen schön gezeichneten Alabaster bewunderten, flüsterte Goethe in Tischbeins Ohr: „Da ist der Papst!“ Ihro Heiligkeit knieten wirklich in einem langen weißen Gewande mit roter Schnur an einem Pfeiler und beteten. Die Monsignores vom Gefolge, von denen einer den roten goldbesetzten Hut des Papstes hielt, standen mit ihren Brevieren nicht weit davon und plauderten leise; die Leute aber, die die Kirche zu reinigen hatten, machten ganz besonderen Lärm, damit der heilige Vater ihren Fleiß

bemerken sollte, denn, als er sich erhoben und entfernt hatte, feierten sie sogleich wieder.

Auch eine Messe nach griechischem Ritus sah Goethe jetzt; es war am Dreikönigstage, und er kam durch Zufall ins Sanktuarium zu stehen, so daß er das Spiel von innen beobachtete. Die Zeremonien schienen ihm theatralischer, pedantischer, nachdenklicher und doch populärer als die lateinischen. Das Ganze mochte recht schön sein, aber er selber war auch für dies heilige Brimborium verdorben; es ging ihm hier, wie gewöhnlich in der großen Oper: es floß von ihm ab wie Wasser von einem Wachstuche. Um wieviel tiefer drangen doch die Gestalten der Natur in seine Seele! Oder solche antiken Werke, die wie eine höhere Natur ihn berührten, etwa die vielgeliebte Juno Ludovisi!

Nach diesem griechisch-katholischen Hokuspokus gingen sie an jenem Tage zur Propaganda. So nannte man einen Palast an der Spanischen Treppe, wo die Congregatio de propaganda fide, die große Missionsanstalt der römischen Kirche, ihren Sitz hatte. Hier wurden heute die Weisen aus dem Morgenlande mit einem Festaktus gefeiert. Zuerst gab es eine lateinische Rede über die Frage, an welchem Orte Maria die drei Magos empfangen habe, im Stalle oder wo sonst? Dann folgten einige lateinische Gedichte, und danach traten etwa dreißig fremdbürtige Seminaristen, die hier zu Missionaren ausgebildet wurden, auf, um in ihren Muttersprachen kleine Gedichte herzusagen. Goethe schrieb sich auf, welche Sprachen angekündigt wurden, so weit er es verstehen konnte: Malabarisch, Epirotisch, Türkisch, Moldauisch, Elenisch, Persisch, Kolchisch, He-

bräisch, Arabisch, Syrisch, Koptisch, Sarazenisch, Armenisch, Hybernisch, Madagaskarisch, Isländisch, Boisch, Egyptisch, Griechisch, Isaurisch, Athiopisch usw. Das Auditorium lachte unbändig über diese sonderbaren Klänge, die seltsamen Sprach- und Vortragsweisen; man erzählte sich wohl auch die Geschichte von neuem, daß hier einmal so ein schwarzer oder gelber Seminarist gegen die zuhörenden Kardinäle recht eindringlich gnaja! gnaja! gnaja! gerufen habe, was ganz so klang wie canaille! canaille! „Der kennt uns doch!" habe da der witzige Albani, Winckelmanns Freund, zu den andern hohen Würdenträgern geflüstert.

Goethe hatte aber neben dem Vergnügen auch ernstere Gedanken. Wo in aller Welt gab es wieder solch eine Versammlung aller Völker? Was hätte hier ein deutscher Gelehrter von Herders Art erforschen können! Und wie gingen von hier aus die Fäden in alle Lande! Auch diese Anstalt wurde unter dem lottrigen päpstlichen Regimente längst nicht Das, was sie sein konnte; immerhin vermochte ihre Druckerei Schriften in vierzig Sprachen herzustellen, und Goethe erlebte selbst einen Fall, wo er von den weiten Armen der Propaganda Vorteil zog. Eine Hauptfrage bei den Resten der antiken Plastik war es doch, was altgriechischen Ursprungs sei. Und die Antwort lag nahe: sicherlich jede Arbeit aus parischem Marmor. Aber wie konnte etwa ein Goethe die Gesteinsarten einer der Zykladen-Inseln kennen lernen? Ein Geistlicher, den der Gegenstand gleichfalls gereizt hatte, wandte sich an den Kardinal Borgia, der der Propaganda vorstand, und nach einer Weile bekam er alle Sorten Marmor, die man

in Paros brach. Goethe sah sie bei dem Steinschleifer, der sie für jenen Geistlichen zurechtmachte, und beeilte sich, dem Manne die übrig bleibenden Splitter abzukaufen. Um dieselbe Zeit bekam er ebenso billig ein eben ausgegrabenes Pröbchen antiker Kunst. Auf Trinita dei Monti, über dem Spanischen Platze, wurde ein Obelisk aufgestellt — wir kennen Pius des Sechsten Liebhaberei — und zuvor der Grund für den Unterbau ausgehoben. Goethes Perückenmacher ging vorbei und sah im Schutte eine flache Scherbe aus gebranntem Ton, worauf Figuren waren; er nahm das Ding an sich, wusch es und zeigte es seinen deutschen Kunden. Goethe ließ es ihm nicht. Es war ein handgroßes Stück, offenbar vom Rande einer großen Schüssel; die Malerei zeigte zwei Greifen an einem Opfertische.

*

Am Weihnachts-, also an ihrem Geburtstage hatte Frau v. Stein Goethes Tagebücher endlich bekommen! Eine Woche später antwortete sie ihm ausführlich und offen, liebreich und betrübt über die ganze Entwicklung ihres Freundes. Goethe schloß am 20sten Januar dieses Gespräch, das Beiden so wehe getan, mit ein paar kurzen, aber schweren Sätzen, indem er noch einmal betonte, daß diese Reise nach Italien letzten Endes unfreiwillig geschah.

Ich habe nur eine Existenz: Diese habe ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komm' ich leiblich und geistlich davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück diese Krise, so ersetz' ich Dir tausendfältig, was zu ersetzen ist.

Komm' ich um, so komm' ich um! Ich war ohnedies zu nichts mehr nütze.

Neuntes Kapitel

Die Karnevalszeit

Januar und Februar 1787

Am 13ten Januar schickte Goethe die fertige ‚Iphigenie' nach Deutschland. Nun fühlte er Mut, auch den ‚Egmont', den ‚Faust', den ‚Tasso' und andere angefangene Schauspiele, die so lange stockten, zu vollenden; noch in die jetzige Ausgabe seiner gesammelten Werke sollten sie hinein. „Ich will Nichts in Stücken geben" nahm er sich vor. Und nach dieser Arbeit wollte er auch aus dem ‚Wilhelm Meister' ein Ganzes machen.

In diesen Tagen meldete sich ein weimarischer Landsmann, der junge Kapellmeister Kranz, bei ihm; er machte auf Kosten des Herzogs und der Herzogin-Mutter eine italienische Reise, um sich musikalisch noch höher zu bilden. Goethe hatte ihn einmal zum Essen bei sich, ließ ihn auch ein kleines Konzert geben; dann eilte Kranz rasch nach Neapel weiter, denn jetzt war ja Karnevalszeit, also die Zeit der großen Oper-Aufführungen, und darin hatte Neapel viel mehr zu bieten als Rom. Goethe strebte gleichfalls nach Neapel; aber die Prachtentfaltungen auf dem „Lyrischen Theater" zogen ihn hier wie dort nicht besonders an. Und der Vesuv, der ihn sehr reizte, zumal da er jetzt wieder

Feuer spie, würde ja wohl so gut sein, auch nach Aschermittwoch noch Vorstellungen zu geben.

Hier in Rom war die Neuheit oder das Hauptwerk der diesjährigen Vorfastenzeit die Oper ‚Alexander in Indien', vom Komponisten Anfossi im Theater Aliberti selbst dirigiert. Goethe ging in die erste Aufführung. Er langweilte sich. Welch' unsinniger Aufwand für mittelmäßige Leistungen! Aber das große Ballet im Zwischenakt gefiel ihm; es stellte die Eroberung Trojas genau nach Vergils Schilderung dar. Wie gern hätte Goethe jetzt seine weimarischen Knaben Fritz, August und Gottfried neben sich gehabt! Das hölzerne Pferd, die herausteigenden Griechen, Hektors Schatten, die Flucht des Aneas, die brennende Stadt und endlich der Triumph der so lange auf diesen Tag vertrösteten Griechen!

In einem andern Theater sah Goethe Goldonis ‚Locandiera', die sie vor zehn Jahren auch in Weimar aufgeführt hatten. Hier machte ein Bürger von Rom, seines Handwerks ein Färber, die Wirtin und zwar so, daß wirklich nichts zu wünschen übrig blieb. Goethe nahm auch an den männlichen Tänzerinnen keinen Anstoß. Überhaupt vermißte er die Frauen auf den Brettern keineswegs. Die Kastraten ließen durch ihre schöne, schmeichelnde Stimme Alles vergessen und fühlten sich offenbar in den Weiberkleidern ganz zuhause. Wo aber unversehrte Männer und Jünglinge eine weibliche Hauptrolle vorstellten, da hatten diese Schauspieler auch gewiß aus dem ganzen weiblichen Wesen ein eifriges und vergnügtes Studium gemacht; sie kannten vielleicht das Weib besser als die Schauspielerin, die bloß sich selbst gibt und mehr im Unbewußten stecken bleibt. Die

Kunst des Schauspielers besteht in der Nachahmung; ein Jüngling, der uns einen Greis täuschend vorführt, oder ein Mann, der sich vollkommen wie ein Weib benimmt, erfreuen uns durch ihre größere Kunst. Wie oft werden Dinge auf der Bühne dargestellt, die uns, wenn sie sich wirklich ereignen, ärgern oder empören würden: ihre Nachahmung aber genießen wir! Goldonis Gastwirtin zum Beispiel ist ein schlaues, herzenskaltes Frauenzimmer, das ihre Bewerber zum besten hat und schließlich den Hausknecht nimmt, weil ihr solch ein Dienstgewohnter am brauchbarsten erscheint. Wird uns dieses berechnende Spiel von einem Weibe vorgestellt, so verdrießt uns die Wahrheit, daß viele Frauen wirklich so sind, daß vielleicht auch diese hübsche Schauspielerin ebenso klar und kalt fühlt und denkt. Stellt aber ein Mann die Locandiera vor, so heißt Das gegen die Weiber: Wir kennen eure Listen und Kniffe und wissen, was wir von euch zu halten haben.

Vermutlich hätte Goethe sich nicht so rasch in diese Verbannung des andern Geschlechts gefunden, wenn nicht auch die antike Bühne frauenlos gewesen wäre: er brachte also den besten Willen von vornherein mit. Schmecken wollte ihm aber das ganze römische Theaterwesen nicht sehr, und er wendete nur wenige Abende daran. Er war nicht Kind genug für solchen Zeitvertreib. Von der Oper dachte er schließlich so wie von dem Hokuspokus der Kirchenfeste:

> Die Schauspieler geben sich viel Mühe, um Freude, die Pfaffen, um Andacht zu erregen, und Beide wirken nur auf eine Klasse, zu der ich nicht gehöre. Beide Künste sind in ein seelenloses Gepränge ausgeartet.

Aus einem besonderen Grunde sah Goethe auch die erste Aufführung einer Tragödie, also nicht schon deshalb, weil dergleichen eine große Seltenheit in dieser Hauptstadt der Kultur war. Bei dem Prinzen Lichtenstein hatte sich ein Abbate Monti an ihn herangemacht, ein fleißiger Poet, im Brotberuf Sekretär des Papstneffen Luigi Braschi. Er war Verfasser eines Trauerspiels nach französischem Muster, und nun bangte ihm und Andern mit Recht vor der Aufführung dieses ‚Aristodemo' in einem Theater, dessen Publikum an grobe Scherze gewohnt war. Goethe mußte ihm versprechen, in seiner Loge zu seinem Beistande gegenwärtig zu sein. Es lief aber ganz gut ab, und Monti wandelte nach dieser Stärkung weiter auf dem Parnasse. Auch andere römische Poeten hätten gern mit Goethe gemeinsame Sache gemacht; sie sprachen von einer Übersetzung seiner ‚Iphigenie' und schmeichelten dem größten deutschen Dichter in unendlichen Reden, denn das Schmeicheln ist eine dem Römer sehr geläufige Kunst. Eines Tages nahmen sie ihn auch in den alten, aber auch völlig veralteten Poeten-Verein der arkadischen Schäfer mit und machten ihn zum Mitgliede: es war eine leere Spielerei, um einen angesehenen Fremden mehr in der Liste zu führen. „Megalio" ward als sein Schäfername bestimmt, Megalio Melpomenio, der Erhabene auf dem Felde der tragischen Muse. Zwei Zechinen hatte er dem „Kustoden" dieses hundertjährigen Vereins zu bezahlen, dessen Wirksamkeit nur noch in der Aufnahme neuer Mitglieder bestand. Die Akademie der Arkadier war eine Wasserleitung ohne Wasser.

*

Während Goethe dem Theater in Rom sich rasch wieder entfremdete und die vielgerühmte große Oper für ein Ungeheuer ohne Lebenskraft und -saft erklärte, behielten die Reste des Altertums ihre Macht über ihn. In den ersten Nächten des Februar war der hellste und herrlichste Mondenschein: da mochten unsere Freunde erst gar nicht das Bett aufsuchen.

Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom durchzugehen, hat man, ohne es gesehn zu haben, keinen Begriff. Alles Detail wird von den großen Massen des Lichtes und des Schattens verschlungen, und nur die größten, allgemeinsten Bilder stellen sich dem Auge dar . . .

Einen besonders schönen Anblick gab uns das Kolisee. Es wird nachts zugeschlossen. Ein Eremite wohnt an einem Kirchelchen drinne, und Bettler nisten sich in die zerfallnen Gewölbe. Sie hatten, scheint es, ein Feuer angemacht, und eine stille Luft trieb den Rauch erst auf der Arena hin, daß der untere Teil der Ruinen bedeckt war und die ungeheuern Mauern oben drüber herausſahen. Wir standen an dem Gitter und sahen dem Phänomen zu. Der Mond stand hoch und heiter. Nach und nach zog sich der Rauch durch die Gewölbe, durch die Ruinenwände, und der Mond beleuchtete ihn wie einen Nebel; der Anblick war köstlich.

So muß man das Pantheon, das Kapitol beleuchtet sehen, den Vorhof der Peterskirche und andre große Straßen und Plätze.

Noch mehr genoß es Goethe, daß er jetzt schon den Frühling erlebte. Im Januar war es zuweilen verdrießliches Wetter: zwar nicht draußen, aber im Hause zu kalt; als der erste Monat des Jahres zu Ende ging, war auch der Winter schon überstanden. Am zweiten Tage des Februars sah er den ersten Mandelbaum in Blüte; er fand Krokus und Adonis; die Maßliebchen

drängten sich überall hervor; Lorbeern und Buchsbäume blühten auch schon. Bald waren es Maitage: im Februar! Der Himmel glänzte wie hellblauer Taft, von der Sonne beschienen.

Nun, bei dieser großen Versuchung zum Draußen-Wandern und Draußen-Sitzen, kam auch seine alte Lust zum Zeichnen wieder über ihn. Eine Zeit lang hatte er es nicht gewagt, inmitten so vieler Beispiele der großen und größten Kunst sein eigenes kleines Talent zu versuchen. Aber jetzt dachte er mit dem Dichter: „Ein kleiner Mann ist auch ein Mann“: er selber war dieser Dichter, denn im Prolog zu seinem ‚Neueröffneten Puppenspiel‘ hatte er dies weise Wort gesagt. Jetzt wiederholte er es auch in Prosa:

Die Natur hat für ihre Kinder gesorgt: der Geringste wird durch das Dasein des Trefflichsten nicht an seinem Dasein gehindert.

Tischbein gab ihm gute Winke, und der eine oder andre der deutschen Maler auch: da glaubte er denn manchmal recht hübsche Fortschritte zu machen. Er begriff nicht, was ihn eigentlich noch hinderte, das Vortrefflichste zu leisten, denn er empfand und verstand es doch, das Vortrefflichste. „Übung! Übung“ forderten die Malerfreunde. Ach, zur ausreichenden Übung hatte er wohl keine Zeit.

Indessen ist mir das armselige bißchen Zeichnen unschätzbar. Es erleichtert mir jede Vorstellung von sinnlichen Dingen, und das Gemüt wird schneller zum Allgemeinen erhoben, wenn man die Gegenstände genauer und schärfer betrachtet . . .

Ich freue mich recht sehr, daß mir im Zeichnen ein Licht aufgeht, eh' ich nach Neapel reise. Ich hatte schon Angst, ich würde von dem Anschauen der großen Kunstwerke erdruckt werden und mir nicht getrauen, ein Bleistift[1]) anzusetzen.

Er nahm sich vor, mit dem zurückreisenden Konzertmeister Kranz ein Dutzend römische Landschaftsbilder an die Freunde in Weimar, besonders an die Freundin, zu schicken. Einzeln würden sie freilich nichts bedeuten; versammelt aber, gaben sie doch wohl einen Begriff von seiner Umgebung.

*

Ein anderer Fremdling hätte um diese Zeit sein größtes Vergnügen von dem eine Woche vor Mittfasten einsetzenden vollen Karneval erwartet. Goethe nahm diesen berühmten Trubel von vornherein als ein Erlebnis, das man über sich ergehen lassen und tapfer aushalten muß. Gerade er konnte sich ihm nicht entziehen, denn er wohnte ja am Schauplatz dieser Lustbarkeiten; sein Zimmer war eine Loge in diesem Theater.

Er sah also auch schon die erste Vorbereitung: das Einlernen der Rennpferde. Mitte Januar hatte ihn die Pferdeweihe vor der Kirche des heiligen Abbas belustigt: nicht nur die Pferde und Maultiere Roms versammelten sich dort, schön geputzt und mit geflochtenen Mähnen und Schwänzen, sondern auch Esel und Hornvieh wurden herbeigeführt, damit der Priester sie mit geweihtem Wasser bespritze, um sie vor Unfällen im nächsten Jahre zu behüten. Jetzt, nach der ersten

[1]) Goethe brauchte manche Worte mit anderm Artikel als wir: Gift, Chor, Angel, Duell, Pult, Wachstum usw.

Das Theater von Pompeji

Von Philipp Hackert

Ausgrabung des Isistempels zu Pompeji

„Campi Phlegraei“ von Sir William Hamilton

Februarwoche, kamen Stallknechte mit ihren „Berbern", zwanzig bis fünfundzwanzig, zum Pappelplatze, stellten sich vor dem Obelisk auf, richteten die Köpfe der Pferde nach der Rennstraße zu und führten sie diese Straße entlang. Denn die Pferde mußten lernen, diesen Weg

Piazza del Popolo. ↑Goethes Wohnung

allein, ohne Reiter, zu rennen; Das war ihre Aufgabe an jedem Abende der Karnevalswoche. Am Venezia-Platze bekamen sie Hafer, damit sie begriffen, daß hier ihr Ziel sei.

Nunmehr wurde der lange Korso in einen Zirkus, einen Platz, einen Saal verwandelt. Jederzeit eine der wenigen sauberen Straßen Roms, ward er jetzt aufs

peinlichste gereinigt, und das Pflaster, ein Mosaik von Basaltkeilchen, gut ausgebessert. Vor manchen Häusern wurden Gerüste für die Zuschauer errichtet, ebenso vor dem Obelisken am Tore und von ihm her zur Korsostraße: hier wurden für Tausende wünschenswerte Sitze erbaut.

Eine Glocke vom Kapitol gab endlich das Zeichen, daß die tolle Woche beginne. Sogleich zeigten sich die ersten Masken: Männer als Weiber, Weiber als Männer verkleidet, Hanswürste, Pickelheringe, Quäker — darunter verstand man altfränkisch gekleidete, würdig aussehende, albern sich benehmende Ausländer — Bettler, Bettlerinnen, Gärtner, Fischer, Hirten, Landmädchen, Neapolitaner, Griechen usw. Auch die deutschen Maler wurden wohl einmal nachgeahmt, öfter noch die deutschen Bäckergesellen, die immer als Angeheiterte oder Betrunkene umhertorkelten. Diese Masken bewegten sich in der Mitte der nicht breiten Straße. Zu beiden Seiten fuhren die Wagen wie an anderen Festtagen, links zum Obelisken, rechts zum Venezia-Platze; ihre große Zahl erlaubte nur ein ganz langsames Vorwärtsrücken. Das Sehen und Besehenwerden, das Austauschen von Blicken und Scherzen war das einzige Geschäft: Jedermann war hier Schauspieler und Zuschauer in einem. Die Häuser, die Gerüste zumal, waren mit Teppichen behängt. Alles strahlte von Vergnügen.

Gegen Abend wurde die Mitte der Straße von Menschen gesäubert, und die beiden Wagenreihen standen still: Jeder suchte rasch noch einen Stuhl, einen Wagen, ein Fenster, einen Stehplatz zwischen den Wagen, das

Pferderennen zu sehen. Die Tiere kamen vorbei geschossen: es war nur ein Augenblicksbild, und wen ging es eigentlich an, ob dies oder jenes Roß am Venezia-Platze zuerst eingefangen wurde? Aber aufregend-gefährlich war es freilich: die Pferde konnten stürzen oder sich an den engen Wagenburg-Wänden ihrer Laufbahn zu Schanden stoßen, und wenn es nicht gelang, sie am Ziele einzufangen, so rannten sie wild ihren Weg zurück, wobei dann auch Menschen umkommen konnten. Wild waren sie schon dadurch, weil Stachelkugeln mit Schnüren an ihnen befestigt waren, die sie im Laufen immer heftiger peitschten. Kurz, selten ging es ganz gut ab — und Das begehrten die Menschen ja auch gar nicht.

Waren alle Pferde glücklich eingefangen, so ward an jenem Ende ein Mörser abgeschossen; in der Mitte des Korso ward dies Zeichen wiederholt, und sodann am Obelisken. Nun löste sich die vorige Ordnung. Das Gedränge ward fürchterlich. Die Teilnehmer strebten nach Hause, zu den Theatern und zu den großen Maskenbällen. An den Tanz machten die Römer große Ansprüche, waren sie doch durch die pantomimischen Ballette in den Theatern an Gutes gewöhnt, denn diese Ballette stellten oft das Beste an den Opern vor. Besonders wurden die Menuette durchaus als Kunstwerke behandelt und nur von wenigen Personen gleichsam aufgeführt, indem die übrige Gesellschaft im Kreise herumstand und Beifall zollte.

Jeden Nachmittag um zwei Uhr wanderte und fuhr das Volk von Rom wiederum zu seinem Korso; mit jedem Tage stieg die Lust höher, ward namentlich auch mehr Pracht entfaltet. Konfetti-Kämpfe entwickelten sich,

wobei nun nicht mehr wirkliche verzuckerte Körner, sondern Nachahmungen in Gips geworfen wurden: bald war es ein verliebtes Scharmützel, bald auch, etwa zwischen Eifersüchtigen, ein gegenseitiges Bedrängen. Die Schönen durften sich auch mit kleinen Besen, aus den Blüten eines gewissen Röhrichts, wehren: damit fuschelten sie den Männern im Gesichte herum, und so gab es der feineren und gröberen Neckereien viele. Manche wußten ganze Possen aufzuführen, etwa ein Advokat, der einen der Umstehenden eines Verbrechens beschuldigte. Auch auf ziemlich derbe Zoten erscholl ein lustiges Gelächter. Alles war erlaubt, nur Stechen und Schlagen nicht. Besonders putzten sich auch die Kutschen immer besser heraus. In einigen Wagen waren zwei Plätze so hoch angebracht, daß man die darauf einander gegenüber sitzenden Damen in ganzer Figur sehen konnte. Nur die Schönsten wurden auf solche Throne genötigt; wenn sich dann ihr Gefährt langsam neben der Menge bewegte, hörten sie die angenehmsten Schmeicheleien: „O quanto è bella!“ rief da manch' ein Römer mit tiefem Gefühl.

Zuletzt ward auch den Kutschern gestattet, sich zu maskieren; sie putzten sich am liebsten als Damen heraus, was denn gewöhnlich recht vierschrötige Weibsleute ergab. Sie bekamen dann auch ihre Komplimente: „O fratello mio, che brutta puttana sei! O Brüderlein mein, was bist du für ein abscheuliches Mensch!“

Wenn am letzten Abend das Pferderennen vorbei war und die Mörser abgefeuert wurden, blieb Jedermann still am Platze, denn nun, bei sinkender Nacht, begann die Illumination: alle Fenster, Balkone, Ge-

rüste erhellen sich mit Wachskerzen und Papierlaternen; in den Kutschen erstrahlen kristallene Leuchter; der Rand des Kutschendeckels wird mit Lichtern besteckt; die offenen Wagen schmücken sich mit Reihen von bunten Papierlaternen. Aber auch Jedermann, der jetzt zu den Zehntausenden auf dem Korso gehört, hat die Pflicht, ein kleines Licht, ein moccolo, in der Hand oder sonst an sich zu tragen; Einige haben es auf dem Hute, Andere auf einer langen Stange.

Für einen Augenblick ist dieses Erstrahlen unzähliger Lichter eine Feierlichkeit, eine Augenweide, ein Kultus: man könnte sich in eine Kirche denken. Aber sogleich wendet es sich zur Posse und ausgelassensten Neckerei. Eben weil Jeder ein brennendes Lichtlein haben muß, sucht es der Eine dem Andern auszublasen, und wenn es ihm gelingt, so hat der Pusterich das Recht, den Dunkelmann zu verwünschen. „Ammazzato sia" begann die beliebteste römische Verfluchung: „Ermordet werde . . ." Jetzt ward es zum allgemeinen Gesetze: „Sia ammazzato chi non porta moccolo!" — „Dieser unschuldige Scherz" — so erzählt Professor Moritz, der nun endlich geheilt, mit Goethe und den andern Deutschrömern mit herumging, „dieser unschuldige Scherz verbindet die ungeheure Menschenmasse zu einer einzigen vertraulichen Gesellschaft, wo Schalkhaftigkeit und Ausgelassenheit unbeleidigend sind."

Nichts ist drollichter, als wenn man Jemand, der einen darum bittet, recht ehrbar seinen ausgelöschten Wachsstock anzünden läßt und Dieser nun, indem er höflich dankt, einem, ehe man sich's versieht, im Weggehen behende das Licht ausbläst. Oder wenn Zwei recht ernsthaft bei einander stehen

und Einer dem Andern sorgfältig das Licht anzündet und auf einmal ein Dritter dazwischen tritt und beide Lichter auf einmal ausbläst . . . Einer von unserer Gesellschaft hatte den Einfall, eine Anzahl kleiner Lichter auf einer hohen Stange emporzutragen, damit sie ihm Niemand ausblasen könnte; nun bemühte man sich, oben aus den Fenstern die Lichter auszuwehen . . .

Die Vornehmen, welche in den Kutschen fahren, tragen Jeder ein brennendes Wachsstöckchen vor sich in der Hand; ehe sie sich's versehen, hat irgend ein kleiner Bube am Kutschenschlage sich angeklammert und bläst mit vollen Backen schnell ein Licht nach dem andern aus, und wenn es nun plötzlich in der Kutsche dunkel ist, so ruft er triumphierend sein ammazzato sia aus.

Nicht weit von mir an der Seite des Korso stand ein Knabe, der immer seinem Vater das Licht ausblies und wobei es sich sehr komisch ausnahm, wenn er jedesmal rief: „Ammazzato sia il signor padre, chi non porta moccolo!" . . . Der Vater wurde endlich böse darüber und drohete ihm ernsthaft, worauf der Sohn denn immer noch ärger schrie: „Ammazzato sia il signor padre!"

Wenn es Goethe betraf, daß ihm sein Licht verdunkelt wurde, so schrie man: „Sia ammazzato il signore Filippp—po!" Geschah es aber der edlen Malerin, die sich mit ihren Freunden in die Menge gewagt hatte, so ward die Verwünschung zur schönsten Schmeichelei: „Sia ammazzato la signora Angelica, la prima pittrice del seee-colo!"

Goethe war zu ernsthaft angelegt, um an diesem lange dauernden Trubel Geschmack zu finden. Gerade weil er sich in Rom glücklich fühlte, entbehrte er keine lärmenden Freuden und konnte nichts gewinnen, wenn sie ihm aufgezwungen wurden. In die Theater ging er nicht und nur einmal zum „Festin", dem Maskenballe,

aber da langweilte er sich tötlich, und weil er nun den nächsten Vormittag ausschlafen mußte, ärgerte er sich über die versäumte Arbeit. Das Treiben der Narren sah er von seinem Fenster wohl stundenlang mit an; eine Anzahl von den auffälligsten Masken zeichnete er auf's Papier, sei es, um die Bildchen den Kindern nach Weimar zu schicken, sei es, um sie in seine Erinnerungs-Akten zu legen. Jedenfalls begrüßte er den Aschermittwoch wie eine Erlösung.

*

Den vornehmen Gesellschaften hatte er sich mit Ausdauer und Glück entzogen; aber vom Fürsten Christian von Waldeck war er doch bemerkt worden. Dieser Herr, Bruder des regierenden Fürsten, stand als General in österreichischen Diensten und hatte sich mit dem Dichter zugleich in Karlsbad aufgehalten. Eine junge Dame pflegte in seiner Gesellschaft zu sein, und da sie an einen alten Mann verheiratet war, so reiste auch dieser alte Ehegatte mit in der Gesellschaft des Fürsten. Jetzt waren sie in Rom und sprachen den Signor Filippo Miller an. Als Dieser auf die Frage nach seinen neuen poetischen Schöpfungen die ‚Iphigenie' nannte, mußte er viel darüber berichten. Der Fürst mochte wohl etwas Wilderes erwartet haben; aber sein Wohlgefallen an dem Dichter und dessen Sachen war echt, und es hätte nur an Goethen gelegen, dieser fürstlichen Gönnerschaft noch mehr zu genießen.

Angelika Kauffmann und Reiffenstein waren nicht dabei gewesen, als er seine ganze ‚Iphigenie' oder

Stücke daraus seinen Hausgenossen vorlas. Sie baten ihn, diesen Genuß auch ihnen zu gönnen; selbst der Italiener Zucchi, Angelikas Gatte, verlangte danach, als Goethe einmal bei ihnen zu Besuch war. Der Dichter erklärte dem alten Herrn den Gang der Handlung, woran sich Dieser sehr erfreute. Und das nächste Mal las Goethe vor Angelika und Reiffenstein, während Zucchi zeichnete und der fremden Sprache doch auch ein wenig lauschte, da er sich nun denken konnte, um was es sich handle. Angelika war tief gerührt von der Schönheit dieser Verse, diesen Gesinnungen, dieser Handlung; zum Dank versprach sie dem Dichter eine Zeichnung danach. O wie leid tat es ihr und ihm, daß er gerade jetzt, wo die Seelen einander so nahe kamen, nach Neapel weiterzureisen im Begriffe war!

Er dachte an diese neue Freundin, indem er einpackte, und dachte noch viel mehr an die ferne Charlotte. Von ihr aus war ihm der einzige tiefe Schmerz zugeflossen, den er in diesem sonst so glücklichen Vierteljahre empfunden. Noch war das Wehgefühl nicht ganz überwunden. Es blieb ja zwischen ihnen immer dasselbe widernatürliche Verhältnis: ein zu starkes innerliches Angehören, wo das äußerliche Angehören nur Freundschaft heißen durfte. Und Goethe ließ jetzt seine Feder einmal frei laufen, indem er der fernen Geliebten mitteilte, daß er sich nun noch ein Stück weiter von ihr entferne.

An Dir häng' ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich, was mich oft Erinnerungen zerreißen. Ach, liebe Lotte, Du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angetan habe und antue und daß der Gedanke, Dich nicht zu besitzen,

Goethe in seinem Zimmer am Corso. Skizze von W. Tischbein

mich doch im Grunde — ich mag's nehmen und stellen und legen, wie ich will — aufreibt und aufzehrt. Ich mag meiner Liebe zu Dir Formen geben, welche ich will: immer, immer — —

Verzeih' mir, daß ich Dir wieder einmal sage, was so lange stockt und verstummt. Wenn ich Dir meine Gesinnungen, meine Gedanken der Tage, der einsamsten Stunden sagen könnte! Leb' wohl! Ich bin heute konfus und fast schwach. Leb' wohl! Liebe mich!

Zehntes Kapitel

Von Rom nach Neapel

22.—25. Februar 1787

Ich reiste aus der Hauptstadt in Gesellschaft
Heliodors, des Rhetors, dem in seiner Kunst
Kein Grieche leicht den Vorzug nehmen wird.
Aricia war das erste Nachtquartier. . . .

Goethe und Tischbein kamen in ihrer Sedia am 22sten Februar doppelt so weit als Horaz, der in behaglichem Schlendern auf derselben Straße seinem Gönner Mäzenas und seinen Dichterfreunden Vergil, Varius und Plotius zureiste, um gemeinsam mit ihnen den Weg nach Süden fortzusetzen.

Zuerst ging's durch die römische Einöde, dann im albanischen Mittelgebirge hinauf. Weiter, immer zwischen unzähligen antiken Grabmälern, bis Genzano, wo die Grille des Schloßbesitzers, eines Prinzen Chigi, seine Gärten und Wälder von aller menschlichen Ordnung unberührt zu lassen und ebenso von Menschen unbetreten zu sehen, die Reisenden am meisten denken machte.

Hier bildet sich eine wahre Wildnis: Bäume und Gesträuche, Kräuter und Ranken wachsen wie sie wollen, verdorren, stürzen um, verfaulen. . . . Der Platz vor dem Ein-

Alte Gräber an der Via Appia. Von John Smith. Stich von W. Byrne

Viaggio da Roma a Napoli
Scala di Miglia 30. Italiane
Aquila
Terni
Narni
Otricoli
Civita Castellana
Rignano
C. Nuovo
Prima Porta
ROMA
Ostia
Tivoli
Paliano
Palestrina
Valmontone
Frascati
Marino
Velletri
Albano
Anagni
Ferentino
Frosinone
Veroli
Sora
Ponte Corvo
Garigliano F.
Sezza
Piperno
Terracina
Fondi
Itri
Mola
Gaeta
Sessa
S. Agata
T. Fiorelli
Teano
Capua
S. Agata
M. Sarchio
Volturno F.
NAPOLI
Pozzuoli
Ischia
Vico
T. del Greco
Cisterna
Aversa
Astura
S. Felice
Paludi Pontine
Lago di Celano
30°
31°
32°
41°
42°

gang ist unsäglich schön. Eine hohe Mauer schließt das Tal; eine vergitterte Pforte läßt hineinblicken; dann steigt der Hügel aufwärts, wo dann oben das Schloß liegt. Es ist das größte Bild, wenn es ein rechter Künstler unternähme.

Am Morgen hatten Wolken den sonst so schönen Rückblick auf die vielen Türme Roms nicht gestattet; später ward der Himmel blau und die Aussicht weit. Und wie mannigfaltig! Ferne Gebirge, die pontinischen Sümpfe, im Westen das Meer und kleine Inseln darin. Über die Sümpfe bewegte sich ein starker Streifregen:

Gestalten unterwegs

Licht und Schatten belebten dabei die sonst so öde Fläche. Sehr schön wirkten hierzu mehrere von der Sonne erleuchtete Rauchsäulen, die aus zerstreuten, kaum sichtbaren Hütten emporstiegen.

Bei dem Auf und Ab im Albanergebirge ereignete es sich einmal, daß der Vetturin an einer Schenke in der Tiefe eines Hohlweges hielt. Goethe, immer auf das Bergbauliche erpicht, ging mit Tischbein auf die andere Seite, um das Erdreich und Gestein der dortigen Wegeswand zu betrachten; zwischen ihnen und der Sedia waren nur ein paar Fuß Breite. Plötzlich brauste

und rollte ein Ochsenkarren, vom Berge herabkommend, zwischen ihnen und ihrem Wägelchen hindurch; die Ochsen waren wild geworden, weil ihnen der Karren an dem Abhange gegen die Beine stieß, und ihr Führer hatte sie nicht halten können. Wütend kam der Vetturin herbeigesprungen: ihm wäre ja beinahe seine ganze Sedia zerschellt! „Christ und alle Heiligen!“ schrie er. „Du verfluchter Kerl! Müßte man dir nicht ein Messer in den Wanst stoßen?“ Und er schimpfte noch lange über den Ochsenknecht, der ganz verzagt und schuldbewußt dastand, während sich seine Tiere an ebener Stelle wieder beruhigten. Nun erst wurden sich auch unsere Freunde bewußt, daß ihr Leben in der gleichen Gefahr geschwebt hatte, wie ihr Reisewägelchen. Auf die Hörner hätten sie genommen werden können, umgerissen, von den Tieren überrannt, unter die Räder geraten. . . . Tischbein war tief erschrocken. Er hatte sich vorgenommen, über den großen Dichter, den er begleiten durfte, wie über seinen Augapfel zu wachen, und nun war es nur ein glücklicher Zufall, daß sie einander noch in die Augen sahen!

Velletri war für heute das Ziel. Einst die Hauptstadt der Volsker, die zweihundert Jahre mit den Römern rangen, ehe sie, ein italisches Urvolk, sich unterwarfen und die eigene Sprache und Art aufgaben — jetzt nur ein winkliges, unreinliches Bergnest, wie es deren so viele giebt. Zwei Paläste konnte man aber bewundern: Ginetti und Borgia, und der Ritter Camillo Borgia besaß eine sehr sehenswerte Sammlung von Altertümern und sonstigen Merkwürdigkeiten. Durch seine Verbindung mit der römischen Propaganda hatte

Velletri. Von John Smith. Stich von W. Byrne

er sich aus den fernsten Ländern Wertstücke verschaffen können und den hierzulande ausgegrabenen Gegenständen „volskischen" Stils und Ursprungs hinzugefügt. Goethe bewunderte besonders zwei chinesische Tuschkästchen: auf den Teilen des einen war die ganze Zucht der Seidenraupen, auf dem andern der Reisbau vorgestellt, beides höchst naiv genommen und ausführlich gearbeitet. Auch ägyptische Götzen aus dem härtesten Steine gebildet, betrachtete er aufmerksam.

Die Bürger von Velletri mochten solche Fremdlinge, die auf so unnütze Dinge Wert legten, für eine Art Narren halten, harmlose Narren, die zum Necken gut sind; als Goethe und Tischbein wieder nach ihrer Herberge zuschritten, wurden sie von einigen alten Weibern, die vor den Haustüren saßen, angerufen: ob sie nicht Altertümer kaufen möchten. Indem sie dann näher traten, holten diese Leute alte Kessel oder Feuerzangen oder sonstiges schlechtes Gerät herbei und wollten sich totlachen, wenn die Forestieri sich ärgerlich abwandten. Diese Fopperei sei hier einmal Sitte, tröstete sie ihr Führer; Tischbein, der dieses Weges doch schon einmal gefahren war, hatte sie aber noch nicht gekannt.

*

Am andern Morgen waren sie schon um Drei unterwegs; es galt heute, die sehr lange schnurgerade Straße durch die pontinischen Sümpfe zu überwinden. Goethe fand die Paludi Pontine gar nicht so übel aussehend, als sie zumeist beschrieben wurden. Allerdings läßt sich der Reisende zumeist durch Das bestimmen, was er auf seiner Straße zunächst vor Augen

hat, und die Landstraße führte hier nun freilich nicht durch den Morast, wo sich die Büffelherden wälzten und nur wenige totblasse Menschen ein elendes Leben fristeten.

Diese große Landfläche, zwischen Meer und Gebirge gelegen, auf der in den ältesten Zeiten der römischen Republik dreiunddreißig „Städte" möglich gewesen sein sollen, ist allmählich immer mehr verkommen, weil die von den Kalkbergen im Osten herabrinnenden Bäche in der Ebene gar kein oder zu wenig Gefälle vorfanden, so daß ihre Betten verschlammten und ihre Nachbarschaft versumpfte. Denn hier senkt sich die Ebene mehr zum Gebirge, als zur See, von der sie durch Dünen abgetrennt ist. Den daraus entstehenden Übeln abzuhelfen, wäre nur durch vieljährige und sehr kostspielige Arbeiten möglich: geplant und angefangen wurden sie oft, wahrscheinlich zuerst von jenem Appius Claudius, der im vierten Jahrhundert vor Christus die nach ihm benannte Heerstraße baute: aber das Werk blieb immer wieder stecken. Auch der gegenwärtige Papst hatte es noch einmal aufgenommen, und Goethe vertraute diesmal der sonst so wenig nützlichen päpstlichen Regierung.

Man kann zwar ein so großes und weitläuftiges Unternehmen, als die beabsichtigte Austrocknung ist, auf der Durchreise nicht beurteilen; allein es scheint mir doch, daß die Arbeiten, welche der Papst angeordnet, die gewünschten Endzwecke wenigstens zum Teil erreichen werden. . . . Der ganzen Länge nach in gerader Linie ist die alte Via Appia wiederhergestellt, an der rechten Seite derselben der Hauptkanal gezogen, und das Wasser fließt darin gelind hinab. Dadurch ist das Erdreich der rechten Seite nach dem Meere

zu ausgetrocknet und dem Feldbau überantwortet. So weit das Auge sehen kann, ist es bebaut oder könnte es werden, wenn sich Pächter fänden — einige Flecken ausgenommen, die allzu tief liegen.

Die linke Seite, nach dem Gebirg zu, ist schon schwerer zu behandeln. Zwar gehen Querkanäle unter der Schossee in den Hauptkanal; da jedoch der Boden gegen die Berge zu abfällt, so kann er auf diese Weise nicht vom Wasser befreit werden. Man will, sagt man, einen zweiten Kanal am Gebirge herführen.[1])

An berühmten Stätten fehlte es selbst in diesem Sumpfgebiete nicht, wo die Posthäuser nur aus einer langen Strohhütte bestanden. Gewisse Ruinen wurden für die Drei Schenken gehalten, die im letzten Kapitel der Apostelgeschichte vorkommen: bis dahin, heißt es da, seien die Christen aus Rom dem Apostel Paulus entgegen gekommen. Nicht weit davon erhob sich auf einem Hügel der Ort Sezza, das Setinum der Alten, weinberühmt, wie in Martials Versen oftmals angemerkt wird. Jetzt mußten sich die Bewohner mit Zisternenwasser begnügen, pflanzten Ölbäume, Feigen und Pomeranzen statt der Reben und hausten in Hütten ohne Feueressen. „Die Weiber sind sehr fruchtbar und haben eine außerordentlich starke Brust“ fügt Volkmann hinzu. Eine Poststation Mesa bezeichnete die Mitte zwischen Rom und Neapel: ein schönes, vom jetzigen Papst hier erbautes Gebäude bestärkte Goethes Glauben,

[1]) Vgl. Faust II, 5. Akt:

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungene!

daß hier eine neue, von unzähligen Menschen einst bewohnte Provinz entstehen werde.

Die Fahrt an den Sümpfen entlang war nicht ohne Reiz. Links erheben sich die Apenninen; rechts zeigt sich zuweilen das Meer; fast immer sieht man ein hohes Vorgebirge, das nach der homerischen Zauberin Circe Monte Circello, auch wohl Monte felice genannt wird; kein Eingeborener zweifelte, daß jene berühmte Zauberin an diesem Berge vor Zeiten gewohnt hat. Bald unterhalten den Reisenden die urbar gemachten Ländereien, bald die verbliebene Wildnis. Kleine, rauhe, braunschwarze Büffel weiden hier in Herden; sie sind schwer zu zähmen, und man muß einer Büffelkuh lange den Hof machen, ehe sie sich melken läßt. Diese Büffel — wir bemerkten sie schon auf dem Wege nach Ostia — gehören wirklich zu den seltsamsten Geschöpfen. Sonst scheint doch jedes Wesen an sich selbst und seinem Treiben Gefallen zu finden; sie aber treten düster-verbittert vor den Reisenden, wie ausgestoßene Verbrecher und trotzigen Sinns zu neuer Schandtat getrieben. Selbst tapfere Pferde scheuen vor so einem wildblickenden Tiere.

Vom Juli bis zum September war die Sumpfluft hier den Menschen höchst gefährlich; aber auch in den kalten Monaten hüteten sich die Reisenden vor dem Einschlafen in diesem Bezirke, da das tiefere Atmen zuviel giftige Gase der Lunge zuführt. Auch Goethe und Tischbein sahen den blauen Dunst, der in gewisser Höhe über dem Boden schwebte, und suchten sich in eifrigem Gespräch zu erhalten, damit ihnen nicht doch an dem langen Tage die Augen zufielen. Und es war

Der Hafen der Bergstadt Terracina. Von John Smith. Stich von W. Byrne und Js. Sparrow

ihnen lieb, als sie sich nahe an Terracina wußten, einer Bergstadt am Meere, Axur oder Anxur hieß es bei den Alten: „Axur, weit leuchtenden Felsen aufgesetzt“ (Horaz). Hier schieben sich die Apenninen an das Meer vor und scheiden das mittlere vom unteren Italien, den Kirchenstaat vom Königreich Neapel; für den Nordländer bedeutet dieser Punkt den Eintritt aus dem Süden in einen noch eigentlicheren Süden.

Goethe bemerkte sogleich die Änderung der Pflanzenwelt.

Indianische Feigen trieben ihre großen fetten Blätterkörper zwischen niedrigen graulichgrünen Myrten, unter gelbgrünen Granatbäumen und fahlgrünen Olivenzweigen. Am Wege sahen wir neue, noch nie gesehene Blumen und Sträuche. Narzissen und Adonis blühten auf den Wiesen.

Hier erst sieht man die vollendete Schönheit der Pomeranzenbäume, und selbst die Kiefer ist hier etwas ganz Anderes als auf deutschem Boden. Die Mandelbäume blühten jetzt; ebenso die Hollunder und in den Gärten die Erbsen. Die Gemüsefelder tragen das ganze Jahr; hier grenzt wirklich der Frühling an den Herbst. Man ward nicht müde, um sich zu schauen. Und als sie dann weiter in die „reizende Ebene von Fondi“ gelangten, da paßte so recht Horazens Vers zu ihrem Gefühl: »Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet.«

Dieser kleine Raum fruchtbaren und bebauten Erdreichs, von einem nicht allzu rauhen Gebirg umgeben, muß Jedermann anlachen. Noch hängt die Mehrzahl der Orangen an den Bäumen; die Saat steht grün, durchaus Weizen. Oliven auf den Äckern, das Städtchen im Grunde. Ein Palmbaum zeichnet sich aus und ward begrüßt.

Ja, mit dem Paradiese wurden die Gegenden, in die unsere Reisenden nun eingetreten waren, sehr oft verglichen. „Aber die Menschen!“ rief dann wohl mancher Gast in anderm Tone aus. Indem man diese Menschen „Wilde“ nannte, tat man ihnen noch einen Gefallen. Hier bildete sich ein neuer Räuberhauptmann nach dem andern aus; sein Ruhm zog dann immer wieder verwegene Gesellen an seine Seite.

Korndreschen in Campanien

Auch als sie am andern Morgen aus Fondi herausfuhren — nunmehr das Königreich Neapel durchmessend — begann der Tag mit Entzücken über Landschaft und Pflanzen-Uppigkeit. Dazu erquickte sie immer wieder das Gefühl, ein Stück der berühmtesten, geliebtesten antiken Erde zu genießen. Eingemauert oder freistehend sahen sie Altäre, Grabmäler und andere Überreste jener großen Zeit; sie wurden aber auch immer wieder Gebräuche der Menschen gewahr, die

man in's Altertum versetzen konnte. Zum Beispiel kamen sie an geräumigen, gepflasterten Rundplätzen vorbei, die von einer niedrigen Mauer eingeschlossen wurden; hier wurde das Getreide sogleich im Felde ausgedroschen, ohne daß man es zuvor in Scheunen einzufahren brauchte. Auch sah man Mauern von „netzförmiger Arbeit", wie Goethe es nannte: glatt gehauene weiße Steine von 5, 6 oder 7 Ecken, genau in einander gepaßt. Unter den Bäumen fiel hier neben Myrten, Pomeranzen, Oliven die Pistazia Lentiscus auf: sie liefert das schöne, gelbe, harte, spröde und wohlriechende Harz, welches Mastix genannt wird.

Itri hieß der erste Ort heute; bei Horaz kommt er als Mamurra vor. Danach ward Mola erreicht: Horaz nennt den dortigen Wein neben dem Falerner; Martial rühmt die Gegend: O temporatae dulce Formiae littus! Sogar Volkmann wird beredt, indem er diese Landschaft beschreibt:

Die kleine Stadt ist auf den Ruinen von Formiä gebaut und liegt am Meerbusen von Gaeta. Jasminen, Granaten, Myrthen blühen das ganze Jahr und verbreiten nebst andern Blüten und Blumen einen Duft über die ganze Küste. Man hat von der Stadt einen reizenden Prospekt nach Gaëta, welches weit ins Meer hinein liegt, und die bis dahin sich krumm herumziehende Küste stellt einen beständig blühenden und fruchttragenden Garten vor. Auf der andern Seite, gegen Neapel, zeigen sich die Inseln Ischia und Procida. Die von den Bergen rieselnden kleinen Bäche durchschlängeln die Ebene und fallen in das Meer, welches außerordentlich fischreich und unaufhörlich mit Fischerfahrzeugen bedeckt ist. Mit einem Worte: das Land ist ein Paradies — wenn es nur von besser gearteten Menschen bewohnt wäre!

Goethe blieb einige Stunden an diesem schönen Strande, genoß die Aussicht, suchte und fand Seesterne, Seeigel, Strandpflanzen und namentlich allerlei Mineralien, über die er sich Gedanken machte. Als ihn dann der Wagen wieder weiter trug, zeichnete er rückblickend noch die schöne Bucht auf ein Blatt.

Dann fielen Trümmer einer alten Wasserleitung ins Auge und andere Ruinen: Erinnerungen an die ehemalige Stadt Minturnum. Hier in der Nähe verbarg sich einst Marius vor den Reitern Sullas in den Sümpfen, aber man entdeckte ihn und schickte ihn ins Gefängnis der Stadt. Ein Soldat ward abgesandt, ein Zimbrer, den Gefangenen umzubringen. „Wie?“ schrie Marius den Mann an, „du wagst es, den Marius zu töten?“ Schrecken ergriff den Kriegsknecht, und er lief eilends davon, denn Marius war ja der Besieger seines eigenen Volkes gewesen.

Nun fuhr der Wagen durch die Gefilde,

quae Liris quieta
Mordet aqua, taciturnus amnis (Horaz).

Jetzt hieß dieser schweigende Fluß Liris: Garigliano: auf einer Fähre ward er überquert. Man verließ nun die Via Appia, die sich hier gegen Brindisi wendet. In einer fruchtbaren Ebene fuhr man auf ein neues Gebirge zu. „Endlich der erste vulkanische Aschenhügel“ bemerkte Goethe. „Hier beginnt eine große, herrliche Gegend von Bergen und Gründen, über welche zuletzt Schneegipfel hervorragen. Auf der näheren Höhe eine lange, wohl in die Augen fallende Stadt [Sessa]. In dem Tal liegt St. Agata, ein ansehnlicher

Fähre über den Garigliano. Von John Smith. Stich von Byrne und Sparrow

Reste des Rundtheaters in Alt-Kapua. Von John Smith. Stich von B. T. Pouncy

Gasthof, wo ein lebhaftes Feuer in einem Kamin, das als Kabinett angelegt ist, brannte."

Hier war das Nachtquartier. Hier hätte man Falerner fordern können, denn in dieser Gegend ward er zu Horazens Zeit gekeltert. Das Kaminfeuer in der allgemeinen Stube war angenehm; im Schlafzimmer aber spürte man die Kälte der Jahreszeit trotz der südlichen Lage doch sehr: Fenster gab es hier nicht, nur hölzerne Läden.

Am nächsten Mittage aßen unsere Freunde in Kapua, dem aus Hannibals Geschichte so berühmten Kapua, dessen Name zum Sprüchwort geworden ist. Genauer: in der Nähe. Denn jenes Kapua, das Florus mit Rom und Karthago zu den drei vornehmsten Städten der Welt rechnete, ist einst vom Vandalenkönig Genserich so verwüstet worden, daß beinahe nur der Name übrig blieb, den sich eine neue Siedlung aneignete. Goethe nahm sich jedenfalls heute nicht die Zeit nach diesen Überresten einen Umweg zu machen. Ein noch berühmterer Ort zog allzu sehr.

Je näher man nun der alten Sirenen-Stadt Parthenope, die nachher Neapolis getauft wurde, kam, desto feierlicher ward die Stimmung. Ein sehr kalter Nordostwind wehte; aber die Augen sahen den Süden.

Die Schossee geht breit zwischen grünen Weizenfeldern durch; der Weizen ist wie ein Teppich und wohl spannenhoch. Pappeln sind reihenweis auf den Feldern gepflanzt, hoch ausgezweigt und Wein hinangezogen. So geht es bis Neapel hinein. Ein klarer, herrlich-lockrer Boden und gut bearbeitet. Die Weinstöcke von ungewöhnlicher Stärke und Höhe, die Ranken wie Netze von Pappel zu Pappel schwebend.

Der Vesuv blieb uns immer zur linken Seite, gewaltsam dampfend, und ich war still für mich erfreut, daß ich diesen merkwürdigen Gegenstand endlich auch mit Augen sah.

Der Himmel ward immer klarer, und zuletzt schien die Sonne recht heiß in unsere enge rollende Wohnung. Bei ganz rein-heller Atmosphäre kamen wir Neapel näher, und nun fanden wir uns wirklich in einem andern Lande. . . .

Und alsbald auch in dieser Hauptstadt des Südens.

Die Gebäude mit flachen Dächern deuten auf eine andere Himmelsgegend; inwendig mögen sie nicht sehr freundlich sein. Alles ist auf der Straße, sitzt in der Sonne, so lange sie scheinen will. Der Neapolitaner glaubt im Besitze des Paradieses zu sein und hat von den nördlichen Ländern einen sehr traurigen Begriff: »Sempre neve, case di legno, gran ignoranza, ma danari assai.«[1]) Solch ein Bild machen sie sich von unserm Zustande!

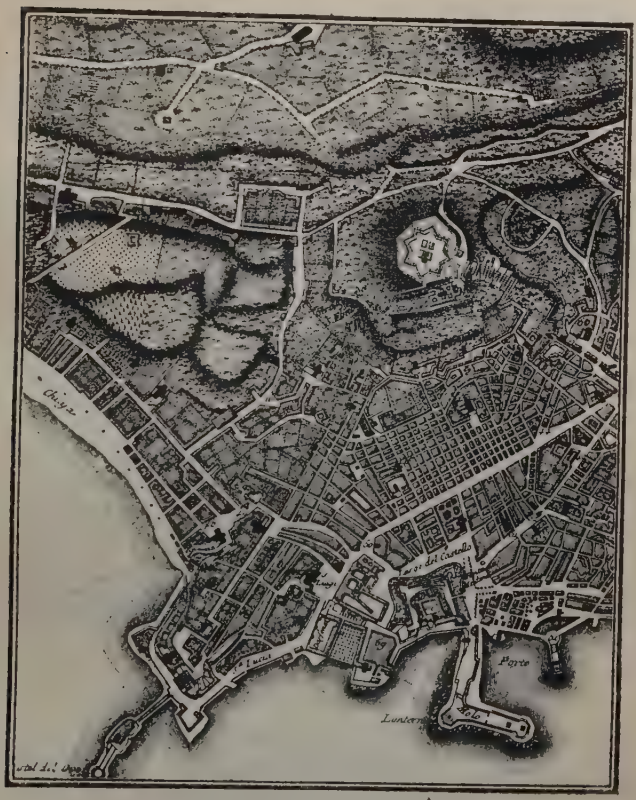
[1]) „Immer Schnee, Häuser von Holz, große Unwissenheit, aber Geld genug."

Elftes Kapitel

Das Wunderland

25. Februar bis 28. März 1787

Am ersten Tage, den Goethe in Neapel verbrachte, fühlte er sich kränklich und zugleich lernte er den Süden von der frostigen Seite kennen. Man war in einem recht guten Gasthofe eingekehrt, der nahe dem Meere in einem Eckhause an der Glockengasse und dem Burgplatze lag; die Glockengasse hatte ihr anderes Ende an der Straße Toledo, der größten und belebtesten der Stadt. Unsere Freunde bewohnten in ihrem Gasthofe, „alla Locanda del Sgr. Moriconi al Largo del Castello", ein schönes Eckzimmer mit Balkon nach beiden Seiten und vortrefflicher Aussicht; im Innern konnte man die Verzierung, besonders die lustige Deckenmalerei bewundern; leider aber fehlte jegliche Feuerstätte, und es war doch Februar, und um ihre Ecke, so nahe am Meere, pfiff ein kalter Wind. Tischbein ging aus, die Bekannten aufzusuchen, zuerst den Ritter Venuti, einen toskanischen, aber hier lebenden Edelmann, der die schönen Künste sehr liebte und selber malte; er war in Dingen des Geschmacks ein Vertrauensmann des hiesigen Königs. Goethe kannte ihn gleichfalls schon von Rom her, wo Venuti die farnesinische Erbschaft für den



Aus einem Plan von Neapel. (1769.)

Goethe wohnte am Largo del Castello. Gleich dabei der Kgl. Palast und das Neue Kastell (56). Darunter das Arsenal (59). Links führt die Uferstraße Chiaja zum Posilipp und nach Pozzuoli. Oben: Das Kastell S. Elmo (9).

König übernommen hatte; aber er fühlte sich nicht wohl genug zum Ausgehen. Er ließ sich ein Kohlenbecken in's Zimmer bringen: es stand auf einem Dreifuß; wenn man sich davor setzte und die Hände darüber hielt, fror man wenigstens nicht mehr an den Händen. Gegen die Kälte des Steinfußbodens konnte eine Schilfmatte leider wenig helfen. Pelze gab es in diesem südlichen Lande nicht mehr; zufällig hatte sich Goethe unterwegs im Scherze eine Schifferkutte gekauft; er zog sie an und band sie sich mit einem Kofferstricke um die Mitte fester: nun sah er halb wie ein Matrose, halb wie ein Kapuziner aus. So pflegte er denn sich selbst und die Holzkohle seines Öfchens: war die Glut oben mit Asche bedeckt, so mußte man diese Asche recht vorsichtig herunterziehen, damit die Glut wieder an die Luft gelangte. Ein gewaltsameres Verfahren würde größere Hitze hervorrufen, aber auch ein rasches Erlöschen und Erkalten.

*

Am nächsten Tage war er kein Patient mehr, sondern ein Schwelgender: Tischbein führte ihn herum zu den hundert Herrlichkeiten dieser Stadt und Landschaft. Goethe war doch noch überrascht, obwohl der Name Neapel ihn von frühester Kindheit an, von des Vaters Berichten her, alle irdische Schönheit hatte ahnen lassen.

Man sage, erzähle, male, was man will: hier ist mehr als Alles! Die Ufer, Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Kastelle, die Lustträume!

Im Südwesten schließt sich ein Hügel an die Stadt, der im Altertum nach einem Landhause Pausilypon, das Kummerstillende, genannt wurde, und von dem ein späterer Dichter gesagt hat, hier sei ein Stück Himmel

auf die Erde gefallen: un pezzo di ciel caduto in terra. Etwas anders drückt es Petrarka aus:

Natura volse
Mostrar qua giù quanto la sù potea:
Hienieden wollte die Natur uns zeigen,
Wieviel dort oben sie vermag.

Höchst wunderbar war dieser Hügel auch dadurch, daß man hindurch spazieren konnte. Eine „Höhle", tausend

Neapel. Von G. H. L. Nicolovius

Schritte lang, fünfzig Fuß hoch, dreißig breit, führte hier aus der freien Luft Neapler Seite nach der freien Luft von Bagnoli, einem Bade-Örtchen, und weiter nach Pozzuoli. Diese fossa occulta wird schon von den antiken Schriftstellern als Merkwürdigkeit erwähnt; im Mittelalter schrieb man ihre Entstehung dem Virgil zu, der zu jener Zeit bald für einen Heiligen, bald für einen Zauberer galt. Er hat in Neapel gelebt und auch in der Nähe seine letzte Ruhestätte gefunden; doch ist es nur Sage, daß eine schöne Stelle oberhalb der

Höhle eben dies Grab sei. Als König Robert von Anjou mit Petrarka hier herumging, fragte er, ob wohl wirklich Virgil durch Zauberkünste dieses Wunder vollbracht haben möge. „Ich habe nie gelesen," antwortete der Dichter, „daß Virgil ein Zauberer gewesen, und was ich sehe, sind Spuren des Eisens, nicht der Teufel." In der neueren Zeit ward dieser Stollen zweimal vergrößert. In seiner Mitte fehlte eine Kapelle für die Mutter Gottes nicht; aber auch Luftlöcher nach oben waren dort angebracht; schon Strabo erwähnt sie. Seneca klagt über die Dunkelheit; um nicht anzurennen, zündeten sich die Hindurchfahrenden und Gehenden Fackeln an, die an den Eingängen zu kaufen waren; die Fuhrleute schrien sich zu, ob sie auf der Bergseite oder Seeseite hielten.

Goethe hatte einen kleinen Felsendurchbruch aus der Römerzeit schon zwischen Basel und Biel gesehen; er war auch schon dreimal durch das „Loch von Uri" geschritten; aber gerade diese Erinnerung an die grauen Felsen und weißen Schneefelder des Gotthardberges ließen ihn jetzt das Paradiesische dieser südlichen Landschaft um so tiefer empfinden. Zufällig betrat er diese Grotte gerade, als die untergehende Sonne von der andern Seite hereinschien.

Ich verzieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck besonders von denen Gegenständen, die ich heut zum erstenmal sah, erhalten hatte. Und wie man sagt, daß Einer, dem ein Gespenst erschienen, nicht wieder froh wird, so konnte man umgekehrt von ihm sagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte.

Eingang in den Pauſilipp, Neapels Seite

„Campi Phlegraei“ von Sir William Hamilton

Der Serapistempel zu Pozzuoli

Von Charles Gore

Landesbibliothek zu Weimar

So bog Goethe das alte Sprüchwort: „Neapel sehen und dann sterben!“ in seiner Weise um. Er selber sehnte sich jetzt weniger denn je nach dem Ende.

*

Wäre es nach ihm gegangen, so hätten sie gleich am nächsten Tage den Vesuv erstiegen, denn der Geologe in ihm hatte lebhafter als der Landschaftsmaler und Altertumsforscher nach Neapel verlangt; die Nachrichten, daß dieser Berg jetzt in lebhafter Arbeit sei, hatten ihn in den letzten Monaten häufig erregt. Aber durch Tischbein war schon Anderes eingeleitet worden, und Goethe mochte seine Abmachungen nicht durchkreuzen.

Zuerst war Hackert zu besuchen. Der Maler Philipp nämlich. Das Städtchen Prenzlau in der Uckermark hatte die kunstbedürftige Welt mit vier Brüdern Hackert versorgt, ähnlich wie das hessische Walddorf Haina die Familie Tischbein aussandte. Karl Hackert in Genf war einer der ersten Darsteller der Hochalpen; einer seiner Brüder suchte in England sein Glück; Georg Hackert stach in Neapel die Landschaften, die sein Bruder Philipp malte, und dieser Philipp Hackert, jetzt ein Mann von fünfzig Jahren, war ein Günstling des Königs. Er bewohnte schöne Zimmer in dem hochgelegenen Palast Francavilla in der Vorstadt oder Straße Chiaja, wo die vornehme Welt am Meeresufer ihre Abendpromenade hatte. Goethe wußte schon von Rom aus über Hackert Bescheid; jetzt sah er seine Erwartung bestätigt: „Es ist ein sehr bestimmter, kluger Mann, der bei unausgesetztem Fleiß das Leben zu genießen versteht.“

Den Rest des Tages verbrachten sie am Strande, den Schiffsleuten zuschauend. Wie schön und merkwürdig waren hier auch die Muscheln. Und die Fische: welche wunderliche Gestalten!

*

Am ersten März mußten sie dann einer Einladung des Fürsten von Waldeck folgen, der sie nach Pozzuoli führen wollte. Er war mit seinem Schätzchen und deren altem Anhängsel von Mann schon seit einiger Zeit hier und hatte die Ankunft des Dichters durch Tischbein erfahren. Er forderte sogleich, ihm die wundersamste Gegend der Welt zeigen zu dürfen.

Ein halbes Jahrtausend vor Christus haben Griechen aus Samos hier am schönen Meerbusen eine Stadt Dikäarchia begründet. Dreihundert Jahre später war diese Stadt eine römische Kolonie, die wegen der vielen vulkanischen Einsturzhöhlen Puteoli, die Brunnen, genannt wurde. Sie entwickelte sich zur ersten Handelsstadt Italiens und vermittelte namentlich den gesamten Verkehr mit dem Morgenlande. Sie war sogar als Hafen der Stadt Rom zu betrachten, weil die Römer das trügerische Meer so lange vermieden, wie sie noch einen Landweg hatten. So kam es, daß auch der Apostel Paulus, wie man im letzten Kapitel der Apostelgeschichte liest, „bei Puteolen" den Boden Italiens betrat und sieben Tage lang in dieser großen Kaufmannsstadt predigte: hier wohnten ja viele aus dem Orient stammende Leute. In der Nähe besaß Cicero ein Landgut, welches er seine academia nannte; in dessen Stille verfaßte er seine quaestiones academicas. Eine Be-

MARE TIRRHENVM
SINVS PVTEOLANVS
Gaeta
Ischia
Procida
Misenum
Baiæ
Puteoli
Pausilypus
Neapolis
1 Cryptæ Neapolitanæ
2 Virgilij sepulchrum
3 Megillina
4 Templ. S. Mariæ
5 Altissimi collis ad vrbem
6 Mœnia alumni
7 Sudatoria S. Germani
8 Ardeatina Cisterna
9 Amphitheatrum
10 Templ. S. Januarij
11 Diuersa
12 Neptuni
13 S. Francisci
14 Mœnia Barbarana
15 Mœnia Nouæ
16 Cryptæ tractus mœnia.
17 Theatrum Mysteriorum
18 Villa Lucullo vetus
19 Mœnia vetustissima
20 Cenotaphium Ciceronis
21 Piscinæ Mirabilis
22 Templ. Veneris
23 Diuersa
24 Stabiæ
25 Thermæ Tiberij
26 Villa Pompeij
27 Villa Ciceronis
28 Hypogæum sepulchrale
29 Cumani Lacus
30 Villa Varia
31 Lacus Acherontis
32 Lacus Auernus
33 Antrum Sibyllæ
34 Sibyllæ domus
35 Arcus Felix
36 Mœnia Puteolana
37 Via Puteolana
38 Terræ motus
39 Portus Mysticus
40 S. Sebastiani
41 Molendina
42 Mœnia Puteolana

rühmtheit ganz anderer Art, Kaiser Kaligula, betätigte sich gleichfalls hier, indem er hier über das Meer den Sieg davon trug. Er baute nämlich eine Schiffbrücke von 3600 Schritten in das Meer hinein, ließ sie mit Erde bedecken und wie eine Heerstraße pflastern: darauf ritt er entlang, mit einer Krone von Eichenlaub geschmückt, und am nächsten Tage fuhr er mit einem Triumphwagen darauf herum: der Ozean erlitt es in ohnmächtigem Schweigen! Einige Jahrhunderte später kehrten andere seltsame Gäste: Alarich, Geiserich und Totilas hier ein, und nachher war dann das glänzende Puteoli in ein totes Nest verwandelt. Aber an dieser Stelle hat die sonst so freundliche Mutter Natur doch noch mehr verwüstet als der nordische Barbar: der Boden ist hier gar zu lebendig und er grenzt an die Meeresflut, die auch recht wilde Zeiten hat. Nach einem großen Erdbeben erhob sich im September 1538 in der Nachbarschaft plötzlich ein ansehnlicher neuer Berg. Es wurde damals und zu andern Zeiten hierzulande also Vieles verschüttet und überschwemmt. Da nun auch giftige Dünste an zahlreichen Stellen aus der Erde steigen, so ist es nicht weiter verwunderlich, daß dieser wunderbare Strich Landes trotz seiner Nähe zu Neapel in Vergessenheit geriet.

Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden die Altertumsfreunde auf Pozzuoli aufmerksam: ein sehr großer Serapistempel kam dort zum Vorschein; viele Statuen, Vasen und Säulen wurden ausgegraben; andere Tempelruinen zeigten sich, ein Amphitheater und Anderes. Bald wurde diese neu entdeckte alte Welt durch gelehrte Werke und prachtvolle Kupferstiche be-

kannt gemacht; reiche Herren schickten ihre Maler hierher; kluge Sammler vermehrten hier ihre Schätze.

Nun schaute hier Goethe um sich; er wurde ebenso sehr als Naturforscher wie als Altertumsfreund beschäftigt und erregt. Man war in einem Schifflein von Neapel zum Ziele gefahren: eine bescheidene Fahrt an der Küste entlang, aber doch Goethes erste Reise auf dem Meere! Dann Wagenfahrten und Spaziergänge: nach Bajae, wo einst Lucullus, Caesar, Pompejus, Marius, Seneka und andere berühmte Römer ihre Villen hatten. Auch zur Solfatara: schon Plinius hat sie erwähnt und Petronius in Versen beschrieben. Es ist ein eingestürzter Krater, ein Tal von 1000 Fuß Länge, 650 Fuß Breite, oberflächlich aus einer tonigen Dammerde bestehend, worunter aber Alles hohl ist. An einigen Stellen ist der Boden warm, an andern brennend heiß; aus vielen Öffnungen steigen Schwefeldünste. Namentlich an einer gewissen Stelle, der bocca grande, bricht ein dicker, heißer Dampf mit Geräusch hervor, bei stillem Wetter wohl 50—60 Ellen hoch. Schwefel, Alaun, Salmiak wurden hier gewonnen; aus dem gereinigten Schwefel formte man allerlei Schüsseln, Teller und Schalen: es sollte in gewissen Fällen gesund sein, daraus zu speisen, wie

Serapistempel

denn auch Kranke zu den Dünsten kamen und Heilung suchten.

An einer Seite der Solfatara befand sich ein Wasserbecken, welches Blasen warf, wie wenn es kochte; es war aber nur mäßig heiß: in der Nähe gab es dann auch sehr heiße Quellen. Die acqua delle Pisciarelle zeigte auf dem Reaumur-Thermometer 68 Grade.

Die Solfatara

Unweit von Bajae ist der See Avernus, den die Alten oft für den Eingang des Schattenreiches erklärten. Virgil läßt seinen Aneas hier im Walde den goldnen Zweig brechen, auf dessen Vorweisung ihn Charon über den Styx fuhr. Auch hieß es, daß kein Baumblatt in diesen See falle und kein Vogel darüber hinwegfliege.

Goethe kam aus dem Gefühl nicht heraus, daß er jetzt höchst merkwürdige und folgenreiche Stunden erlebe. Auch seine Gesellschaft hatte etwas Berauschendes: ein wohlwollender, weltkundiger Prinz und eine

Die Seen Averno und Lucrino und die Felsen von Cumae und Bajae. Gemalt von Philipp Hackert. Stich von Franc Morelli

schöne junge Frau, Alles wie in einem Romane! Zu Mittag speiste man bei einem Freunde des Fürsten, der oberhalb der Solfatara eine Villa besaß: hier war die schönste Aussicht über den Golf von Pozzuoli. „Von dem heutigen Tage wäre schwerlich Rechenschaft zu geben“ schrieb der Dichter nach der Heimkehr auf.

Wer hat es nicht erfahren, daß die flüchtige Lesung eines Buchs, das ihn unwiderstehlich fortriß, auf sein ganzes Leben den größten Einfluß hatte und schon die Wirkung entschied, zu der Wiederlesen und ernstliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzutun konnte. So ging es mir einst mit [Spinoza], und geht es uns mit bedeutenden Menschen nicht gleicherweise? — — —

Unterm reinsten Himmel der unsicherste Boden. Trümmer undenkbarer Wohlhäbigkeit, zerlästert und unerfreulich. Siedende Wasser, Schwefel aushauchende Grüfte, dem Pflanzenleben widerstrebende Schlackenberge, kahle widerliche Räume und dann doch zuletzt eine immer üppige Vegetation, eingreifend, wo sie nur irgend vermag, sich über alles Ertötende erhebend, um Landseen und Bäche umher, ja den herrlichsten Eichwald an den Wänden eines alten Kraters behauptend.

Und so wird man zwischen Natur- und Völkerereignissen hin und wieder getrieben. Man wünscht zu denken und fühlt sich dazu zu ungeschickt. Indessen lebt der Lebendige lustig fort, woran wir es denn auch nicht fehlen ließen. Gebildete Personen, der Welt und ihrem Wesen angehörend, aber auch durch ernstes Geschick gewarnt, zu Betrachtungen aufgelegt. Unbegrenzter Blick über Land, Meer und Himmel, zurückgerufen in die Nähe einer liebenswürdigen jungen Dame, Huldigung anzunehmen gewohnt und geneigt.

Das stand fest: nach Pozzuoli mußte er zu einem ruhigeren Studium zurückkehren.

*

Dasselbe sagte er sich aber auch, als er am andern Abend von der Besteigung des Vesuvs zurückgekehrt war. Das Glück war nicht günstig gewesen. Zunächst hatte unsichtiges Wetter einen Strich durch die Rechnung gemacht: zwei Drittel des Berges blieben immer mit Wolken bedeckt. Sodann verhielt sich der Berg, der in den letzten Monaten so stark gearbeitet hatte, auf einmal ganz ruhig: keine Feuerflamme, keine Steinwürfe, keine fließende Lava, kein Aschenregen. Nur Rauch. Stechender Rauch, der am Sehen und Atmen hinderte und zum Umkehren zwang.

Aber ganz leer kehrt ein Naturbetrachter niemals heim, am wenigsten vom ersten Besuche eines Vulkans. Und wenn er auch nur die Taschen voller Steine mitbringt.

*

Das schlechte Wetter dauerte am andern Morgen an: so paßte es doch zum Briefschreibetag. Goethe rühmte den Seinigen in Weimar zuerst die Lage dieser Stadt.

Man mag sich hier an Rom gar nicht zurückerinnern: gegen die hiesige freie Lage kommt einem die Hauptstadt der Welt wie ein übelplaciertes Kloster vor. Das See- und Schiffwesen gewährt auch ganz neue Zustände.

Die Freunde, oder sicherlich Charlotte, hatten ihm ihre Angst um ihn geschrieben; denn die Zeitungen berichteten jetzt soviel von Erdbeben im südlichen Italien und von Ausbrüchen des Vesuvs. „Die Erde ist überall des Herrn“ antwortete er ihr, und „Ich suche keine Abenteuer aus Vorwitz noch Sonderbarkeit.“ Von Erdbeben aber spreche man hier wie in Thüringen von Feuersbrünsten, und auch drüben in Sizilien sei es

längst nicht so gefährlich, wie man in der Entfernung es ausschreie.

Es war Freitag, und Goethe ging gegen Abend aus, die große Spazierfahrt des Adels zu sehen, die an diesem Wochentage stattfand. Am meisten bewunderte er die kleinen, schnellen, klugen, feurigen Pferde der hiesigen Rasse. Er hatte sonst wenig Sinn und Gefühl für Tiere; auch die Pferde, die er daheim geritten, waren ihm gleichgültig geblieben: jetzt ging ihm zum ersten Mal in seinem Leben das Herz gegen diese Geschöpfe auf.[1])

Der Sonntag ward den Kirchen gewidmet: den Gebäuden und Gemälden in erster Linie, aber auch den Predigern und Andächtigen. Alles mit einander war nicht recht ernst zu nehmen! In der Kathedrale geschah dreimal im Jahre das Januarius-Wunder: das geronnene Blut des Heiligen ward flüssig, wenn der Priester es dem Haupte eben dieses Heiligen näherte. Geschah das Wunder einmal nicht, so war es ein böses Zeichen für die nächste Zukunft.

Goethe lächelte über das Volk. „Aber weder zu erzählen noch zu beschreiben," fährt er in seinem Berichte fort, „ist die Herrlichkeit einer Vollmondnacht, wie wir sie genossen, durch die Straßen über die Plätze wandelnd, auf der Chiaja, dem unermeßlichen Spaziergang, sodann am Meeresufer hin und wider. Es übernimmt einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raums. So zu träumen ist denn doch der Mühe wert!"

*

[1]) Die Neapler Rasse ist später nicht gepflegt, also nicht auf der Höhe geblieben.

Neapel: Das Januarius-Wunder

Der Vesuv zeigte sich in diesen Tagen wieder lebendiger; also beredete Goethe seinen Freund Tischbein, ihn am Dienstag noch einmal hinauf zu begleiten; der Maler hatte von sich aus keine große Lust, er fand den Berg in der Nähe gar zu tot und häßlich; aber er mochte nicht Nein sagen. Sie fuhren auf zwei Kaleschen von der Stadt am Strande entlang, über Portici bis Resina; Kaleschen nannte man hier zweirädrige Wägelchen, wo der Fahrende in einer Art Muschel zwischen den Rädern saß; hinten auf stand der Fuhrmann. Es hatte lange nicht geregnet; so war Alles ringsum mit aschgrauem Staube bedeckt, auch die Dächer, Bäume und kleinere Pflanzen; aber die Sonne strahlte, und der Himmel war blau.

Als sie ausstiegen, um den Berg emporzuklimmen, empfingen sie am Fuße des steilen Hanges zwei Führer, die dort immer bereit standen, um die Fremden hinauf

Oberhalb Portici zum Vesuv. Von John Smith. Stich von W. T. Pouncy

zu schleppen. Nämlich so, daß der Fremde mit einer Hand in einen ledernen Riemen eingriff, den sein Führer sich umgegürtet hatte; mit der andern Hand hob er sich an einem Stocke hinauf. Schwächere Leute brauchten zwei Führer; der eine zog, der andere schob. Manche ließen sich auch auf Mauleseln das größte Stück des Weges hinauftragen.

Die Spitze des Berges wurde durch den eigentlichen vulkanischen Kegel und den nördlich davon gelegenen Berg von Somma gebildet. Das Tal zwischen beiden war, wie überhaupt die ganze Höhe, mit Bimssteinen, Schlacken, Stücken Lava und Asche angefüllt. Dieser Untergrund gab unter den Füßen nach; namentlich deshalb brauchte man die Führer, und kostete es für die kurze Entfernung viel Zeit. Oben war dieser Untergrund noch dazu warm oder geradezu heiß; die Stiefelsohlen verbrannten und zerrissen außerdem an den scharfen Schlacken, weshalb kundige Reisende allemal ihr ältestes Schuhwerk angezogen hatten. Die Führer aber gingen barfuß: ihre Fußsohlen waren durch das tägliche Auf- und Abklettern so hart wie Pferdehufe. Wenn der Berg in Tätigkeit ist, kann man natürlich nur mit dem Winde hinaufgehen — so weit es überhaupt möglich ist.

Als unsere Freunde ziemlich ermattet auf die Höhe gelangten, erquickten sie sich zuerst an der herrlichen Aussicht auf Neapel und den Golf. Bald aber umkreisten sie den qualmenden und spuckenden, Steine und Asche auswerfenden Kegelberg. Jeder Ausbruch bot ein großes, den Geist erhebendes Schauspiel: zuerst ertönte ein gewaltiges Donnern aus dem tiefsten Schlunde

herauf; dann wurden Steine zu Tausenden in die Luft geschleudert, größere und kleinere, und Aschenwolken stiegen dunkel empor. Der größte Teil der Steine fiel in den Krater zurück; die andern, auf die Seite getriebenen machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren und hupften mit dumpfem Getön an der Kegelseite hinab; die geringeren klapperten hinterdrein, und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dann trat Stille und Ruhe ein — bis zum nächsten Donnern.

Daß man hier bei weiterer Annäherung Etwas auf den Kopf bekommen konnte, war nicht zweifelhaft, und Tischbein wollte die Folgerung des gesunden Menschenverstandes ziehen; er meinte: überhaupt sei eine grüne Wiese mit weidenden Kühen und Ziegen viel schöner. Goethe aber war nicht so bald mit diesem Platze fertig. Wer kein Don Quixote ist, wird zwar nicht mit fliegenden und polternden Felsstücken den Kampf aufnehmen; aber Etwas abgewinnen kann auch der Schwache dem Übermächtigen. Goethe, Tischbein und die Führer brachten sich zuerst unter einem überhängenden Felsen der Somma in Sicherheit und stärkten sich dort durch Speise und Trank. Dabei maß Goethe mit der Uhr in der Hand die Zeit zwischen den Ausbrüchen: es dauerte immer zehn Minuten etwa. „Wer wagt's mit mir?“ Der jüngere Führer war bereit. Sie fütterten sich die Hüte mit leinenen und seidenen Tüchern und stellten sich bereit, die Stäbe in der Hand; Goethe griff in den Riemen des jungen Bauern.

Noch klapperten die kleinen Steine um sie herum, noch rieselte die Asche hernieder, als der rüstige Bursche

den deutschen Herrn mit sich fortriß, hinab und sogleich über das glühende Gerölle aufwärts. Dann standen sie an dem ungeheuren Rachen, dessen Hauch und Rauch durch eine leise Luft von ihnen abgelenkt wurde, aber das Innere der Schlucht, die aus tausend Ritzen dampfte, blieb doch verhüllt. Nur daß man durch einen Zwischenraum des Qualmes hie und da geborstene Felsenwände sah. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich, aber eben, weil sie nichts entdeckten, verweilten sie, um doch noch Etwas gewahr zu werden. So standen sie allzu lange, auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuren Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner; die furchtbare Ladung quoll herauf, zischte vor ihren Augen und Ohren in die Höhe; unwillkürlich duckten sie sich, wie wenn diese Demut sie vor den niederstürzenden Massen hätte schützen können! Die schrecklichen Sekunden gingen vorüber, ohne daß sie getroffen, getötet, zerschlagen wurden; schon klapperten die kleineren Steine, und nun stürzten sie fort — obwohl doch gerade jetzt wieder eine sichere Pause begann — und kamen noch mit der langsam niedersinkenden Asche am Fuße des Kegels an.

Dann ruhiger zum schützenden Felsen. Tischbein schalt mit der Entrüstung des von bangem Schrecken erlösten Freundes und bot den Tollkühnen einen Labetrunk. Und bald begann Goethe sein Lava-Studium. Der ältere der beiden Führer konnte die Jahrgänge unterscheiden und wußte auch sonst recht gut Bescheid.

Am Abend wieder in Neapel. Das war nun wieder ein Tumult! Wie anders aber als oben am

Krater! Doch auch hier sollte und konnte man studieren: die Volksmenge, ihre einzelnen Jahrgänge, Schichten, Bestandteile!

*

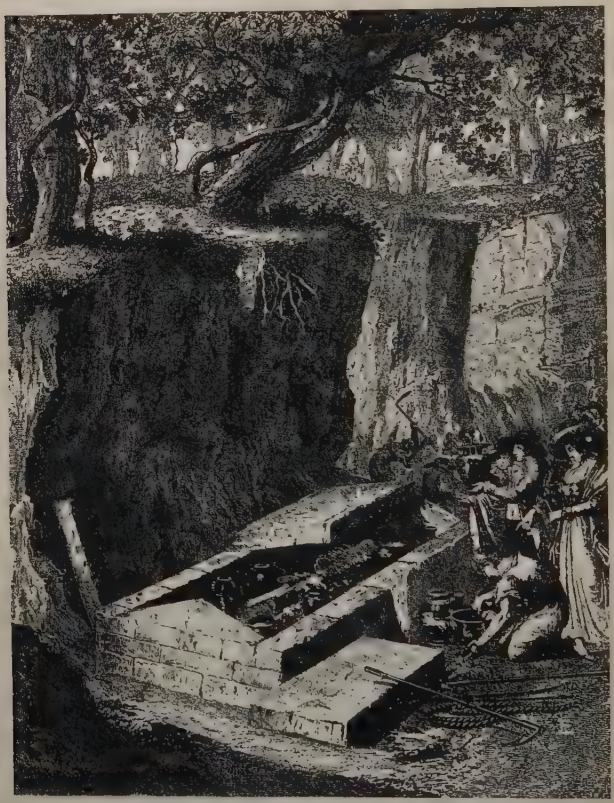
Die nächsten Tage war es dunkleres Wetter; die Regenzeit des Frühlings kündete sich an. In den Nächten sah man Flammen aus dem Vesuv steigen. Bei Tage erlebte Goethe jetzt das Meer zum ersten Male als ein Mächtiges, denn bisher war es eine lachende Fläche gewesen. Und vor den steigenden, brausenden Wellen bekannte er: „Die Natur ist das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet.“ Zu diesem Gedanken kam er, weil ihm hier unter den Menschenwerken das Theater nur denselben schwachen Eindruck gemacht hatte wie die Kirchen: den Eindruck eines Spiels für große Kinder. Es war jetzt Fastenzeit, also jede Theaterbelustigung völlig unstatthaft; also mußte man den Spaß, um ihn trotzdem zu haben, geistlich benennen und die Spektakelstoffe aus der Bibel nehmen. Im berühmten Theater San Carlo gab es daher eine geistliche Oper: ‚Die Zerstörung von Jerusalem durch Nebukadnezar‘: Kavallerie- und Infanterie-Angriff auf Tempel und Stadt, von einem Juristen Sernicola in Verse und vom Kapellmeister Giordanello in Musik gesetzt. „Mir ist es ein großer Guckkasten“ meinte Goethe; Das war es wohl für die Andern auch; aber für sich selber fügte er hinzu: „Es scheint, ich bin für solche Dinge verdorben.“

*

In Werken bildender Kunst haben die Kinder dieses heiteren Himmelsstriches nie Großes geleistet; und so alt diese Stadt war, es schienen ihr doch die Altertümer zu fehlen, die von der Kunst und Kraft der Vorfahren kündeten. Im Palast Colombrano war ein Kopf aus Erz von einem antiken Pferdekolosse übrig geblieben; ebendort erfreute eine feine weibliche Figur, eine Tänzerin, als ein Meisterwerk hellenischer Herkunft; aber man konnte hier nicht, wie in Rom, von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit schreiten.

Am 9ten März begab sich Goethe mit dem Prinzen von Waldeck und Anderen in das hochgelegene königliche Schloß Capo di monte, das, nachdem es als Wohnstätte zu unbrauchbar befunden, den königlichen Sammlungen gewidmet worden war. Jedermann schalt in diesem Museum über die Unordnung und schlechte Verwaltung; aber man kam doch auf seine Rechnung. Gemälde von Tizian, Correggio, Guido, Schidone, den Caracci usw. Für das Hauptstück galt Tizians ‚Danae'. Von Michel Angelo sah man eine Skizze zu seinem ‚Jüngsten Gericht'. In andern Zimmern lag eine Fülle von Münzen in Gold und Kupfer, auch von geschnittenen Steinen zur Schau: hier spürte man, daß der Boden Kampaniens an solchen Schätzen überaus reich war. Noch mehr erstaunte der Besucher über die Menge von sogenannten etruriſchen oder etruskischen Vasen, die in Wahrheit griechische Erzeugnisse waren und aus aufgedeckten Gräbern in den verschiedensten Gegenden des südlichen Italiens stammten. Diese Vasen waren mit Figuren bemalt; alle aus der Götter- und Heldengeschichte, viele zu Stellen der alten Dichter

passend. Goethe sah all diese antike Kleinkunst mit größtem Anteil. Wenn einem eine solche Vase in



Aufdeckung von Altertümern. Von W. Tischbein.
Rechts die nachmalige Lady Hamilton

Deutschland vorkäme, würde man sie schon als Seltenheit schätzen; hier maß man viele Stücke an einander und erkannte so erst das Bewunderungswürdige.

Aber was wollte diese Schau hier in der Stadt besagen gegen die Altertümer der nahen Umgebung! Das Museum in Portici! Die ausgegrabenen Städte Herculanum und Pompeji! Verschwunden sind diese Städte einst vom Bilde der Erde in wenigen Stunden, die eine mehr von der Asche, die andere mehr von Steinen und Lavaflüssen des Vesuvs überschüttet: der Berg hatte sich in jener Blütezeit der Griechen und Römer Jahrhunderte oder Jahrtausende ruhig gehalten, um plötzlich im Jahre 79 nach Christi Geburt seine volle Gewalt zu offenbaren. Die Wiederaufdeckung dieser Orte geschah zufällig und ging sehr langsam von statten, gar nicht planmäßig, wie Das ja auch von den hier regierenden Spaniern und andern Südländern nicht zu erwarten war. Uber dem Grabe von Herculanum waren die Dörfer Portici und Resina entstanden. Einer der dortigen Bauern grub sich im Jahre 1713 einen Brunnen und stieß dabei auf Altertümer; ein Nachbar erkaufte sich von diesem Bauern das Recht zu weiterem Nachgraben. Dieser aufmerksame Nachbar war ein Fremder, der kaiserliche Feldherr Prinz Emanuel Elbeuf aus dem Hause Lothringen. Er holte alsbald die herrlichsten Sachen heraus: Statuen, Tempelsäulen usw. und sandte sie dem Prinzen Eugen von Savoyen nach Wien, bis die spanische Regierung solche Entwertung des Bodens verbot. 1736 verkaufte der Prinz seine Ländereien in Portici an den König von Neapel, Don Carlos, der sich dort ein Schloß bauen wollte. Nun ward in größerem Maße bloßgelegt und man fand die Stadt Herculanum in achtzig Fuß Tiefe; Flußbett, Jupitertempel, Theater, Wohnhäuser, Reiter-

ſtatuen, Büſten, Gerät, Waffen, ſchließlich auch eine Menge verkohlter Bücherrollen, die den Altertumsforſchern eine unendliche Beſchäftigung verſprachen. Aber man mußte das Aufgedeckte immer wieder zuſchütten und die ganze Sache als unterirdiſchen Bergbau betreiben, da ja zwei Dörfer und ein königliches Schloß darüber ſtanden.

Die Ebene von Pompeji. Von Philipp Veith

Anders konnte es in Pompeji gehalten werden, wo 1721 gleichfalls ein Brunnenbau auf die Spur von Gebäuden führte. Hier lag nur ein rebenbepflanzter Hügel ein paar Fuß über der verſchwundenen und ganz vergeſſenen Stadt; ſie ließ ſich alſo leicht bloßlegen. Es geſchah trotzdem ſehr langſam und erſt von 1755 an. Alſo breitete ſich auch der Ruhm dieſer Entdeckungen nur allmählich aus. Es erſchienen jedoch gewiſſe prächtige Kupferwerke über die Funde, und deren Wirkung auf Geſchmack und Wiſſenſchaft war

beträchtlich; jetzt wurden die Fürsten und Reichen in ganz Europa begierig, Kunstwerke und Geräte aus den Gräberstädten in ihre Schatzkammern zu ziehen, und Nachahmungen dieser antiken Linien und Bilder wurden Mode. Ein neuer Stil kam auf. Jetzt erst ward auch die Bauart der antiken Wohnungen und Straßen ganz klar; jetzt endlich bekam man eine Fülle von Malereien jener Zeit, sogar in ganz frischem Zustande. Meister-

Aus Pompeji. Stich von Roßmäßler

werke fanden sich zwar nicht gerade unter diesen Wandbildern einer kleinen Stadt; sie konnten nur für rasche Handwerkerarbeiten gelten, aber sie zeigten doch einen hohen Grad allgemeiner Kultur und für die Entdecker viel Eigentümliches. Namentlich ward jetzt auch eine Menge Gerät ans Licht gebracht und dadurch ward die ganze Lebensweise der Menschen, die vor siebzehnhundert Jahren hier gelebt hatten, erkennbar.

Als Goethe von Tischbein hierher geführt wurde, konnte man Teile der sechsten, siebenten und achten Region der Stadt besuchen. Eine Straße, die Stabiana,

war von einem Ende bis zum andern aufgeräumt. Außer vielen kleinen Häusern für Handwerker sah man die Villa des Diomedes, ein Stück Gräberstraße, einen kleinen Tempel der Isis, eine Kaserne usw. Überall waren die Häuser ausgemalt gewesen. Die Mittelstücke der Wandbemalungen waren jetzt freilich ausgebrochen und ins Museum nach Portici verbracht; denn an der frischen Luft wären sie rasch verblichen; aber viele kleinere Sachen waren doch am Flecke geblieben, und wenn man sie mit Wasser überspritzte, leuchteten ihre Farben, meist rot, blau und gelb, wie frische auf. An Mosaiken fehlte es nicht; vor zwei Haustüren erfreute die freundliche Einladung: Salve. Inschriften waren auch da, ernste und andere. Jemand hatte an seine Hauswand eine Schlange gemalt und: Sacer est locus, non mejite pueri, zu deutsch: „Jungens, pißt nicht an diese Wand! Der Ort ist heilig!"

Die Straßen waren oft nur sechs Schritte breit. Merkwürdig klein waren ebenso die Häuser und Zimmer. Ein ebenso kleiner Hof bildete allemal die Mitte der engen und niedrigen Wohnräume, von denen viele kein Fenster hatten, so daß die Tür auch als Lichtbringer diente. Diese Türen waren so niedrig, daß auch der Mittelgroße sich bücken mußte. Kamine waren nirgends. Der Rauch der winzigen und dunkeln Küchen ging durch einen kleinen Rauchfang ab. Badezimmerchen aber waren vorhanden.

Hier ist von den Wohnungen der Kleinbürger die Rede. Aber auch ein dreigeschossiges Landhaus vor dem Tore verriet, daß die Alten bei oft großem Reichtum und Luxus manche Bequemlichkeit vermißten, die

wir fordern. Hier waren die Säulen des Hofes durch ein schiefes Dach mit den platten Dächern des ringsumliegenden Hauses verbunden, so daß ein bedeckter Umgang entstand. In den Zimmern sah man überall liebliche kleine Gemälde; im heimlichen Gemach war ein Weib an die Wand gemalt, das in der Rechten ein Schiffsvorderteil, in der Linken ein Füllhorn hielt. Einige Zimmer waren groß im Vergleich zu den eben erwähnten städtischen. Ein kleiner Garten fehlte nicht, auch nicht ein viereckiges Teichlein mit Springbrunnen und säulengetragenem Gartenhause. Unter drei Seiten der Gartenmauer lief ein Keller, in dem noch große irdene Amphoren standen. In diesem Keller fand man beim Aufgraben neun Leichen von Menschen, die hier Schutz gegen den Aschenregen gesucht hatten; in einem Zimmer des Hauses lag ein Mann, der einen Beutel mit Geld ergriffen hatte: als Niemand mehr Geld brauchte.

Neben diesem Herrenhause lag das Häuslein des Gärtners oder Verwalters; es war jetzt wieder bewohnt. Und in dem erwähnten Garten blühten nach einer Ruhezeit von siebzehn Jahrhunderten wieder die Pfirsichbäume und gefüllte Levkojen.

Es ging Goethen, als er hier herum wanderte, wie Anderen: Alles erschien so eng, so wunderlich, so spielerisch; es erinnerte an kleine Modelle zu größeren Bauten, wo nicht gar an den Puppenschrank. Die allgegenwärtige Wandbemalung deutete wohl auf allgemeinen Geschmack und nicht geringes Können der Zunft; es war aber doch auch nur eine Kunst für große Kinder. Und da nun das Ganze ein erst teilweise aufgedecktes ungeheures Grab war, so blieben seine Gefühle gemischt.

Recht heiter fühlten sich unsere Freunde erst wieder, als sie die mumifizierte Stadt hinter sich hatten und in einem bescheidenen Wirtshause am Meere ein kleines Mahl verzehrten. Nachher, bei Annäherung an Neapel, beachtete Goethe wieder die zahlreichen kleinen Häuser, die ihm schon neulich, bei der Rückkehr vom Vesuv, aufgefallen waren: einstöckig, sonderbar gebaut, ohne Fenster, die Zimmer nur durch die auf die Straße gehende Tür erleuchtet. „Von früher Tageszeit bis in die Nacht sitzen die Bewohner davor, da sie sich denn zuletzt in ihre Höhlen zurückziehen." Jetzt erbat er sich die Erlaubnis, in eine dieser „Höhlen" hineintreten zu dürfen; zu seinem Erstaunen sah er da saubere Räume und darin nett geflochtene Rohrstühle und eine Kommode ganz vergoldet und mit bunten Blumen staffiert und lackiert. Irgendwie erinnerte es ihn an Pompeji. Welche Umwälzungen die Jahrhunderte und Jahrtausende bringen: in derselben Gegend erweckt Mutter Natur in ihren Kindern immer wieder dieselben Bedürfnisse und Neigungen.

*

In der nächsten Woche verbrachte Goethe drei Tage bei Philipp Hackert in dem königlichen Lustschlosse zu Caserta, nahe der römischen Straße. Von hier war Alt-Kapua nahe, und er versäumte diesmal nicht, die Überreste zu sehen. Am meisten war von einem Amphitheater erhalten: Backsteinmauern, die noch mit weißen, marmorartigen Steinen überzogen waren. Auch ein paar Bögen eines Stadttores zeugten von der sagenhaften Größe der verschwundenen Stadt.

*

Am nächsten Sonntag, den 18. März, fügte Goethe seinen Altertums-Betrachtungen ein wichtiges Stück hinzu: Herculanum und das Museum in Portici. Wie schon erwähnt, konnte Herculanum nicht aufgedeckt werden, weil es sechzig Fuß tief unter zwei bewohnten und bebauten Dorfschaften lag; die Gewinnung von Schätzen der Vorzeit war hier also bergmännisch betrieben worden, und Goethe seufzte: Wenn es nur durch ordentliche deutsche Bergleute recht planmäßig ausgeführt worden wäre! Jetzt wurde der Neugierige viele Stufen hinunter in eine Gruft geleitet; dann sah er bei Fackelschein die Andeutungen eines antiken Theaters und ließ sich erzählen, was alles hier gefunden wurde. Man hatte doch große Teile der Stadt durchforscht und Vieles gelernt. Z. B. daß man in jenem Jahrhundert bereits Fensterglas besaß; es war aber dick und trüb, auch erst wenig gebräuchlich; daneben gab es noch Fensterscheiben aus dünnem Gips, der das Licht ein wenig durchließ. Übrigens saßen die Fenster oben gleich an der Decke; sie waren also nicht zum Hinaussehen bestimmt. Sonst waren Straßen und Häuser hier ganz wie in Pompeji: Lavapflaster, Mosaikfußböden, bemalte Wände usw. Zwei Reiterstandbilder, die vor dem Theater in Herculanum aufgefunden worden waren, standen jetzt droben im Licht vor dem Schlosse zu Portici. Sie wurden auch von gemeinen Leuten hochgeehrt, weil Pferde aus Marmor eine ganz große Seltenheit waren. Die Schildwachen verlangten deshalb von den Hinzutretenden, daß sie vor diesen Pferden den Hut zögen (oder den braven Soldaten ein Trinkgeld gäben).

Drinnen im Schlosse waren alle beweglichen Altertümer aus Pompeji und Herculanum versammelt, in schier übermäßiger Fülle! Man mußte empfohlen sein, ehe man diese königlichen Sammlungen besichtigen konnte; es durfte darin nichts aufgeschrieben und aufgezeichnet werden; auch hatte der Besucher gar keine Zeit, die tausend Merkwürdigkeiten nach Gebühr zu beachten. Man ging auf denselben Mosaikfußböden wie jene Menschen im Altertum, und die Augen ruhten auf denselben Gegenständen. Von den Statuen und

Antike Gemälde aus Herculanum

Büsten braucht nicht geredet zu werden: man hatte ihrer in Rom noch mehr; aber hier gab es über tausend antike Wandgemälde! In der Größe unserer Staffeleibilder, einige bis zu fünf Fuß Höhe; die meisten auf trockenem Grunde, a tempera, die andern auf nassem Kalk, al fresco, gemalt; jetzt alle durch Glas geschützt. Goethe konnte hier sehen, wie flinke Malermeister vor siebzehn Jahrhunderten seinen Orestes, seine Iphigenia, seinen Pylades in ihrer Art hingestellt hatten. Er mußte dabei an Angelika denken, die jetzt in Rom an denselben Figuren malte, wie er wußte. Noch ein anderes dieser antiken Bilder konnte er wie etwas Bekanntes begrüßen:

es war in seinem Geburtsjahre zu Resina gefunden und stellt einen Altar dar, um den sich eine Schlange windet, die das ihr auf diesem Altar dargebrachte Opfer verspeist; Inschriften waren auf diesen alten Bildern höchst selten; dieses hatte eine, die sich auf diese Schlange bezieht: Genius hujus loci montis, der Geist dieser Stelle des Berges. Goethe kannte dies Bild aus dem 1757 zu Neapel erschienenen Prachtwerke Le pitture antiche d'Ercolano; er war sicherlich selber an dem Entschlusse seines Herzogs beteiligt, daß der Bildhauer Martin Klauer genau solchen Altar mit der Schlange nachbilden und daß dieser Altar dann am Abhange eines Bergrückens im neuen weimarischen Parke stehen sollte. Jetzt eben ward in der fernen Heimat dieser Vorsatz ausgeführt und als Inschrift in den Stein gegraben: Genio hujus loci.

Und nun alle die Zimmer, die das Alltags- und festtägliche Leben jener längst verschwundenen Geschlechter aufs deutlichste zeigten! Eins enthielt alles zur Verehrung der Götter Gebräuchliche, ein zweites vornehmlich Lampen, Leuchter, Schüsseln, Vasen, ein drittes alles Küchengerät, ein viertes die Bedürfnisse des Schreibers und Gelehrten, vor allem seine Bibliothek, ein fünftes die hundert Sachen, die eine Dame zu ihrer Verschönerung braucht, ein sechstes Harnische und Waffen, und so weiter. Sogar die Eßwaren fehlten nicht: ein Brot mit aufgedruckten Schriftzeichen; Eier; eine Torte, die noch in der Pfanne im Ofen stand; Weizenkörner, Bohnen, Mandeln, Feigen, Datteln und Nüsse; eingetrocknetes Öl; eingetrockneter Wein, der wie Gummi aussah. Sodann die verschiedensten Instrumente, auch chirurgische und musikalische. Silberne Tassen glichen merkwürdig unsern Kaffeetassen. Sehr viele Eßlöffel waren da, aber keine Gabeln.

Goethe suchte sich recht Vieles rasch ins Gedächtnis einzudrücken. Jetzt erst glaubte er das richtige Bild der antiken Stadt zu gewinnen.

Jene kleinen Häuser und Zimmer in Pompeji erschienen mir nun zugleich enger und weiter. Enger, weil ich sie mir von so vielen würdigen Gegenständen vollgedrängt dachte; weiter, weil gerade diese Gegenstände nicht bloß als notdürftig vorhanden, sondern, durch bildende Kunst auf's geistreichste und anmutigste verziert und belebt, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumigkeit nicht tun könnte. Man sieht z. B. einen herrlich geformten Eimer, oben mit dem zierlichsten Rande. Näher beschaut, schlägt sich dieser Rand von zwei Seiten in die Höhe; man faßt die verbundenen Halbkreise als Handhabe und trägt

das Gefäß auf das bequemste. Die Lampen sind nach Anzahl ihrer Dochte mit Masken und Rankenwerk verziert, so daß jede Flamme ein wirkliches Kunstgebilde erleuchtet. Hohe, schlanke eherne Gestelle sind bestimmt, die Lampen zu tragen; aufzuhängende Lampen hingegen mit allerlei geistreich gedachten Figuren behängt, welche die Absicht, zu gefallen und zu ergötzen, sobald sie schaukeln und baumeln, sogar übertreffen.

Nur die Hoffnung, wiederzukehren, konnte über die Eile trösten, mit der man hier die unzähligen Eindrücke einsammeln mußte.

Übrigens war Portici auch sonst der merkwürdigste Ort. Von drei Seiten wurde es in seiner Existenz bedroht: das Bergwerk Herculanum konnte es von unten her verschlingen, das Meer von der einen Seite ersäufen, der Vesuv von der andern Seite unter glühenden Steinen und Lava begraben. Zunächst aber genoß man hier die schönste Augenweide.

Ein Mittagessen war in einer Schenke zu Torre dell' Annunziata bestellt; Georg Hackert, Ritter und Dame Venuti und andere Neapolitaner waren mit von der Partie. Hier wurde viel gescherzt, wie uns Tischbein von diesem Tage erzählt, aber der rechte Spaß begann erst nach dem Essen.

Wir gingen an den Strand des Meeres, welcher gerade hinter dem Hause war. Die Meisten streckten sich hier auf den Sand nieder, der sanft wie Sammet ist; doch war ihre Ruhe nur von kurzer Zeit. Sie sprangen bald wieder auf, und der gute Lacrimae Christi[1]), welcher in die Köpfe gestiegen war, tat seine Wirkung, besonders bei Hackert. Sie

[1]) Hier: hellroter Likörwein aus der Lakrima-Traube am Vesuv.

fingen an zu schäkern und sich mit Sand zu werfen. Die Marchesina Venuti, welche einen muntern Geist hatte, wollte sich nicht überwinden lassen; beide Hände griff sie voll Sand und warf damit. Nun wurde der Kampf allgemein; Jeder wurde beworfen, und Jeder griff nach Sand; anfangs nur nach trockenem, dann nach feuchtem und endlich nach ganz nassem, so daß Alle ganz übertüncht wurden. Dann fielen sie erschöpft zur Erde; aber kaum ausgeruht, erneuerten sie den Kampf mit noch größerem Eifer. Jetzt wurde nur nach dem nassesten im Wasser gegriffen; der Gegner wollte das Einsammeln dieser anklebenden Munition verhindern und

Kampf am Strande. Von W. Tischbein

stieß Den, der sich eben danach bückte. Dadurch kam Der in's Wasser, und damit auch der Andere naß würde, zog er ihn nach. So begann nun der Kampf im Meere. Sie benetzten sich mit Seewasser und trieben sich in dem nassen Elemente umher, wo denn die Kampflust abgekühlt wurde. Ganz ermattet streckten sie sich auf den Sand an die Sonne; in kurzer Zeit war Alles wieder trocken; der Sand fiel ab und ließ nicht den geringsten Fleck nach.

Das Ufer ist hier so flach, daß man weit ins Meer hineingehen kann, ehe das Wasser bis an die Waden steigt.

Goethe hatte sich vom Kampfe abgesondert und klopfte Stücke von den Felsblöcken, welche hier liegen, um die Brandung zu brechen, und untersuchte die Steinarten.

Von da fuhren wir mit Venuti nach seinem Hause.

*

In Neapel erzählte man sich als Neuestes, daß der Vesuv jetzt wieder Lava ergieße; sie fließe nach Olevano zu. Dies Schauspiel mußte Goethe sehen! Tischbein hatte keine Lust, den öden Berg noch einmal mühsam zu erklimmen, und so fuhr der Dichter ohne seinen Maler hinaus. Er fand die gleichen Führer warten, die er schon kannte, und nahm sie alle beide. Auf die Höhe gelangt, blieb der ältere bei den Mänteln und Eßwaren; mit dem jüngeren schritt Goethe mutig auf einen ungeheuren Dampf los, der unterhalb des Kegelschlundes aus dem Berge brach. An der Seite dieses Dampfes gingen sie aufwärts, ihm nach, bis sie endlich unter klarem Himmel aus dem schwarzen Gewölke die Lava hervorfließen sahen. Es war ein Strom von etwa zehn Fuß Breite; an den Seiten und an der Oberfläche aber kühlte sich die Lava beständig ab; so bildete sich ein Dach oder eine Kruste über einem Kanale; durch die Kruste, die wie ein Fladen mit gezackten Riefen aussah, ragten wunderliche Essen hervor, aus denen Schwefeldampf hervorquoll. Wo die Lava ans Licht trat, warf ihre Oberfläche schwimmende Schlacken rechts und links gleichförmig hinunter, wodurch sich denn nach und nach die Dämme erhöhten, zwischen denen der Glutstrom ruhig fortfloß: fast wie ein Mühlbach. Goethe und der junge Führer gingen neben dem ansehnlich erhöhten Damme her; die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis an ihre Füße. Durch einige Lücken des Kanals konnten sie den Strom von unten hinauf sehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten. Durch die hellste Sonne erschien die Glut verdüstert, und nur ein mäßiger Rauch stieg in die Luft.

Goethe begehrte, sich dem Punkte zu nähern, wo die Lava aus dem Berge quillt; es hieß, daß sie dort sogleich Gewölbe und Dach über sich her bilde; sein Führer sagte: er habe schon mehrmals auf diesem Gewölbe gestanden. Sie stiegen also hinauf und suchten diesem Ursprung trotz des giftigen Qualms nahezukommen. Sie fanden auch eine Stelle, die ein lebhafter Windzug einigermaßen reinigte, und sogleich standen sie wirklich auf dem mittleren Schlunde, auf einer breiartig gewundenen erstarrten Decke über dem Feuerstrome; diese Decke erstreckte sich aber so weit vorwärts, daß sie die eigentliche Quelle der Lava nicht mehr sehen konnten. Um sie herum dampfte es aus tausend Ritzen. Aus dem Kegel heraus fing es an zu tönen und Steine und Asche auszuwerfen. Die Steine fielen wieder in den Kegel zurück; viel später regnete dann die Asche auf die beiden kühnen Menschen. Sie versuchten noch ein paar Dutzend Schritte, aber der Boden ward immer glühender, und der Qualm wirbelte immer heftiger; er verfinsterte die Sonne und legte sich erstickend auf die Brust. Der Führer wagte nicht mehr fortzuschreiten; er ergriff Goethes Hand und zog ihn aus dem Höllenprudel heraus.

An geschützter Stelle erquickten sie sich, wie neulich, durch Speise und Trank. Dann ergab sich Goethe wieder seinen geologischen und mineralogischen Studien und sammelte, was er für sich und die Freunde nach Deutschland mitnehmen wollte.

Ein herrlicher Sonnenuntergang und ein himmlischer Abend beschlossen den heiteren Tag. Goethe aber empfand das Sinnen-Verwirrende der stärksten Gegensätze:

Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, Beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

*

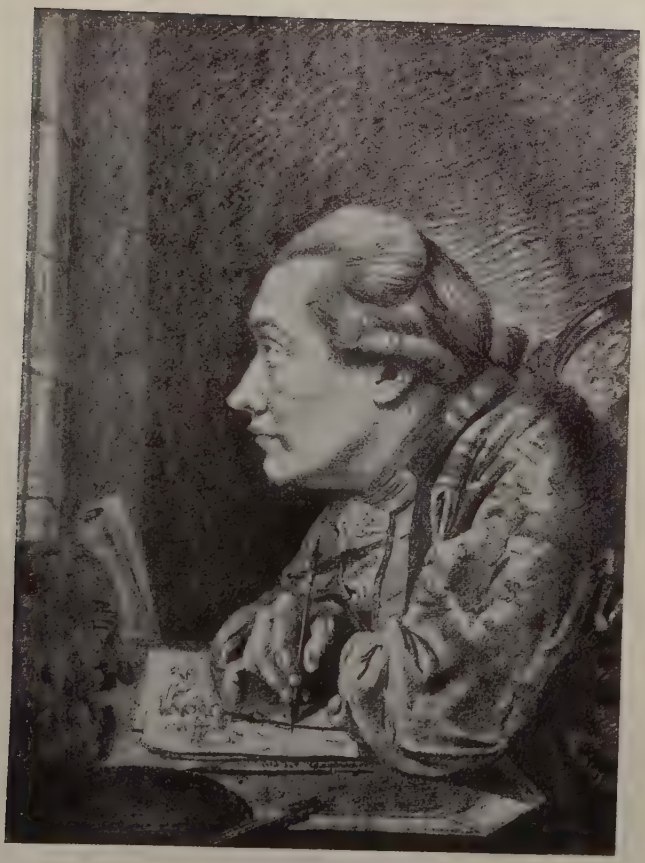
Das Kapitel des vulkanischen Berges konnte Goethe mit Befriedigung vorläufig abschließen. Was die Altertümer anging, so fehlte ihm in nächster Nähe auch nichts mehr, aber Pästum war nicht weit von hier und versprach eine Erweiterung der antiken Welt, die er sich in seinem Innern auferbaute.

Poseidonia, später Pästum und schließlich Pesto genannt, war ursprünglich eine griechische Stadt, von Sybariten begründet oder erobert. Unter den Römern kam sie bald herunter; Ovid und Vergil preisen nur noch die Rosen von Pästum, die zweimal im Jahre blühten. Die Sarazenen zerstörten den Ort vollends. Aber daß er nicht wieder erstand, ja völlig in Vergessenheit geriet, hatte natürliche Ursachen: Versumpfung des Bodens und eine höchst ungesunde Luft, die zumal im Sommer Krankheit und Sterben bewirkte. Die uralte Stadt verschwand also für die Menschen ebenso wie Pompeji, Herkulanum und Stabiä, obwohl ihre Reste in vollem Lichte da standen, obwohl diese Trümmer von Salerno, Neapel und andern belebten Orten leicht genug zu erreichen waren. Auch vom Meere lagen sie nur eine halbe Stunde ab.

Die Einen berichten, ein Jäger, der ein wildes Schwein verfolgte, habe eines Tages die Tempelruinen

wieder entdeckt; die Anderen, ein junger Maler, der aus dem benachbarten Flecken Capaccio stammte, habe sie in seinen Ferien abgezeichnet und das Bild in Neapel vorgewiesen. Irgendwie wurden einige Engländer aufmerksam und zogen aus, diese Merkwürdigkeit zu sehen, und von da an reisten manche Fremde an diese Stelle; unter den Ersten waren die deutschen Gelehrten Winckelmann und Volkmann, die zusammen die Fahrt machten. Seit 1764 kamen auch Abbildungen an die Öffentlichkeit. Goethe wußte von Winckelmann und Volkmann, was er hier zu erwarten hatte: zwei altgriechische Tempel, vorzüglich erhalten, und ein drittes öffentliches Gebäude, das eine Basilika oder ein Gymnasium gewesen sein konnte, d. h. ein Gerichtsgebäude oder eine Halle für die körperlichen Übungen nackter Knaben und Männer.

Goethe fuhr am Nachmittage des 22sten März bis Salerno, einem Pfaffenstädtchen, das an einem Meeresbusen, aber ohne Hafen, lag. Sein Begleiter auf dem zweirädrigen Kabriolett war nicht Tischbein, sondern ein anderer deutscher Maler, Kniep aus Hildesheim, ein Mann in Goethes Alter. Es war anfangs eine rasche Fahrt auf glatten Wegen durch ein fruchtbares und schönes Land; Goethe und Kniep führten abwechselnd die Zügel; ein halbwilder Junge, der sie bediente und zugleich den Fuhrwerksbesitzer vertrat, hockte hinten auf. Bei Alla Cava zeigte sich ein Berg so schön, daß man still hielt, damit der Maler ihn auf's Papier brachte. Und so gewann man auch ein Bild aus dem Fenster zu Salern. Im Mittelalter war hier eine sehr vorzügliche Ärzteschule gewesen; gegründet war der Ort



Christoph Kniep
Selbstbildnis
Römermuseum zu Hildesheim

Oreſt und Iphigenie. Von W. Tiſchbein

Die weiblichen Modelle: Emma Hart

Schloß zu Arolſen

durch Noahs Sohn Sem. In der Kathedralkirche stellte ein Gemälde den Tod des Adonis vor; in der Nähe hing der sterbende Christus. Man sah wieder einmal, wie im üppigen Süden auch die Mythologie wuchert.

Früh am andern Morgen fuhren die beiden Deutschen weiter, jetzt aber auf ungebahnten, oft morastigen

Salerno. Von Lemaitre

Wegen. Das Land ward immer flacher und wüster; das Sumpfige nahm zu, und man hatte wieder einmal Gelegenheit, den nilpferdischen Büffeln in die blutroten wilden Augen zu sehen. Endlich erkannten die Fahrenden einige länglich-viereckige Massen, die sie in der Ferne schon bemerkt hatten, als die Tempel von Pästum. Kniep suchte sich einen Standpunkt, sie zu zeichnen; Goethe ließ sich von einem Landmanne dahin und herumführen und war sehr erstaunt, aber nicht ange-

nehm erstaunt. Wie plump! Er stand nun wahrhaftig in uralten Tempeln jenes Volkes, dem er den größten Geschmack und Kunstsinn zuschrieb. O, er hatte sich ihre erhabensten Werke anders gedacht!

Ich befand mich in einer völlig fremden Welt. Denn wie die Jahrhunderte sich aus dem Ernsten in das Gefällige bilden, so bilden sie die Menschen mit. Ja, sie erzeugen ihn so. Nun sind unsere Augen und durch sie unser ganzes inneres Wesen an schlankere Baukunst hinangetrieben und entschieden bestimmt, so daß uns diese stumpfen, kegelförmigen, enggedrängten Säulenmassen lästig, ja furchtbar erscheinen.

Pästum. Von G. H. L. Nicolovius

Aber Goethe, immer des guten Willens voll: den allerbesten Willen hatte er doch stets gegen die Griechen! Er nahm sich also zusammen, erinnerte sich des Ganges der Kunstgeschichte, gedachte der Zeit, der solche Bauwerke gemäß sein mußten, vergegenwärtigte sich den strengen Stil der Plastik, und ehe eine Stunde vergangen war, fühlte er sich schon einverstanden mit Dem, was seine Augen sahen.

Ja, ich pries den Genius, daß er mich diese so wohl erhaltenen Reste mit Augen sehen ließ, da sich von ihnen durch Abbildung kein Begriff geben läßt. Denn im architektonischen

Aufriß erſcheinen ſie eleganter, in perſpektiviſcher Darſtellung plumper, als ſie ſind. Nur wenn man ſich um ſie her, durch ſie durch bewegt, teilt man ihnen das eigentliche Leben mit. Man fühlt es wieder aus ihnen heraus.

Die beiden Deutſchen blieben faſt den ganzen Tag, Kniep dem Zeichnen, Goethe dem Schauen hingegeben. Die Nacht verbrachten ſie wieder in Salern; am andern Morgen genoſſen ſie die Fahrt nach Neapel. Der Veſuv, von einer ungewohnten Seite geſehen, fruchtbarſte Gefilde, die Pappeln an ihrer Straße „pyramidalkoloſſal.“ Auf einer Höhe erſchien ihnen dann Neapel in ſeiner Herrlichkeit: die meilenlange Reihe von Häuſern am flachen Ufer des Golfs hin, die Vorgebirge, Erdzungen, Felſenwände, dann die Inſeln und dahinter das Meer. Aber ein wildes Geſchrei neben ihren Ohren erſchreckte ſie zugleich. Goethe wandte ſich ärgerlich um nach dem Jungen, der bisher ſo artig geweſen und plötzlich wie ein Wahnſinniger brüllte. Der Knabe duckte ſich unter dem zankenden Herrn, der die Hand gegen ihn erhob; eine Weile rührte er ſich nicht; dann klopfte er Goethen von ſeinem Rückſitz zaghaft auf die Schulter, ſtreckte den Arm und Zeigefinger nach vorn und bat: „Signor, perdonate! Questa è la mia patria!“

Dem deutſchen Dichter traten die Tränen in die Augen.

Zwölftes Kapitel

Die erste Seereise

29. März bis 2. April 1787

„Wir müssen Griechenland und Dalmatien zusammen besuchen" redete der Prinz von Waldeck, wenn er mit Goethe zusammentraf. So kühn wagte Dieser nicht zu träumen; aber den Gedanken, ob er nach Sizilien gehen solle, wog er lange hin und her. Wenige Reisende wagten sich dahin, und allgemein war die Meinung, daß es sich nicht lohne, soviel Zeitverlust, Mühsal, Entbehrung und Gefahr auf sich zu nehmen, um nachher sagen zu können, daß man auch dort gewesen sei. Unterwegs, vom Schiffe aus, konnte man von mohammedanischen Raubschiffern in Gefangenschaft geschleppt, auf der Insel aber von einheimischen Räubern totgeschlagen werden: wozu sollte man zu so großen sicheren Beschwerden auch noch die Freiheit und das Leben aufs Spiel setzen?

Endlich, nach der Mitte März, entschloß sich Goethe, die dreispitzige Insel trotzdem kennen zu lernen; er fand, daß in Neapel seine Reise „zu stumpf" endigen würde. Er hatte schon eine Korvette nach Palermo segeln und wohlbehalten zurückkommen sehen; nach acht Tagen sollte sie den Weg wiederum machen; dieses bestimmte Hin- und

Herfahren und das ganze in Amerika vortrefflich gebaute Schiff flößte ihm Vertrauen ein. Aber Tischbein zeigte gar keine Lust; ja, es ward deutlich, daß dieser allerbeste Freund jetzt überhaupt eigene Wege zu gehen wünschte. Goethe durfte es ihm nicht verdenken. Mit sechsunddreißig Jahren hatte der Maler noch keinen festen Platz, keine sichere Versorgung gewonnen. Die Unterstützung aus Gotha langte nicht weit; die Aussichten im Vaterlande waren gering. Hier in Neapel aber bezahlte der König die Gebrüder Hackert und den Bilder-Ausbesserer Friedrich Andres und schätzte sie; die Königin war eine Tochter der Maria Theresia und von deutschen Hofdamen umgeben; der Ritter Venuti, der großen Einfluß bei Hofe hatte, mochte den neuen Deutschen wohl leiden. Kurz, Tischbein gedachte sich hier einzunisten, und so konnte er nicht mehr in bisherigem Grade an Goethe gebunden bleiben. Der Entschluß, sich von diesem großen und guten Manne zu trennen und ihn allein ins Ungewisse ziehen zu lassen, in ein fremdes Land, wo doch Goethe außer einem Freunde und Gehilfen auch gerade einen Maler brauchte, der das gemeinsam Gesehene auf dem Papiere festhalten konnte: dieser Entschluß wäre vielleicht unmöglich gewesen; aber da traf es sich vortrefflich, daß Kniep hier ohne rechte Aufgabe ein sehr ärmliches Leben fristete, und Kniep war ein vorzüglicher Zeichner von Landschaften. Tischbein hatte Mühe, den armen Kollegen auch nur aufzufinden; als er ihn dann zu Goethe führte, verstanden sich die Beiden gut.

Auf der Fahrt nach Pästum prüften sich Goethe und Kniep noch mehr an einander; nun schlossen sie

Vom Schiffe aus, am 30. März 1787. Von Chr. H. Kniep

einen Vertrag. Am 25sten März besahen sie zusammen das Schiff nach Sizilien und das ihnen bestimmte Kämmerchen darin. Goethe aber bemerkte in diesen Tagen, daß es seinem neuen Gefährten gleichfalls schwer zu sein schien, sich von Neapel loszureißen, und Kniep gestand, woran es lag. Ihm war Neapel schon eine Art Heimat. Eines Mädchens wegen hatte er hier so kärglich gelebt und durch sie war er trotzdem glücklich gewesen. Goethe ließ sich die Schöne zeigen: ein gar liebliches Geschöpf von anmutigem Betragen! Von ihr zu gehen, welch' ein Entschluß! Aber Kniep tröstete sich: nach der Rückkehr werde er wohlhabender sein und besser für sein Liebchen sorgen können.

Nun folgten die Tage des Einpackens. Auf Donnerstag, den 29sten März, war die Abfahrt festgesetzt. Die erste wirkliche Seereise für Goethe! Wie lange sie dauern werde, wer konnte es sagen? Zuweilen wurde Palermo schon in 36 Stunden erreicht, zuweilen in sechs Tagen noch nicht. Das Wetter war zuletzt recht ungewiß gewesen; heute begann der Tag so schön wie möglich. Aber am Strande hörten sie: der Wind sei der allerhinderlichste. Nun standen sie am Ufer herum oder saßen in einem Kaffeehause. Mittags erst gingen sie auf's Schiff und hatten dort zunächst auch weiter nichts als die Aussicht von einem neuen Punkte.

Links Ischia. Rechts Capri und Misenum. Von Chr. H. Kniep

Erst mit Beginn der Nacht bewegte sich das Schiff von der Stelle: ganz langsam. Der Wind wollte es nach dem Posilipp hinüber drängen. Als am andern Morgen die Sonne gar herrlich aufging, sah man sich erst zwischen Ischia und Capri.

Um es kurz zu sagen: die Fahrt war weder von den schlimmsten noch von den besten. Der Kapitän mußte viel manövrieren, und die Unruhe der Wellen ward in der einen Nacht zum Sturme. Goethe lag zumeist seekrank in seiner Kajüte, aber es ging ihm nicht ganz schlecht, denn er konnte seinen ‚Tasso', den er sich als einzige poetische Arbeit mitgenommen hatte, durchdenken und die zwei fertigen Akte aus der ursprünglichen poetischen Prosa nach seinen jetzigen Anforderungen in eine edlere Form umbilden. Kniep, dem das Schaukeln nichts tat, sah fleißig nach ihm; dem Maler schmeckte das Essen; er zeichnete die verschiedensten Dinge und brachte sie herunter. Einige Male stieg doch auch Goethe ans Licht, und eigentlich entging ihm Nichts, was zur Seereise gehört: das allmähliche Verschwinden der Küste, das Auftauchen von Inseln, unter denen hier der berühmte Vulkan Stromboli war, die Stunden, wo man Nichts sieht als Meer und Himmel, das Begegnen mit andern Schiffen, die Lichtwirkungen der Sonne und des Mondes, das bald sanfte Wiegen, danach das heftige und bedrohliche Auf und Ab des Fahrzeugs, das Erscheinen von Seetieren:

hier waren es muntere Delphine und eine große Schildkröte. Je mehr sie sich Sizilien näherten, um so länger hielt es Goethe auf dem Verdecke aus.

Nach neunzig Stunden, am 2ten April, nachmittags um Drei, liefen sie endlich im Hafen von Palermo ein. Jetzt fühlte sich Goethe wieder ganz wohl; er war höchst entzückt von dem Anblick, der sich ihm hier bot. Andere drängen sich vom Schiff herunter, wenn kaum die Brücke gelegt ist; er und Kniep standen und vergaßen ganz, daß sie hier im Wege waren; sie schauten nur.

Die Stadt, gegen Norden gekehrt, am Fuß hoher Berge liegend; über ihr, der Tageszeit gemäß, die Sonne herüberscheinend. Die klaren Schattenseiten aller Gebäude sahen uns an, vom Widerschein erleuchtet. Monte Pellegrino rechts, seine zierlichen Formen im vollkommensten Lichte; links das weit hingestreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen. Was ferner eine allerliebste Wirkung hervorbrachte, war das junge Grün zierlicher Bäume, deren Gipfel, von hinten erleuchtet, wie große Massen vegetabilischer Johanniswürmer vor den dunkeln Gebäuden hin und wider wogten. Ein klarer Duft blaute alle Schatten.

Palermo. Blick vom Monte Pellegrino auf Stadt, Golf und die Bagheria

Von Charles Gore
Landesbibliothek zu Weimar

Palermo und der Monte Pellegrino

Von Charles Gore

Vorn links die Strandpromenade Marina

Landesbibliothek zu Weimar

Dreizehntes Kapitel

Palermo

2. bis 18. April 1787

Sechzehn Tage blieb Goethe in Palermo; sie gehörten zu den glücklichsten seines Lebens. Schon daß er nun eine Seereise erlebt hatte, stimmte ihn immer wieder freudig. Das Meer hatte ihm in seinen Begriffen bisher gefehlt; solange er nur auf dem Lande Bescheid wußte, war er als Dichter, Leser, Maler, Kunstkenner, Naturphilosoph noch nicht fertig ausgebildet gewesen. Sogar ein großes religiöses Erlebnis hatte er nun in sich aufgenommen.

Hat man sich nicht ringsum vom Meere umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und seinem Verhältnis zur Welt.

In Palermo traf er Alles wie gewünscht. Der Gasthof, nahe am Hafen, war von den besten, der Wirt ein freundlicher alter Mann, die Aussicht von seinen Fenstern bei jedem Lichte unglaublich schön. Jedermann zeigte sich gegen die Fremden höflich und zuvorkommend. Und namentlich wußte Goethe jetzt, daß er es mit seinem Begleiter recht gut getroffen hatte. Da Kniep bisher im Dunkeln geblieben, hätte man schließen können, daß

er als Maler oder als Mensch nicht viel tauge. Aber dieser Mann hatte manche Tugenden, z. B. großen Fleiß, einen stets frohen Sinn und ehrliche Bescheidenheit; sein Fehler in seiner Kunst bestand vielleicht in allzugroßer Sorgfalt und Sauberkeit, und gerade diesen Fehler ließ sich Goethe gern gefallen.

Palermo war eine große Stadt: man konnte die Einwohner auf hundert- bis zweihunderttausend schätzen, und da diese Südländer halb oder ganz auf der Straße leben, so bot ihr Gewimmel die bunteste Unterhaltung. Zwei lange Hauptstraßen, der Cassaro, an dem Goethe wohnte, und die Via Macqueda kreuzten sich in dem Platze der „vier Ecken", wo sich vier gleiche Barockpaläste und vier Brunnen einander gegenüberstanden. Hier, wo also auch die Stadtviertel zusammenstießen, brauchte man sich nur zu den vielen andern Müßiggängern zu stellen, so fehlte Nichts mehr zum Theater: das Leben gaukelte in immer neuen Bildern vor den Zuschauern vorbei.

Wer dann die Augen schloß und sich die sogenannte Weltgeschichte vergegenwärtigte, wie sie über diesen Platz hinweggerauscht sein mochte, sah erst recht die buntesten Gestalten. Die Phönikier sollen sich zuerst hier festgesetzt haben; sie nannten diese Kolonie: „Lager der Buntwirker." Dann kamen die Karthager angefahren und richteten hier ihre große Flottenstation gegen die Römer ein, bis Diese den Sieg davontrugen und sich auch in Sizilien zu Herren machten; nun hieß diese Stadt: Colonia Augusta Panormitanorum. Später erschienen die Goten, aber die Byzantiner gewannen bald nach ihnen die Oberhand. Dann zweihundertundvierzig

Jahre Sarazenen-Herrschaft. Weiter: Normannen, deutsche Hohenstaufen, Franzosen, Spanier, Savoyer. Jetzt gehörte Palermo zum Königreich beider Sizilien, das eine Sekundogenitur der spanischen Bourbonen war; der König wohnte in Neapel; hier vertrat ihn ein Vizekönig. Auch ein Erzbischof residierte hier.

Eine solche Geschichte mußte in zahlreichen Bau- und Bildwerken ihre Zeugnisse hinterlassen haben. Goethe aber fühlte wiederum keinen sonderlichen Trieb, diese Überreste zu suchen; er hätte hier nach normännischen und sarazenischen Bauwerken fragen sollen, aber ihn dürstete nur noch nach griechischer Kunst, und sie war auf dieser Insel an anderen Stellen zu suchen. Nur nebenbei sah er „ein maurisches, bis jetzt wohl erhaltenes Haus", die Ziza. In der Vorhalle rauschte unter einem Honigzellen-Gewölbe ein klarer Bronnen über weiße Marmorfliesen. Das ganze Gebäude war „nicht groß, aber mit schönen, weiten und wohl proportionierten, harmonischen Räumen." Goethe und Kniep ergötzten sich daran und faßten ihr Urteil so zusammen: „In einem nördlichen Klima nicht eben bewohnbar, im südlichen ein höchst willkommener Aufenthalt." Aber man nahm doch dies Haus nur als Sonderbarkeit; Goethe blieb hier ein Vorübergehender, der das liebevolle Studium und eine etwaige Begeisterung andern Liebhabern und Fachleuten überläßt. Auch für ihn hatte der Tag nur vierundzwanzig Stunden, und sein Geist, den er selber so oft als unersättlich empfand, war hier doch von andern Eindrücken und Gegenwirkungen völlig in Anspruch genommen.

*

Da war zuerst die Landschaft, die von immer neuen Punkten zu betrachten er nicht müde wurde. Und was sah er, der Naturkundige, nicht alles nebenbei! Wenn ihm dann ein Führer von einer Schlacht umständlich berichten wollte, die Hannibal oder Hasdrubal an dieser Stelle geliefert haben sollte, wandte er sich unwillig ab. Was schiert uns so ein ehemaliger Totschläger, wo uns heute noch ein Paradies vor Augen liegt! Conca d'ora hieß diese Landschaft, „Muschel von Gold". Den Monte Pellegrino nannte Goethe das schönste aller Vorgebirge der Welt; er hatte zwar erst angefangen, solche Vorgebirge zu sehen, aber wie konnte es ein noch schöneres geben? Nun war aber diese Art Landschaft überhaupt ein Neues für ihn, obwohl er in Neapel darauf vorbereitet worden war. Hier war eine neue Art Beleuchtung und Farbengebung, und zu diesem Lichte oder Glanze trat die südliche Pflanzenwelt. Schon vor der Landung empfand Goethe diese Eindrücke tief.

Mit keinem Worte ist die dunstige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebte, als wir am schönsten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Reinheit der Konturen, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Nun versteh' ich erst die Claude Lorrains und habe Hoffnung, auch dereinst im Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieser glücklichen Wohnung hervorzubringen. . . .

Der Abend mit hellem Mondschein reihte sich prächtig an dieses Sonnenbild, und am andern Tage begrüßte und beschäftigte der üppige Frühling der Gärten die an solche Triebkraft der Blätter und Blüten nicht gewöhnten Gäste. Es gab viele Gärten in Pa-

lermo, auch große öffentliche. Einer davon, La Flora, an der Villa Giulia, am Ende der Strandpromenade La Marina, bestand erst seit zehn Jahren; aber Nichts deutete mehr auf Kindheit und Anfang. Goethe ging gar gern hierher; „es ist der wunderbarste Ort von der Welt."

Regelmäßig angelegt, scheint er uns doch feenhaft: vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, versetzt er ins Altertum. Grüne Beeteinfassungen umschließen fremde Gewächse. Zitronenspaliere wölben sich zum niedlichen Laubengange. Hohe Wände des Oleanders, geschmückt von tausend roten, nelkenhaften Blüten, locken das Auge. Ganz fremde, mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrscheinlich aus wärmeren Gegenden, verbreiten seltsame Zweige.

Eine hinter dem flachen Raum erhöhte Bank läßt einen so wundersam verschlungenen Wachstum übersehen und lenkt den Blick zuletzt auf große Bassins, in welchen Gold- und Silberfische sich gar lieblich bewegen, bald sich unter bemooste Röhren verbergen, bald wieder scharenweis, durch einen Bissen Brot gelockt, sich versammeln.

An den Pflanzen erscheint durchaus ein Grün, das wir nicht gewohnt sind, bald gelblicher, bald blaulicher als bei uns.

Was aber dem Ganzen die wundersamste Anmut verlieh, war ein starker Duft, der sich über Alles gleichförmig verbreitete, mit so merklicher Wirkung, daß die Gegenstände, auch nur einige Schritte hinter einander entfernt, sich entschiedener hellblau von einander absetzten, so daß ihre eigentümliche Farbe zuletzt verloren ging oder wenigstens sehr überbläut sie sich dem Auge darstellten. Welche wundersame Ansicht ein solcher Duft entfernteren Gegenständen, Schiffen, Vorgebirgen erteilt, ist für ein malerisches Auge merkwürdig genug, indem die Distanzen genau zu unterscheiden, ja zu messen sind; deswegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchst reizend ward. Man sah keine Natur mehr, sondern nur Bilder, wie sie der künstlichste Maler durch Lasieren auseinander gestuft hätte.

Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben. Die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres: Das alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne sowie ins Gedächtnis. . . .

*

Ja, Phäa! Waren nicht ihre Bewohner ursprünglich aus Sizilien gekommen? Konnte man sie nicht hier wiederum heimisch denken? So waren diese Anlagen an der Marina die Gärten des Alkinous! O, Goethe mußte die Stelle, wo Homer diese immer lebendigen, immer fruchttragenden Gärten schildert, wiederum im Griechischen lesen! Er mußte sich jetzt eine griechische Odyssee kaufen, mußte seinem Begleiter das Schönste daraus übersetzen. Kniep sollte es mitgenießen: wie dort die Bäume mit laubigem Wipfel gen Himmel streben, wie es nie fehlt an reifen Birnen, Äpfeln, Granaten, Oliven, Feigen; wie selbst die Reben an einigen Stellen erst blühen, an andern schon voll überreifer Trauben hängen.

An dem Ende des Gartens sind immerduftende Beete
Voll balsamischer Kräuter und tausendfarbiger Blumen.
Auch zwo Quellen sind dort: die eine durchschlängelt den Garten
Und die andere gießt sich unter die Schwelle des Hofes
An den hohen Palast, allwo die Bürger sie schöpfen.
Siehe, so reichlich schmückten Alkinoos' Wohnung die Götter.

Schon im Oktober, als er zwischen Bologna und Florenz im Reisekarren saß oder auch nebenher schritt, war ihm der Einfall gekommen, daß ‚Odysseus auf Phäa' ein Drama geben könne; jetzt kehrte der Gedanke mit

neuer Kraft zurück, und schon labte er sich an dem Bilde, wie die liebliche Nausikaa den schiffbrüchigen Odysseus freundlich tröstet und ermuntert:

In meines Vaters Garten soll die Erde
Dich umgetriebnen, vielgeplagten Mann
Zum freundlichsten empfangen.
Das schönste Feld hat er sein ganzes Leben
Bepflanzt, gepflügt und erntet nun im Alter
Des Fleißes Lohn, ein tägliches Vergnügen.
Dort dringen neben Früchten wieder Blüten,
Und Frucht auf Früchte wechseln durch das Jahr.
Die Pomeranze, die Zitrone steht
Im dunkeln Laube, und die Feige folgt
Der Feige . . . .
Dort wirst du in den schönen Lauben wandeln,
An weiten Teppichen von Blumen dich erfreu'n.

Wann war doch schon einmal Homers Odyssee auf einer Reise so lebendig in ihm geworden? Ja, einst auf dem Thuner See und nachher in Lausanne! Odysseus, der von den Sirenen angelockt wird, hatte damals vor seinem Geiste gestanden, und die böse Fahrt zwischen Scylla und Charybdis. Aber was hatten der edle Sänger und sein Held mit dem Schweizergebirge zu tun? Hier wehte die Luft, in der Homers Gestalten atmeten. Dort war es dunkler Vorwinter gewesen; hier lachte der Lenz; hier fühlte auch er, der deutsche Dichter, sich eigentlich daheim.

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Äther ohne Wolken.

So bildete sich das neue Drama in ihm, ‚Nausikaa' nach ‚Iphigenien'.

*

Aber neben dem Dichter wohnte der Naturforscher in seiner Brust, und hier in den Gärten gewann die Pflanzenwelt bald die größere Macht über ihn. Er glaubte schon lange einer großen Entdeckung auf der Spur zu sein. Im botanischen Garten zu Padua hatte er die Entwicklungsfähigkeit der Palmblätter mit Händen greifen können; diese Veränderlichkeit aller Blätter, aller Pflanzenteile beschäftigte ihn immer wieder. Welcher Bauplan lag zugrunde? Was war das Gemeinsame aller Pflanzenarten und Pflanzenteile, wodurch sie sich alle gleichen und uns nötigen, sie zu einem Begriff zusammenzufassen? Linné, der Beherscher der botanischen Wissenschaft, zwang seine Schüler, unzählige Pflanzen zu kennen, zu beschreiben und in die von ihm festgelegten Abteilungen einzuordnen; ein ungeheures Herbarium von eingetrockneten Pflanzen war das Ergebnis solcher Kenntnistreiberei. Goethe stand den Franzosen näher; er ging an die Kinder Floras heran als ein Liebhaber des beständig gestaltenden Lebens, ähnlich wie Diderot etwa. Die Natur scheine sich zu gefallen, so wiederholt Diderot 1754 einen Satz seines großen Landsmannes Buffon: denselben Mechanismus in unendlich verschiedener Weise zu variieren und die Gattungen der Wesen nicht eher aufzugeben, als bis sie in den Individuen alle Möglichkeiten der Erscheinungen erschöpft habe. Buffon hatte ausgesprochen, daß die Tiere nach einem Urtiere, premier animal, prototype de tous les animaux, geformt zu sein scheinen, aber er hatte sein premier animal wohl als eine platonische „Idee" gemeint, als geistiges Modell, welches dem Schöpfer bei Herstellung der einzelnen Arten vorgeschwebt; Diderot

aber neigte zu Maupertuis und möchte die wirkliche einstige Existenz eines solchen Urtieres als Urahnen wahrscheinlich finden.[1]) Wir wissen nicht, ob Goethe solche Ausführungen früher gelesen und unbewußt noch in sich hatte; der Mensch kann zwischen seinen Erinnerungen und Entdeckungen oft nicht die trennende Grenze ziehen; jedenfalls suchte Goethe schon lange nach einer botanischen Grundform. Auch am Strande von Neapel hatte er wieder darüber nachgesonnen. „Herdern bitte ich zu sagen" schrieb er Ende März an Frau v. Stein, „daß ich mit der Urpflanze bald zustande bin; nur fürchte ich, daß Niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen." Hier in Palermo schlug er sich, drei Wochen später, mit demselben Gespenste herum. Er war in der Frühe zu jenem schönen Garten an der See gegangen, um seine dichterischen Träume fortzusetzen: da wollten aber nicht Alkinoos, Nausikaa, Odysseus und die phäakischen Männer und Weiber vor ihm erscheinen, sondern die Urpflanze tanzte vor seinen Augen.

Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier froh und frisch unter freiem Himmel und, indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie uns deutlicher. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein: ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte? Eine solche muß es denn doch geben! Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder

[1]) Die letzten beiden Sätze nach Oskar Schmidt, Die Anschauungen der Enzyklopädisten über die organische Natur. Deutsche Rundschau 1876.

jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären?

Ich bemühte mich, zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten von einander unterschieden seien. Und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden. Und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging Das wohl, aber es fruchtete nicht. Es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz; der Garten des Alkinous war verschwunden: ein Weltgarten hatte sich aufgetan.

*

Die große Mutter Natur, der Goethe so gern auf die Finger gesehen hätte, macht sich zuweilen auch den Spaß, Mißgeburten und Zerrbilder hervorzubringen, und derselbe Goethe, der zugleich seine Dichterphantasie walten lassen und über Morphologie, Gestaltlehre, grübeln wollte, besaß jetzt und hier in Palermo ein abscheuliches Zerrbild seiner selbst. Es trug den großartigen Namen: Ferdinando Francesco Gravina, Cruyllas ed Agliata, Principe di Pallagonia. Dieser siebente Prinz von Pallagonia benutzte sein schönes Besitztum in der vornehmen Vorstadt La Bagheria und sein vieles Geld dazu, Gottes Schöpfung zu bereichern oder erst noch zu vollenden. Die Künstler tun es auf ihre Weise; der Prinz übertraf sie alle an Kühnheit. Es ist nicht zu bestreiten, daß jedes Wesen aus Teilen und Eigenschaften zusammengesetzt ist, die auch bei andern Wesen vorkommen; wir können es in unserer Heimat beobachten; Reisebeschreibungen, Chroniken und Sagen bereichern unsere Vorstellung davon noch sehr. Alte Berichte künden von Roßmännern, von Weibern mit Fischschwänzen, von geflügelten Pferden, vom Vogel

Greif, der aus Adler, Löwe und Fisch zusammengesetzt ist, und so weiter. Warum sollte es Das und manches Andere nicht geben? Etwa im unerforschten Afrika. Pallagonia dachte sich diese möglichen Verbindungen aus, ließ sie in Sandstein oder Muscheltuff verwirklichen und stellte sie in seinen Garten, ganz so, wie der liebe Gott einst alles Getier im Paradiese versammelte.

Ein Prachtvieh von des Prinzen Schöpfung sah zum Beispiel so aus: Kopf vom Löwen, Hals von der Gans, Leib von der Eidechse, Beine von der Ziege, Schwanz vom Fuchse. Viele seiner Erzeugnisse hatten auch mehrere Köpfe, etwa Menschenköpfe mit Hörnern auf einer sich windenden Schlange. Oder man sah eine Dame am Putztisch: sie verschönerte sich ihren Pferdekopf. Leider waren alle diese Gestalten nur aus totem Stein; der Prinz hoffte sehr, daß seine Gemahlin, die Prinzessin Maria Giacchina Gaetani e Buglio de' Ducchi Gaetani centi di Racalmuto, ihn angesichts so schöner Vorbilder bald mit einem niedlichen lebenden Ungeheuer beschenken möchte. Bis dahin blieb er um so tätiger. Auch auf Möbel, Geräte, das ganze Bauwesen läßt sich diese Variations- und Kombinationstheorie anwenden; zum Beispiel: eine Kaffeetasse ist aus Porzellan und ein Sofa aus Holz, Gurten, Wolle, Zeugstoffen. Das Sofa könnte aber auch aus Porzellan sein: Das wäre noch nichts Besonderes. Es könnte aus Kaffeetassen sein, die man an einander leimt. Statt der Tassen könnte man auch Nachttöpfe nehmen . . .

Natürlich gingen alle Fremden, die nach Neapel kamen, nach Bagheria hinaus, um die Ausgeburten

einer ebenso kühnen wie schwelgerischen Phantasie nach Gebühr zu bewundern. Goethe und Kniep versäumten es gleichfalls nicht. Der sonst so geduldige Maler hielt es nicht lange aus, einen häßlichen Unsinn nach dem andern anzusehen, und zeichnete nur Weniges ab; Goethe aber ging Stunden lang herum und suchte nach einigem Geist in diesem Zusammengewürfelten, nach leitenden Ideen oder doch nach einer historischen Erklärung. Die letztere gelang ihm einigermaßen: man kann ja die verrückteste Gegenwart immer aus den gestrigen und vorgestrigen Zuständen oder Ereignissen rechtfertigen.

Gern hätte Lavaters vormaliger Mitarbeiter gesehen, wie der Mensch, der alles Dies verbrochen hatte, selber aussah; aber da draußen gelang es nicht; ein Kastellan führte sie herum. Einige Tage danach stand Goethe in der großen Straße Cassaro bei einem Ladenbesitzer, mit dem er eine Schwatzfreundschaft geschlossen; da tauchte plötzlich ein herrschaftlicher Läufer vor ihm auf und hielt ihm einen Silberteller, worauf schon mehrere Münzen lagen, vor die Brust. Der Deutsche verstand nicht, um was es sich handelte, und machte das in Italien übliche Zeichen der Verneinung; nun sah er auch auf der andern Seite der Straße einen ebenso gekleideten Mann Gelder einsammeln. „Was bedeutet es?“ fragte Goethe; da wies ihn der Kaufmann auch schon auf einen langen hagern Herrn, der in der Mitte der Straße heraufkam. „Das ist der Prinz Pallagonia!“ — „Und was tut er hier?“ — „Er sammelt Lösegeld für die in der Barbarei gefangenen Sklaven. Er tut es zu wiederholten Malen im Jahr. Viel

bringt er nicht zusammen, aber auf diese Weise gerät die Sache doch nicht in Vergessenheit. Manche Leute, die jetzt nichts geben, denken daran, wenn sie ihr Testament machen. Der Prinz ist Vorsteher dieser Anstalt und stiftet als solcher unendlich viel Gutes."

Goethe konnte sich den vornehmen Bittsteller bequem betrachten. Er kam in seidener Hofkleidung anständig-gelassen herbei. Frisiert und gepudert, den Hut unter dem Arm, den Degen an der Seite, die feinen Schuhe mit Steinschnallen geziert. Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Erst als der so tadellose alte Herr verschwunden war, dachte Goethe wieder an die ungeheuerliche Albernheit dieses selben Mannes. „Statt auf die Torheiten seines Landsitzes," rief er aus, „hätte er jene großen Summen für das edle Werk verwenden sollen. Kein Fürst in der Welt hätte dann mehr geleistet!"

Der Kaufmann zuckte die Achseln. „Sind wir doch alle so!" meinte er. „Unsere Torheiten bezahlen wir gar gerne selbst; zu unsern Tugenden sollen Andere das Geld hergeben."

*

Kein Zweifel, der närrische Prinz Pallagonia war der berühmteste Mann in Palermo und den übrigen Ortschaften der „Goldmuschel." Aber gerade zu dieser Zeit breitete sich das Gerücht aus, daß ein noch viel merkwürdigerer Mensch, ein Großer, über den die ganze Welt sprach, den Kindern dieses Landes zuzurechnen sei, nämlich jener Wundertäter, der unter mehreren Namen

ging, sich aber zumeist Graf Cagliostro nannte. Man zeigte sich jetzt in Palermo einen Kupferstich, der ihn darstellte, und fragte: „Erinnert ihr euch nicht an den Taugenichts Joseph Balsamo? Und war nicht Vincenza Cagliostro die Taufpatin dieses Verschwundenen?"

Ganz einfach war die Sache allerdings nicht zu durchschauen, denn jener jetzt vierundvierzigjährige Mann hatte sich von den Knabenjahren an hier nicht mehr sehen lassen und anderwärts sich mit soviel Lügengewirr umgeben, war auch in so vielen fremden Ländern herumgezogen, daß kein Mensch mehr mit Sicherheit sagen konnte, was für ein Landsmann, weß Standes und welcher Religion er sei. Man konnte ihn für einen portugiesischen Juden halten; er selber gab Medina in Arabien als seine Heimat an. Überall machte er sich nach größten Erfolgen unerträglich: dann reiste er ab, und zumeist taten auch die von ihm Betrogenen am besten, sich nicht weiter nach ihm zu erkundigen. Vor kurzem aber hatte er sich einen Londoner Zeitungsschreiber zum Feinde gemacht, der nun nicht Ruhe hielt, und außerdem war er zu Paris in die berüchtigte Halsband-Angelegenheit verwickelt worden, weshalb die französische Regierung amtliche Erkundigungen nach ihm einzog. Der Rechtsvertreter Frankreichs in Sizilien war Baron Antonio Bivona zu Palermo, und Dieser hatte kürzlich einen Stammbaum des fraglichen Joseph Balsamo fertiggestellt und nach Paris gesandt.

Goethe hatte öfters Ursache gehabt, sich über diesen Cagliostro Gedanken zu machen. Lavater glaubte ja

lange Zeit an diesen Zauberer; ebenso die schöne Branconi; ebenso war Elisa v. d. Recke von ihm getäuscht worden, sie aber hatte sich dann öffentlich gegen ihn gewandt. Als Goethe nun hörte, die vermutliche Mutter des angeblichen Grafen lebe hier als eine alte, arme Witwe bei einer Tochter, also bei Cagliostros Schwester, da widerstand er der Versuchung nicht, unter falschem Namen und Vorwande diese beiden Frauen aufzusuchen. Er gab sich für einen Engländer namens Wilton aus und berichtete den guten Leuten, ihrem Anverwandten gehe es jetzt nach allerlei zu Paris ausgehaltenen Mißhelligkeiten in England gut; er erklärte sich bereit, einen Brief an ihn zu besorgen. Sie freuten sich seiner Nachrichten und ließen den gewünschten Brief für ihn von einem Schreibkundigen herstellen. Wie bei ihrer Armut begreiflich, baten sie, daß der vornehme und reiche Sohn seiner alten tauben Mutter künftig ein wenig beistehen möge. „Schick' mir nur soviel, daß ich mir einigermaßen helfen kann, indem ich nicht einmal die nötigen Kleidungsstücke habe, um die Pflichten einer katholischen Christin zu erfüllen, denn mein Mantel und Uberkleid sind ganz zerrissen." Er möge ihr soviel geben, daß sie einen Tari für den Tag habe; Das war in deutschem Gelde drei bis vier Groschen.

Man kann sich denken, daß dieser Brief der redlichen armen Person in Goethes Händen oder in seiner Brusttasche brannte. Er hatte sie aus Neugier betrogen und Hoffnungen in ihr erweckt; er mußte nun wenigstens sorgen, daß es ein frommer Betrug werde. Statt jenes Abenteurers, der ja seiner Mutter nicht helfen konnte, weil er eine so gewöhnliche Herkunft nicht eingestehen

durfte, mußte er nun selber ihr nach einer schicklichen Zeit eine Geldsumme schicken.[1])

*

Goethe war über die Osterzeit in Palermo; also sah und hörte er, wie herzlich man sich hier über die Auferstehung des Herrn freute:

Petarden, Lauffeuer, Schläge, Schwärmer und Dergleichen wurden kastenweis vor den Kirchtüren abgebrannt, indessen die Gläubigen sich zu den eröffneten Flügelpforten drängten. Glocken und Orgelschall, Chorgesang der Prozessionen und der ihnen entgegnenden geistlichen Chöre konnten wirklich das Ohr Derjenigen verwirren, die an eine so lärmende Gottesverehrung nicht gewöhnt waren.

In Erinnerung an Christi Leidensgeschichte hatte man hier auch den Brauch, zu Ostern einen zum Tode Verurteilten loszugeben; am Freitag nach dem Feste geschah diese Zeremonie, und der deutsche Dichter sah den palermitanischen Barrabas mit an; er verwunderte sich am meisten über das Kostüm.

Eine Bruderschaft führt ihn bis unter einen zum Schein aufgebauten Galgen. Dort muß er vor der Leiter eine An-

[1]) Es geschah 1788; am Weihnachtstage bedankte sich die alte Frau, wie sie glaubte, gegen ihren Sohn für das Geld, das ihr der englische Kaufmann Jakob Joff richtig überbracht habe. Goethe hatte es aus Eigenem und aus Gaben des Herzogs von Gotha und anderer Wohltäter gesandt und wollte nochmals etwas schicken, wozu er Beiträge im ‚Teutschen Merkur' öffentlich erbat. Am 27. Dezember 1789 wurde Cagliostro in Rom gefangen gesetzt; seine ganze Geschichte wurde nun durch den Prozeß aufgedeckt. Auf Lebenszeit verurteilt, starb er 1795 im Gefängnis.

dacht verrichten, die Leiter küssen und wird dann wieder weggeführt. Es war ein hübscher Mensch vom Mittelstande, frisiert, einen weißen Frack, weißen Hut, Alles weiß. Er trug den Hut in der Hand, und man hätte ihm hie und da nur bunte Bänder anheften dürfen, so konnte er als Schäfer auf jede Redoute gehen.

Am folgenden Sonntag ward dann noch eine große Straßenprozession gehalten: vom Vizekönig abwärts schlängelt sich Alles in feinsten Kleidern durch die Kothaufen der Hauptstraßen, denn was hier nicht der Regen zum Hafen hinab spülte oder der Wind in Staubform wegwehte, blieb als ein beständiger Mist in den Straßen liegen, war dieser Mist doch auch ein guter Untergrund für die Wagen der Vornehmen. Nur die Schrittsteine wurden von den Anliegern reingekehrt, eben zur Fahrstraße hinab, zum übrigen verwesenden Geströhde.

In die Kirchen guckte Goethe selbst zur Osterzeit nur kurz hinein: diese kindliche und zufällige Pracht ließ ihn kalt. Aber der Ortsheiligen dieser Stadt machte er doch auch seine Aufwartung, er, der in Padua den Antonius, in Rom die Apostel Petrus und Paulus, in Neapel den Märtyrer Januarius, dessen geronnenes Blut immer noch flüssig wurde und Wunder verrichtete, so gar nicht beachtet hatte. Die Dame, in der sich die Gnade Gottes gegen diese Stadt erwiesen hatte, konnte man sich jung und schön vorstellen; man brauchte nicht einmal bei ihrem Tode an Kopfabschlagen und vorherige Quälerei zu denken. Es hatte sich nämlich die Prinzessin Rosalia, Nichte Wilhelms des Guten, eines Normannenkönigs, in ihrem funfzehnten Jahre ins Gebirge bei Palermo begeben, um der eiteln Welt

zu entfliehen; im Jahre 1159 war sie verschwunden. Bald ward sie verehrt. Wer einen König zum Oheim hat, erreicht die Heiligkeit leichter als eine Hirtentochter. Da nun 1624 die Pest wütete, ward einem Gläubigen durch ein Gesicht verkündet, die Gebeine der seligen Rosalia lägen in einer Höhle des Pellegrino; wirklich fand man solche Gebeine dort, trug sie nach Palermo, worauf die Pest sogleich nachließ und erlosch. Seitdem ist Rosalia die sehr geliebte Schutzheilige der Stadt; man feierte ihr zur Ehre und der Bevölkerung zur Lust alljährlich Mitte Juli ein viertägiges allgemeines Fest, worauf sich Groß und Klein schon ein Vierteljahr ganz so im voraus freuen, wie deutsche Kinder auf Weihnachten. Die Höhle, in der sie gelebt hatte und gestorben war, dient als Wallfahrtsort und ist halb zu einem Kirchlein umgebildet, halb eine Höhle geblieben. Ein sehr künstlicher Weg ist den steilen Hang am nunmehrigen „Rosalienberge“ hinauf gebaut. Goethe stieg schon am Grünen Donnerstag empor und ward durch die herrlichen Blicke auf Land und Meer sehr bald feierlich gestimmt. Als er sich dann die Kapelle von innen betrachtete, trat ein Geistlicher zu ihm und fragte, ob er etwa ein Genueser sei und einige Messen lesen lassen wolle. Goethe erwiderte: er sei mit einem Genueser nach Palermo gekommen; für diesen Freund, der erst morgen, zum Festtage heraufkommen könne, wolle er sich hier vorläufig umsehen, denn Beide könnten sie nicht zugleich von Hause fort. Der Priester gestattete ihm gern das Herumgehen und machte ihn auf einen Altar besonders aufmerksam, der links in der Höhle stand: er möge nicht versäumen, dort seine An-

dacht zu verrichten. Goethe folgte dem Winke und kniete an jener Stelle nieder. Durch die Öffnungen eines großen aus Messing getriebenen Laubwerks schimmerte Lampenlicht; wenn man durch diese Öffnungen blickte, stellte sich noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenen Messingdraht vor die Augen: durch diesen Schleier aber erblickte man dann ein gar schönes Frauenbild, von einigen Lampen still erleuchtet. Ein Mädchen lag wie in einer Art von Entzückung, den Kopf nachlässig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geschmückt war. Ihr Gewand schien von Gold zu sein. Der deutsche Dichter war überrascht, gerührt, beglückt. Er sah wohl, daß dies so lebendig wirkende Wesen aus weißem Marmor und Goldblech gebildet war, daß man es nicht zur hohen Kunst rechnen und mit antiken Meisterwerken vergleichen durfte. Aber der Zauber wirkte trotzdem.

Nun traten die Geistlichen in die Höhle, setzten sich auf die Stühle und sangen die Vesper. Goethe zog sich auf eine Bank zurück und hörte dem Singen zu. Dann begab er sich wieder zum Altare, kniete nieder und suchte das schöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden. Er überließ sich ganz der reizenden Täuschung, dem lieblichen Traume. Erst bei Dunkelheit erreichte er die Stadt wieder.

So nahe war er dem katholischen Fühlen noch nie gekommen. Fast wollte er sich Vorwürfe über seine Weichheit machen, bis er hörte und las, daß es auch andern klardenkenden Protestanten in jener Höhle nicht besser gegangen war.

*

In der nächsten Woche suchte er mit Kniep das Kloster San Martino auf; es lag auf einem Berge hinter Monreale. Die Mönche, Benediktiner einer strengen Regel und der Abstammung nach alle von Adel, nahmen die Fremden recht freundlich auf und zeigten ihnen gern ihre Sammlungen von antiken und neueren Sehenswürdigkeiten. Es war doch einiges Schöne dabei; besonders erfreute sich Goethe an einer Medaille mit dem Bilde einer jungen Göttin. Gern hätte er sich einen Abdruck mitgenommen; auch hätten da die guten Religiosen ihm gern einen mitgegeben; es war aber Nichts vorhanden, was zu irgend einer Art von Form gebraucht werden konnte.

Einen andern Tag ging er zum Medaillenkabinett des Prinzen Torremuzza. Er hatte Münzen und Medaillen nun schon an manchen Stellen gesehen, war aber bisher weder ein Kenner geworden, noch hatte er einen rechten Begriff gewonnen, wieviel diese kleinen Bildwerke dem Betrachter zu sagen haben, wenn sie nämlich in reichlicher Zahl und guter Ordnung beisammen sind. Jetzt, am 12ten April 1787, war ihm, als ob sich ihm ein neues Gebiet der Kenntnis und der Kunstfreude erschließe.

Welch' ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig übersieht, wie die alte Welt mit Städten übersäet war, deren kleinste wo nicht eine ganze Reihe der Kunstgeschichte, wenigstens doch einige Epochen derselben in köstlichen Münzen hinterließ.

Aus diesen Schubkästen lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüten und Früchten der Kunst, eines in höherem Sinne geführten Lebensgewerbes und was nicht alles noch mehr hervor! Der Glanz der sizilischen Städte, jetzt ver-

dunkelt, glänzt aus diesen geformten Metallen wieder frisch entgegen.

In einem unfreundlichen Raume des ehemaligen Jesuitenkollegiums war ein Museum eingerichtet. Die meisten und besten Antiken aber durfte Goethe im königlichen Palaste erwarten. Als er jedoch dort den ihnen eingeräumten Saal sehen wollte, fand er Handwerker beschäftigt, die Statuen von ihren Stellen gerückt, mit Tüchern verhängt und zeitweilig ungenießbar. Doch sahen unsere beiden Deutschen einigermaßen die berühmten Widder. Es waren zwei große Gestalten aus Erz, liegend dargestellt, doch mit erhobenen, seitwärts gerichteten stolzen Köpfen; offenbar stammten sie aus der besten griechischen Zeit. Im elften Jahrhundert standen sie in Syrakus am Hafen und blökten bei gewissen Winden; d. h. die Schiffer konnten vernehmen, wie die Luft durch einige Öffnungen in diesen Kunstwerken hindurchstrich. Goethe erfreute sich sehr an diesen schönen Tieren; er nannte sie „mächtige Gestalten aus der mythologischen Familie, Phrixus und Helle zu tragen würdig."

*

In diesem königlichen Palaste war Goethe schon vorher, am ersten Ostertage, als Gast des Vizekönigs gewesen, welchen Posten damals ein Fürst von Caramanico versah. Merkwürdiger als die Unterhaltung mit ihm bei Tische war ein Gespräch, das der deutsche Gast vorher mit einem andern Eingeladenen oder Hofmanne hatte, einem Grafen Statella, der das Malteser Kreuz trug. Dieser hatte Goethes Namen nicht gehört,

sondern nur, daß der Herr aus Deutschland komme. Der Graf redete den Fremden an. Er sei auch in Deutschland gewesen, erzählte er, in Erfurt: ob der Herr dort bekannt sei? Dieser bejahte, und so fragte der Malteser weiter, wie es seinen dortigen Freunden zuletzt ergangen sei, dem Statthalter v. Dalberg, dem Herrn v. Dacheröden usw. Als er recht guten Bescheid bekam, nannte er immer neue Bekannte und kam auch auf Weimar, auf die herzogliche Familie zu sprechen. Schließlich fragte er: „Wie steht es denn mit dem Manne, der zu meiner Zeit dort Regen und schön Wetter machte? Es war ein junger, höchst lebhafter Mensch; ich habe seinen Namen vergessen; genug, es ist der Verfasser des ‚Werther'." Nach einer kleinen Pause, als wenn er sich bedächte, erwiderte Goethe: „Die Person, nach der Ihr Euch gefällig erkundigt, bin ich selber." — Mit dem sichtbarsten Zeichen des Erstaunens rief Jener: „Da muß sich Viel verändert haben!" Und Goethe antwortete lächelnd: „O ja! Zwischen Weimar und Palermo habe ich manche Veränderung gehabt."

In der Tat empfand Goethe sehr tief, daß sich der wilde Jüngling, der einst in Weimar eintrat, in zehn Jahren sehr verwandelt hatte. Noch merkwürdiger war vielleicht die schnelle Entwicklung, die er in den letzten sieben Monaten, eben auf dem Wege bis Palermo, erfahren. Er zweifelte nicht, daß sie eine unsagbare Bereicherung und Reinigung seines inneren Menschen bedeutete. Wie ein Schiff aus fernem Süden mit Schätzen beladen zurückkehrt, so, glaubte er, würde er seinen Freunden wieder erscheinen. Eine beständig

sprudelnde Quelle der Unterhaltung, der Mitfreude, der Mitstärke würde er ihnen sein.

„Dies ist ein unsäglich schönes Land“ schrieb er an Charlotte, als er Palermo verließ, und: „Was ich Euch bereite, gerät mir glücklich; ich habe schon Freudentränen vergossen, daß ich Euch Freude machen werde.“ Und in seiner liebevollen Weise fügte er hinzu, daß ihm über alle Herrlichkeiten des Südens, über alle Natur-Erkenntnis, über alles Dichterschaffen doch immer sein gutes Verhältnis zu ihr gehe.

Mein Herz ist bei Dir, und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit Alles gleichsam weggeläutert hat, was die letzte Zeit über zwischen uns stockte, so brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen.

Vierzehntes Kapitel

Durch Sizilien

18. April bis 11. Mai 1787

Zu Wagen konnte selbst der König nicht sein Land Sizilien besehen, wenn er sonst Lust bekam, auch die armen und verwahrlosten Teile dieser von der Natur zur Uppigkeit bestimmten Insel kennen zu lernen; ein paar Stunden von den wenigen blühenden Küstenstädten hörten alle Fahrwege und oft alle erkennbaren Wege überhaupt auf. Auch zu Pferde war die Reise untunlich; am besten kam man auf Maultieren oder Mauleseln vorwärts. Wer sparen mußte und mutig war, setzte sich auf einen Maulesel, den ein Junge antrieb; wer es sich leisten konnte, nahm wenigstens einen handfesten berittenen und landeskundigen Mann mit, um sich gegen die Räuber besser gesichert zu fühlen.

Als Goethe und Kniep am 18 ten April die Stadt verließen, saßen sie auf Maultieren, und ein „Vetturin", den man in diesem Falle auf deutsch statt Fuhrmann Reitmann nennen mußte, begleitete sie gleichfalls zu Maultier; er war ihr Führer, Beschützer, Vermittler, Einkäufer, Koch und Stallknecht.[1])

[1]) Goethe braucht das Wort „Reitmann"; die Maultiere nennt er ein paarmal Pferde; so wenig empfand er den Unterschied. Es waren sehr starke Tiere.

Der antike Widder zu Palermo

Unterwegs nach Monreale

Von P. Dewint nach Major Light

Der Tempel von Segesta

Von P. Dewint nach Major Light

Zuerst ging's den Cassaro hinauf, durch Monreale und am Martinskloster vorüber, wo sie schon gewesen. Dann verwandelte sich die schöne Straße in einen Bergpfad, und schon bei der Mittagsrast bemerkten sie, daß sie nun in dem ausgesogenen Innern des Landes waren. Sie warfen den hungrigen Hunden ihre Wurstschalen hin; aber ein Betteljunge vertrieb die Hunde, um die Leckerbissen für sich zu gewinnen; als er dann auch die nachfolgenden Apfelschalen gierig hineinstopfte und aussog, jagte ihn wieder ein alter neidischer Bettler fort. Solche Bettler machten sich hier überall in den Gasthäusern zu schaffen; die Wirte begünstigten sie, um sie gelegentlich als eine billige Art Diener zu benutzen.

Gegen Abend ward das hochgelegene Alcamo erreicht, ein von den Sarazenen begründeter und benannter Ort von etwa zehntausend Seelen. Er hatte noch ganz einen spanisch-maurischen Charakter und gehörte auch noch einem Herzog von Alba. Selbst die Landschaft wurde von Kennern mit der spanischen verglichen.

Da auch der Gasthof sehr befriedigte, so blieb man drei Nächte da: man verschlief sie hier in gemauerten Betten. Der zweite Tag ward zu einem Ausfluge nach Segesta benutzt. Diese uralte Stadt, zuerst Egesta benannt, soll von Trojanern begründet, nachher von Griechen bewohnt gewesen sein. Ihre Bewohner riefen im Kampfe mit den Selinuntern die Karthager zu Hilfe und wurden deren Untertanen. Nach weiteren wechselvollen Schicksalen verfiel der Ort unter römischer Herrschaft; die Bewohner mögen wohl fortgezogen sein und sich näher am Meere nieder-

gelassen haben. Die Überreste der eigentlichen Stadt konnten wenig locken: was hat man davon, in den unscheinbaren Trümmern eines Theaters herumzusteigen? Aber ein in der Nähe belegener Tempel — der nie fertig geworden, wie Goethe sogleich erkannte — war sehenswert. Seine Säulen standen alle; zwei, die umgefallen waren, hatte der schon genannte Prinz Torremuzza aufrichten lassen. Es lohnte sich, hier Umschau zu halten und sich dieser Einsamkeit zu überlassen.

Die Lage des Tempels ist sonderbar: am höchsten Ende eines weiten, langen Tals, auf einem isolierten Hügel, aber doch noch von Klippen umgeben, sieht er über viel Land in eine weite Ferne, aber nur ein Eckchen Meer. Die Gegend ruht in trauriger Fruchtbarkeit: Alles bebaut und fast nirgends eine Wohnung. Auf blühenden Disteln schwärmten unzählige Schmetterlinge. Wilder Fenchel stand, acht bis neun Fuß hoch, verdorrt vom vorigen Jahr her so reichlich und in scheinbarer Ordnung, daß man es für die Anlage einer Baumschule hätte halten können. Der Wind sauste in den Säulen wie in einem Walde, und Raubvögel schwebten schreiend über dem Gebälke.

Daß Goethe nie aufhörte, die Erdarten und Gesteine zu betrachten, daß er alle wildwachsenden und Kulturpflanzen scharf beobachtete: es fällt doch immer wieder auf. Hier verglich er den frischen Fenchel, die oberen und unteren Blätter und fand seinen Glauben bestätigt: daß es doch immer dasselbe Organ sei, welches sich aus der Einfachheit zur Mannigfaltigkeit entwickele. Übrigens war der dürre Fenchel, den er vorher angestaunt hatte, auch mythologisch bemerkenswert: der Stengel ist hohl und mit einem Mark erfüllt, das, ähnlich wie

Zunder, langsam glimmt, wenn man es entzündet hat. In einem solchen Stengel hat Prometheus das Feuer vom Himmel auf die Erde gebracht!

*

Am nächsten Tage ging es von Alcamo am Kalkgebirge her über Kieshügel nach Castelvetrano. Man sah zuweilen das westliche Meer; hier auch, wo man jetzt ritt, mußte einst Meeresgrund gewesen sein. Der Boden war sandreicher als bisher und sehr fruchtbar.

Was aber Lust und Bewunderung erregte, waren unübersehbare Blumenmassen, die sich auf dem überbreiten Wege angesiedelt hatten und in großen, bunten, aneinanderstoßenden Flächen sich absonderten und wiederholten. Die schönsten Winden, Hibiscus und Malven, vielerlei Arten Klee herrschten wechselsweise, dazwischen das Allium, Galega-Gesträuche. Und durch diesen bunten Teppich wand man sich reitend hindurch, denen sich kreuzenden unzähligen schmalen Pfaden nachfolgend.

Es war ein Ritt von neun bis zehn Stunden, und die Herberge reichte durchaus nicht an den Gasthof zu Alcamo heran. Als Goethe in der Nacht aufwachte, erblickte er einen schönen Stern gerade über sich: so löcherig waren Zimmerdecke und Hausdach. Und doch befand man sich in einer Handelsstadt von wenigstens zehntausend Einwohnern.

Am Sonntage kamen die Reisenden an dem ehemaligen Selinunt vorüber. Diese Stadt, die vor 24 Jahrhunderten von Griechen erbaut worden war, hatte die hierzulande üblichen Schicksale gehabt; jetzt kündeten nur ungeheure Tempeltrümmer, die offenbar

von einem Erdbeben durcheinander geworfen waren, von jenem frommen Leben der Vorzeit, wo die Menschen sich unter einander überfielen, verrieten, ermordeten, zu Sklaven machten, jedoch nie unterließen, die Götter zu ehren. Hier konnte man älteste dorische Baukunst und Plastik in wohl erhaltenen Stücken sehen.

Bald zogen unsere Reiter nun am südlichen Meere entlang: auf der andern Seite war die afrikanische Küste zu denken! Also war die Pflanzenwelt auch hier schon derjenigen des schwarzen Erdteils verwandt. Die Korkeiche trat in kleinen Gebüschen und Wäldchen auf; Salsola Kali war ein echtes Wüstengewächs. Der Johannisbrotbaum wucherte fast; seine Frucht wird sogar zur Mast der Tiere gebraucht.

Das Ziel für heute, Sciacca, hieß bei den Alten Thermae, denn auf dem Berge, an den sich der Ort lehnt, entspringen heiße Salzquellen, deren Dunst schon in ältester Zeit zu Dampfbädern benutzt worden ist. Der sagenhafte Künstler Dädalus, der zweimal nach Sizilien kam, soll die Menschen gelehrt haben, diese Heilwirkungen zu suchen.

Goethe sah den Dampf der Schwitzbäder oben aus dem Berge steigen; er selber beroch und kostete nur eine heiße und eine kühle Quelle weiter unterhalb. Dann ging es wieder am Meere entlang, unter beständiger Aufmerksamkeit auf die Gesteine und Pflanzen. Nach einem anstrengenden Tage ritten sie endlich zu der Bergstadt Girgenti hinauf, die all diese Tage ihr eigentliches Ziel gewesen war.

*

Selinunt

Gezeichnet von P. Dewint

Sizilische Bauernhütte

Gezeichnet von P. Dewint

Sizilische Bucht. Von Goethe

Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Akragas, lateinisch Agrigentum, war im Altertum nicht nur die größte und schönste Stadt Siziliens; sie hatte auf der ganzen Erde nur wenige ihres Ranges. Auf fünf Hügeln und in den zugehörigen Tälern dehnte sie sich zwischen zwei Flüssen, dem Akragas und Hypsas, aus; an Menschen zählte sie 20 000 oder 200 000 oder 800 000, je nachdem man nur die Bürger oder die Freien oder auch die Sklaven rechnete. Einmal, als ihr Tyrann Gelon die Karthager geschlagen hatte, 497 vor Christus, bekamen die hiesigen Bürger so viele Sklaven zugeteilt, daß Manche 500 hatten. Diese Überzahl wurde dann zumeist zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, zu Kanalanlagen und Tempelbauten. Der Ursprung von Akragas reicht in's mythische Zeitalter zurück; die ältesten Geschichtschreiber kennen diese Siedlung, und Pindar redet sie in einem Gedicht an: „Glanzreiche, schönste der menschlichen Städte, Sitz der Proserpina!" Was sie auszeichnete, war vor allem ihr Reichtum, der aus dem höchst fruchtbaren Hinterlande und dem Handel mit Getreide, Öl und Wein herrührte: hier war ja der einzige Hafen der südlichen Küste Siziliens. Aus dem Reichtum entsprangen dann gute und bedenkliche Eigenschaften der Bewohner: eine märchenhafte Gastfreundschaft und Freigebigkeit, Wohlleben, Prachtliebe, Üppigkeit, Verweichlichung. Über die geistige Kultur wissen wir nicht viel, aber einer der ältesten griechischen Philosophen war hier zuhause: der Arzt und Wundertäter Empedokles. Er erklärte die Welt aus vier Elementen (Feuer, Erde, Wasser und Luft), die sich mischen und entmischen; zwei Grundkräfte sind dabei tätig, die Liebe oder An-

ziehung und der Haß oder Streit; auch die Pflanzen und später die Tiere sind durch diese Grundkräfte aus den Elementen entstanden, zuerst Mißgeburten, die sich nicht halten konnten, allmählich lebensfähige Wesen.

Liebe und Streit haben sicherlich ihr Spiel auch mit der reichen Stadt Akragas gehabt. Ihr Niedergang begann schon 406 vor Christus mit einer gräßlichen Zerstörung durch die Karthager. Später war der reiche Hafen eine umkämpfte Beute zwischen Rom und Karthago; noch später rissen ihn die Sarazenen von Byzanz los; dann folgten Normannen und Spanier, und schließlich blieb nur das bescheidene Städtchen Girgenti mit 20 000 Einwohnern übrig, ein Ort mit mehreren Klöstern, aber ohne erträglichen Gasthof. Goethe und Kniep fanden ihre Schlafstätte bei einem Nudelmacher; sie hatten ihre Betten und Koffer in einem Alkoven, der durch einen grünen Vorhang von der großen Stube getrennt war, wo die Familie die feinsten, weißesten, zierlichsten Nudeln herstellte; die allerzärtesten wurden von spitzen Mädchenfingern einmal in sich selbst gedreht, so daß sie Schneckenform annahmen. Auf diese Weise bekamen die Reisenden doch auch junge Frauenzimmer zu sehen, die sonst vor dem Mannsvolk versteckt wurden, denn in solcher Vorsicht kam man hier schon fast dem Morgenlande gleich. Übrigens entzückten sich die Fremden gar nicht so leicht an den sizilischen Frauen und Mädchen; seit der Zeit, wo die jüngere Lais, die treue Gefährtin des Alkibiades, von dieser Insel nach Korinth und Athen kam, hatte die Schönheit hier sehr nachgelassen.

Als Goethe am 24sten April aufwachte, glaubte er, noch nie einen so anmutigen und merkwürdigen Frühlingsblick genossen zu haben. Ein weiter und breiter sanfter Abhang lag vor seinem Fenster, ganz von Gärten und Weinbergen bedeckt, und eben diese grünende und blühende Halbwildnis war vor Jahrtausenden eine berühmteste Stadt gewesen! Man bemerkte in der Nähe der jetzigen Wohnungen keine Spur mehr davon; nur in einiger Ferne erhoben sich Tempelruinen.

Aber dahin durften sie nicht sogleich eilen, denn Goethe hatte sich, wie andere Fremde es hier taten, einen gelehrten Führer angenommen, einen alten kleinen Geistlichen, und dieser, Don Michele Vella, war ein Pedant, was einem Antiquar nicht übel ansteht. Am ersten Tage führte er die deutschen Herren nur in der Stadt herum, wo es, zumal in der Hauptkirche, herrliche antike Plastiken gab, und sodann zu den schönsten hochgelegenen Übersichtspunkten. Am zweiten Tage geschah dann die erste Wanderung durch Alt-Akragas: Junotempel, Tempel der Konkordia (falsch benannt, aber der falsche Name klebte so fest wie ein richtiger), Jupitertempel, Tempel des Herkules, des Askulap, Grabmal des Theron, der ein guter Tyrann dieser Stadt gewesen ist, im Gegensatz zu dem bösen Phalaris, der seine Feinde in den Bauch eines Stieres aus Erz steckte und darunter Feuer machte, so daß der Stier zu stöhnen und zu brüllen anfing.

Am 26sten April zeichnete Kniep an den für ihn günstigsten Stellen; Goethe strich mit seinem Don Michael nochmals herum, viele neue Einzelheiten be-

merkend und beständig aufmerksam auf Ackerbau, Pflanzenwelt, Vögel usw. Sein Reitmann begleitete die gelehrten Herren; als dieser Sizilier Hunger spürte, aß er mit größtem Appetit frisch ausgerissene Artischocken und Kohlrabi; auch junge Puffbohnen wurden hier roh gegessen, und man konnte sich in den Feldern so viele pflücken, wie man eben verzehren wollte. Goethe begnügte sich mit den Genüssen des Auges, suchte auch ab und zu den fleißigen Kniep auf, ob er Glück bei seiner Arbeit habe.

Der stärkste Eindruck blieb doch wohl das Ungeheuere des Jupitertempels. Er lag inner- und unterhalb mehrerer kleiner Besitzungen, von Zäunen durchschnitten, von höheren und niederen Pflanzen durchwachsen. Goethe empfand ihn wie die Knochenmasse eines Riesengerippes, das teilweise aus einem weiten Grabe hervorragt. Er suchte einzelne Maße festzustellen. Da war eine Halbsäule übrig: in ihre rinnenförmigen Auskehlungen (Kannelüren) konnte man sich wie in eine Nische hineinstellen. Den Umfang einer solchen Säule würden zweiundzwanzig Mann darstellen, die sich im Kreis herumstellen.

Leider viele alte Kunst mutete wie eine Steinwüste an. Würde jemals ein ordnender und aufbauender Wille hier eine bessere Anschauung bewirken können? Aus dem jetzigen Girgenti war nichts dergleichen zu erwarten, denn was Don Michael von dessen geistlichen und weltlichen Bewohnern zu erzählen wußte, schickte sich leider gut zu den unaufhaltsam verwitternden Trümmern.

Auch am Freitage mußte Kniep noch zeichnen, und Goethe ging mit seinem gelehrten Alten diesmal dem

Girgenti. Teil des Junotempels

Von P. Dewint nach Major Light

Stich von Byrne

Girgenti. Der Concordiatempel. Im Hintergrunde der Junotempel

Von P. Dewint nach Major Light

Stich von Ch. Heath

Meere zu spazieren. Man konnte sich wohl vorstellen, daß die alte Stadt, gleichsam auf drei breiten Stufen liegend, von der See aus den stattlichen Anblick geboten hat, den die Alten rühmen. Man strengte aber auch seine Augen an, um Afrika von hier aus zu erblicken; vielleicht sah Goethe eine Andeutung, vielleicht war es auch nur ein Wolkenstreif. Deutlicher ward bei Sonnenuntergang ein schmaler Bogen aus leichtem Gewölk, der mit dem einen Fuße auf Sizilien aufstand, mit dem andern auf Malta. Diese Erscheinung komme öfters vor, versicherte Don Michael. Malta war übrigens heute nicht zu erkennen, und es läßt sich nicht sagen, ob Goethe es gesehen hat.

*

Den Gedanken, auch nach jener Insel hinüberzufahren, hatte er erwogen und verworfen. Sein Plan war bisher gewesen, wie andere Reisende von Girgenti noch eine Strecke an der Südküste nach Alicata und dann über Land nach Syrakus zu reisen. Aber er las und hörte, daß Syrakus eigentlich nur ein großer Name sei, nur eine Stätte der zahlreichsten und mannigfaltigsten ehemaligen Ereignisse, die man doch ebenso wenig mehr in ihren Spuren wahrnimmt als den Archimedes und den Theokrit, die einst dort gegrübelt und gedichtet haben, oder die noch berühmteren Platon, Petrus und Paulus, die dort zu Besuch erschienen. Falls es doch ratsam sei, diese Geschichtsstätte zu sehen, so konnte er ja auch von Catania aus zu Schiffe dahin fahren. Kurz, Goethe entschloß sich, den nächsten Landweg nach Catania, also durch die Mitte von Sizilien,

einzuschlagen. Er tat es in der Hoffnung, auf diese Weise die berühmte „Kornkammer Roms“ zu sehen, denn soviel Fruchtbarkeit des Bodens er bisher auch wahrgenommen, so verstand er doch noch nicht, wo hier ein Überschuß an Getreide herkomme.

Am 28sten April ritten sie in nordöstlicher Richtung aus Girgenti ab und bald sahen sie sich zwischen Berg- und Hügel-Abhängen, die durchgängig mit Weizen und Gerste bestellt waren. Und bald ward ihnen dieser gewünschte Anblick eintönig: nirgends ein Baum und nirgends Ackerblumen oder sonst ein Unkraut in den Feldern! Aber, was höchst sonderbar war: auch keine Bauerndörfer und stattlichen Gutshöfe. Die Wohnstätten der Landarbeiter und Pächter lagen oben auf den unfruchtbaren Kalkbergen; dort hausten ihre Weiber das ganze Jahr, mit Spinnen, Weben und Flicken beschäftigt; die Männer waren bei ihnen den Sonntag über; in der Woche arbeiteten sie für die großen Grundbesitzer in den Feldern, wo sie die Nächte in Rohrhütten verbrachten.

Die Sonne schien sehr heiß an diesem Tage, und man fühlte sich der „wüsten Fruchtbarkeit“ bald überdrüssig.

Als sie das Abendziel Caltanisetta erreichten, waren sie doch noch lange nicht geborgen. In dieser Bergstadt, die gegen fünfzehntausend Bewohner zählen mochte, fand wohl ihr Reitmann Platz im Winkel eines Stalles; auf die fremden Herren aber war Niemand hier eingerichtet. Zuerst mußte ein Zimmer gesucht, dann gereinigt werden. Stühle und Bänke gab es nicht; man saß auf Holzböcken. In Betten konnten

diese Holzböcke verwandelt werden, indem man Bretter vom Tischler lieh; darauf füllte man den Juchtensack, den der erfahrene Philipp Hackert unsern Freunden wohlmeinend aufgedrängt hatte, mit Häcksel, und so war die Matratze fertig. Nun fehlte nur noch das Abendessen. Unterwegs hatten sie schon eine Henne gekauft; der Reitmann, der übrigens selber diesen Weg noch nicht gekommen war, ging herum, Reis, Salz und Gewürz herbeizuschaffen; aber in der gemieteten Stube war keine Kochgelegenheit. Endlich bequemte sich ein ältlicher Nachbar, Herd und Holz, Küchen- und Tischgerät gegen ein Billiges herzugeben. Er führte dann auch seine neuen Freunde, während der Reitmann kochte, auf den Marktplatz, wo die angesehensten Einwohner nach antiker Weise schon herumsaßen und ihrer harrten. Wäre diese Vorführung der Gäste unterlassen, so hätten die würdigen Bürger sich selber aufmachen und, Neugier mit Höflichkeit verwechselnd, in die Stube der Fremden eindringen müssen, per dimostrar una piccola attentione agli Signori forestieri. Es war schon besser, daß die ausländischen Herren den einheimischen Bürgern mit der kleinen Aufmerksamkeit zuvorkamen. Wovon gesprochen wurde? Wovon sonst als vom alten Fritzen? Denn wahrhaftig war der große König von Preußen in Sizilien und ganz Italien höchst beliebt; man gab ihn sogar für heimlich katholisch aus, um auch von Seiten der Religion nichts gegen ihn einwenden zu müssen. Als Hackert einmal in Sizilien reiste und es in so einem Neste bekannt wurde: ein Untertan des berühmten Herrschers und Kriegshelden sei dort eingetroffen, da brachte ihm eine Abordnung

der ersten Bürger Wein und Früchte, um den Monarchen in seinem Landsmanne zu verehren. Goethe konnte sich nicht rühmen, aus der Uckermark entsprungen zu sein; als Deutscher aber erzählte er den guten Leuten gern ein Allerlei über diesen erhabenen König und verschwieg sorgfältig, daß Friedrich schon vor acht Monaten gestorben war. Wozu auch sollte er sich als Überbringer solcher unseligen Nachricht verhaßt machen?

*

Ein Regentag folgte der schlecht verbrachten Nacht. Die Wege durch das höchst fruchtbare und trotzdem menschenarme Land wurden immer schmutziger und mühsamer; die Bäche schwollen zu Strömen an, und als sie zu einem wirklichen Flusse kamen, dem Fiume Salso, gab es keine Brücke darüber. Aber kräftige Männer warteten schon auf einen Verdienst; halbnackt kamen sie herbei, packten die Reittiere mit den Reitern und dem Gepäck in die Mitte und führten sie zuerst auf eine Kiesfläche inmitten des Flusses und sodann bis zum andern Ufer. Es wäre wohl auch ohne sie gegangen.

Auf weiteren entsetzlichen Wegen klommen nun unsere Freunde einen Berg empor, wo ihr heutiges Reiseziel lag. Dort angelangt, wurden sie in ein Estrichzimmer geführt, das zwar Holzläden, aber keine Fenster hatte; schlossen sie die Läden, so war es dunkel; öffneten sie, so sprühte der verhaßte Regen hinein.

Das Nest, worin sie nun waren, hieß Castragiovanni; als die Sarazenen hier die Macht ausübten, nannten sie den Ort Kaßr-Janni, und hinter diesem Namen versteckte sich die antike Benennung Enna.

Man war hier wahrhaftig an der Stelle, wo Persephone, Tochter des Zeus und der Demeter, Blumen pflückend, von ihren Gespielinnen sich entfernend, vom Hades ergriffen und mitgezogen wurde, damit sie seine Gemahlin und Königin der Unterwelt werde! Der Dichter Goethe gehörte zu den Vielen, die diese Sage nach ihrer Art gestaltet hatten; nun konnte er hier an Korona Schröter in ihrer Blütezeit denken, die seine Klage der Proserpina so herrlich zur leise begleitenden Musik gesprochen. Nun hätte er, wenn nicht dies abscheuliche Regenwetter gewesen wäre, vor's Tor gehen und in das Wiesental schauen können, wo die holde Göttertochter, Blumen pflückend, aus der Oberwelt verschwand, wie nachmals jene Rosalie bei Palermo. Aber der Regen war Wirklichkeit, und die Persephone-Proserpina eine Fabel, von der man nicht begriff, wie sie hierher geraten konnte. „Wir wollen uns künftig vor solchen Orten hüten", sprachen Goethe und Kniep unter einander, „wo vormals die Götter den Göttinnen nachschlichen."

Daß sie hier, wie zumeist auf dieser Reise, so schlechtes Quartier erdulden mußten, war übrigens Goethes eigene Schuld, denn er hatte sich nicht nach der Sitte des Landes gerichtet. In Palermo mußte er sich vom Vizekönig oder von einem hohen Geistlichen oder sonst einer angesehenen Person Empfehlungsbriefe erbitten: dann taten sich ihm überall die Klöster und Herrensitze auf. Er wollte aber lieber ganz frei und nur ein Mensch, ein Fremder, nicht ein bestimmter Mensch, ein benannter ausländischer Herr sein. Diese Freiheit genoß er nun — in schlechten Herbergen bei

sehr geringer Kost. Nicht einmal Brot gab es überall, geschweige denn gutes Brot; ihr Mehl verwandten diese Menschen zu Maccaronis und anderem Nudelkleister. Nur die eine oder andere südliche Frucht war immer zu haben. Dazu Fische an der Küste und im Binnenlande Vögel, denn jeder Erwachsene hatte hier eine Flinte und liebte es, die Vögel aus der Luft zu schießen.

*

Am nächsten Morgen, den 30sten April, hingen die Wolken wieder tief, und der Weg ging so steil abwärts, daß unsere Freunde ihre Maultiere führen mußten. Zwischen den Wolkenzügen zeigte sich zuweilen etwas Merkwürdiges: ein Teil des „Berges" war es, des Monte Gibello[1]), streifenweis kahl, streifenweis mit Schnee bedeckt. Das also war der hochberühmte Berg Ätna, an dessen Krater Ceres-Demeter ihre Fackel anzündete, als sie ging, ihre entschwundene Tochter zu suchen. Der Vulkan, in dessen Schlund sich der weise Empedokles stürzte, um ohne Spur aus der Welt zu verschwinden, damit er desto merkwürdiger den Menschen bleibe.

Durch lange, lange Täler ritten sie nun; dies Gelände diente zu Weiden für ein zierliches braunes Hornvieh; an vielen Stellen aber hatten ungeheure Distelmassen Besitz vom Boden ergriffen. Auch Diese hat Gott für den Menschen wachsen lassen. Als unsere

[1]) Gibello vom arabischen Worte für Berg; die Sarazenen nannten den Ätna Djebel el Nar, Feuerberg.

Deutschen in einem einsam gelegenen Gasthause die Mittagsrast hielten, sahen sie, wie zwei sizilische Edelleute, die in anderer Richtung quer durch's Land zogen, sich an solche Disteln machten, ihnen die Köpfe abschnitten, diese Köpfe abschälten und das Innere verspeisten. Sogleich bereitete auch der Reitmann für seine Herren solches Stengelmark, ihnen versichernd, daß es ganz vorzüglich schmecke. Nun, es fand ebensoviel Beifall wie der rohe Kohlrabi bei Girgenti.

Diese Nacht verbrachten sie in einem Gasthofe, der für sich allein lag. Es war sogar eine gute Unterkunft: seit Alcamo die erste bequeme und befriedigende Schlafstätte.

Am ersten Mai ritten sie dann über Paterno, Motta Santa Anastasia und Misterbianco, immer am Südrande des Ätnaberges entlang und hinab zur östlichen Küste Siziliens, gegen die Stadt Catania. Jetzt fühlte sich der Reitmann wieder auf bekanntem Boden; er traf auch bald ein schönes schlankes Mädchen, das ihn kannte; es lief nun neben ihm mit, schwatzte und spann dabei seine Spindel mit größter Zierlichkeit ab: Das war ein gar anmutiges Bild!

*

Catania, in fruchtbarer Ebene am Fuße des Ätnagebirges und zugleich in der Mitte der sizilischen Ostküste gelegen, war eine uralte und jetzt noch ziemlich belebte, wohlhabende Stadt. Ein Patriot konnte sie auf 80 000 Seelen schätzen, ein Unbefangener auf 30 bis 40 000. Diese Stadt hatte in den letzten Jahr-

zehnten das Glück genossen, daß ein reicher und vornehmer Herr in ihr sein Geld, seine Macht, seinen Einfluß, seine Kenntnisse und Einsicht so zum Segen aller Mitbürger und Nachbarn hatte walten lassen, wie Dergleichen für gewöhnlich nur in Märchen und Volkssagen stattfindet. Ignazio, fünfter Prinz von Biscari[1]) hieß dieser von allen seinen Landsleuten geliebte und gerühmte Herr; vor kurzem war er gestorben. Unter Anderm hatte er viele Altertümer in der Stadt und Umgegend suchen und bloßlegen lassen; man konnte nun die großen öffentlichen Gebäude des griechischen und römischen Katana erkennen: Bäder, Turnhallen, Theater, Odeum, Arena; man konnte im Theater einen Platz zeigen und behaupten: Hier hat Alkibiades eine begeisternde Rede gehalten! In seinem Schlosse erst, einem einstöckigen, aber ausgedehnten Bau, hatte dieser Prinz erstaunliche Schätze versammelt, sowohl an Funden aus dem Altertum, wie an Merkwürdigkeiten der Natur. Ein großer Torso, den die Gelehrten als einen Jupiter oder Bakchus bezeichneten, galt für eins der allerersten Meisterwerke griechischer Kunst. Ein eherner Kopf des Antinous desgleichen. Ebenso sah man hier die herrlichsten griechischen Vasen, sodann viele und sehr schöne Gemmen, Kameen und Intaglios; dazu eine Münzsammlung, die nirgends übertroffen wurde. Kurz, das Museum dieses vornehmen Privatmannes konnte sehr wohl den königlichen und päpstlichen Sammlungen zu Florenz, Rom und Portici verglichen werden.

---

[1]) Ton auf der ersten Silbe.

Goethe und Kniep besahen zuerst die antike Plastik, wobei der Hausgeistliche sie führte. Dieser meldete sie auch bei dem jetzigen Prinzen Biscari, dem Herrn Vincenzo, der ihnen dann selber jene Münzsammlung zeigte, die nach übeln Erfahrungen nicht mehr allen Liebhabern zugänglich war. Goethe fühlte sich jetzt schon als einen leidlichen Kenner, und so kam ein lebhaftes Gespräch zwischen ihm und Don Vincenzo zustande, denn auch der Erbe war ein unterrichteter Mann. Als die beiden Deutschen sich dankend entfernen wollten, führte sie der Prinz erst noch zu seiner Frau Mutter; er bat die würdige alte Dame, den Herren ihre Bernsteine zu zeigen. Das waren denn auch sehr kostbare Sachen, die rohen Stücke wie die daraus gefertigten Kunstwerke. Ebenso besaß die Prinzessin wahre Schätze von Elfenbein-Arbeiten und an geschnitzten Muscheln. Als sie hörte, woher ihre Gäste stammten, nannte sie die deutschen Reisenden, die früher hier gewesen: v. Riedesel, Bartels und Münter. Stunden lang blieb man zusammen, und so genoß Goethe auf einmal wieder höchste Kultur, nachdem er die letzten Wochen fast wie ein Nomade gelebt hatte.

Am Nachmittage ließ sie der Prinz in seinem Wagen in der Stadt herumfahren; der Hausgeistliche begleitete sie als Auskunftsgeber und Vermittler. So hörten sie denn auch die berühmte ungeheure Orgel des Domes spielen; vorher sahen sie den Organisten, einen sehr hinfälligen, trübsinnigen, unbedeutenden Klosterbruder, der gar nicht danach aussah, daß er das Riesenwerk bändigen konnte. Alsbald erfüllte er aber die sehr geräumigen Kirchenhallen bis in die letzten Winkel,

bald säuselnd mit leisestem Hauch, bald in gewaltsamsten Tönen schmetternd. Das Männchen war zum Riesen geworden.

Sollte man's glauben, daß auch in einer solchen Stadt die Unterkunft und Verpflegung von so bescheidenen Männern wie Goethe und Kniep Schwierigkeiten machte? Wenn wir aber lesen, daß manche Reisende das noch viel berühmtere Syrakus deshalb nicht besuchten, weil dort kein erträglicher Gasthof war, so werden wir Catania nicht schelten, denn es hatte doch seinen ‚Goldenen Löwen'. Nur freilich: gerade vor diesem Tiere waren unsere Freunde gewarnt worden. In ihrem letzten Gasthause hatten sie an einer Wand eine Inschrift in englischer Sprache gelesen: „Reisende, wer Ihr auch seid," hieß sie auf deutsch, „hütet Euch in Catania vor dem Wirtshause zum Goldenen Löwen! Es ist schlimmer, als wenn Ihr den Zyklopen, Sirenen und Scyllen zugleich in die Klauen fielet!" Da wußte denn der Reitmann keinen andern Rat, als daß seine Herren in derselben Schänke einkehren müßten, wo er sich und seine Maultiere unterbringe. Es geschah. Am andern Morgen gestanden sich die Deutschen, daß Alles hier doch gar zu ländlich-sittlich beschaffen sei, und ihr Wirt selber erkannte, daß er solchen feinen Gästen nicht genugtun konnte. „Dort drüben," sagte er, „ist ein Haus, wo Fremde recht gut aufgehoben sind." Sie sahen ein wohlgebautes Eckhaus, gingen hinein, wurden von einem dienstwilligen Menschen freundlich willkommen geheißen, in schöne Zimmer geführt, ließen sich ihre Koffer herüber bringen, ordneten ihre Sachen in weitläufige vergoldete Kommoden hinein, genossen die

Aussicht aus den Fenstern, fühlten sich wohl, traten auf einen schönen Balkon, blickten auch einmal an ihrem Hause hinauf, und siehe da: ein goldener Löwe gleißte oder grinste ob ihren Häuptern.

Was nun? Sie waren einmal da und wurden auch neugierig auf die homerischen Zyklopen, Sirenen und Scyllen. Und paßten auf. Sonderbar, daß kein Wirt sich zeigte; der Mann, der sie besorgte, gab sich für einen Stellvertreter aus; sonst war er Lohndiener. Eine hübsche junge Frau, die wohl zu ihm, aber nicht zum Hause gehörte, machte sich allerlei zu schaffen und blieb da, wenn der Mann ging, immer sich nahe den Gästen haltend: die Herren hätten bloß mit den Augen zu winken brauchen! So also sah die Sirene jenes Engländers aus! Nun, sie und ihr Teilhaber mochten ihre Künste entwickeln: unsere Deutschen stellten sich ahnungslos.

Dies war am Mittwoch, den 2ten Mai, gewesen; am nächsten Tage fand der Besuch bei dem Prinzen und der Prinzessin-Mutter statt; darauf die Wagenfahrt mit dem Abbate. Sie besuchten aber auch noch den Don Giuseppe Gioeni, Malteserritter und Professor an der hiesigen Universität; er war ein sehr eifriger Naturforscher — also eine Seltenheit hierzulande — und besaß ein schönes Naturalienkabinett. Für einen Sizilier offenbarte er wirklich merkwürdige Liebhabereien und Ansichten; zum Beispiel schrieb er einer gewissen Lava vom Ätna ein Alter von 20 000 Jahren zu, wo doch Gott die Welt erst vor 6000 Jahren erschaffen hat! Prinz Biscari hatte Mühe, ihn vor dem Reinigungsfeuer der Inquisition zu retten.

Goethe ging mit Kniep zu ihm, gerade so, wie er einst mit seinem Herzoge den Professor de Saussure in Genf aufgesucht hatte: er wollte nämlich gern hören, daß es mit einer Besteigung des Ätna gar keine Gefahr habe. Aber die Auskunft lautete: im Hochsommer sei die Besteigung des wirklichen Gipfels höchst mühselig und gefährlich, zu jeder andern Jahreszeit einfach unmöglich. Viele hätten sich zwar gerühmt, daß sie oben gewesen, aber in Wahrheit sich mit einem der Vorberge begnügt. Der Ätna war kein Spaziergang wie der Vesuv, sondern er thronte als ein König über sechsunddreißig Vesuven, die ihn im Kranze umgaben. „Wenn Sie meinem Rate folgen mögen," sprach Gioeni, „so reiten Sie morgen bei guter Zeit bis an den Fuß des Monte Rosso und besteigen Sie diese Höhe! Sie werden von da des herrlichsten Anblicks genießen und zugleich die alte Lava bemerken, welche dort 1669 entsprang und sich nach Catania hinab- und hineinwälzte. Die Aussicht ist herrlich und deutlich, und man tut besser, sich das Übrige erzählen zu lassen." [1])

Goethe fügte sich ungern. Am Freitag, den 4ten Mai, ritt er mit Kniep, soweit es auf Maultieren ging, ins Gebirge hinein. Fast immer über Lava-

[1]) Fünfzehn Jahre später ist unser Landsmann Seume mit mehreren Engländern zur selben Jahreszeit bis zum Hauptgipfel vorgedrungen. Er war, nach Kriegsjahren in Amerika und Polen, noch zäher und härter als Goethe; aber namentlich hatten sich in diesen 15 Jahren die Ansichten über die Besteigbarkeit der Berge geändert. Der Alpinismus begann zur selben Zeit, wo Goethe nach Italien ging: mit der Eroberung des Montblanc.

Der Dom in Catania

Von P. Dewint nach Major Light

Der Ätna, vom Monte Rosso gesehen. Von S. v. W.

Der Ätna und der Lavastrom vom Monte Rosso bis Catania (1669).
Von Jos. Lanfranchi. Stich von Witzani und Schreyer

Untergrund oder zwischen alten Lavaströmen hindurch: aber großenteils doch durch höchst fruchtbare Bezirke, wo des Obstes, des Weines, des Öles die Fülle gedieh. Hier herrschte sogar in den Dörfern ein großer Wohlstand. Man war noch im untersten der drei Bezirke des Berges, in der regione piemontese oder colta. Darüber lag dann das Waldgebiet: regione nemorosa (oder sylvana) und darüber die regione nevosa oder deserta: Schnee und Öde. Der Berg ward auf 13 000 Fuß Höhe, auf 15 deutsche Meilen Umfang und 22 Geviertmeilen Fläche geschätzt. Rund 100 000 Menschen wohnten im unteren Teile. Die Häuser der Landleute waren aus Lava gebaut und zeigten sich als schwarze Flecken in glänzender grüner Umgebung.

Unsere Freunde ritten durch die Dörfer Gravina, Mascaluccia, Mazzanunciata und Nicolosi. Schon längst hatte man den Monte rosso vor sich: seine beiden Gipfel wölben sich wie zwei Weiberbrüste neben einander empor; entstanden sind sie 1669 bei dem schon erwähnten größten Kreißen des Berges; vorher war hier die schönste Ebene.

Auf der ersten bedeutenden Höhe angelangt, zeichnete Kniep, was aufwärts vor ihnen lag: die Lavenmassen im Vordergrunde, den Doppelgipfel, die Wälder von Nicolosi, aus denen der beschneite, wenig rauchende eigentliche Ätnaberg hervorstieg.

Dann rückten sie dem Roten Berge näher; aber nur Goethe stieg durch den schwarzen Sand hinauf: rot war dieser Berg nicht eigentlich, aber er zeigte manche rote Flecke. Rotes vulkanisches Grus, schwarze Asche und von Steinen Schörle und Feldspate umgaben den Wanderer.

Er gelangte zur Spitze, zum Krater: um die Mündung wäre das Herumgehen bequem genug gewesen, hätte nicht ein entsetzlich stürmender Ostwind jeden Schritt unsicher gemacht. Goethe mußte den Mantel ablegen, um nur vorwärts zu kommen; nun war aber der Hut in Gefahr, in den Krater getrieben zu werden, und der Mann hinterdrein. Er setzte sich nieder und duckte sich, aber auch so konnte er die Aussicht nur wenig genießen. Denn sie öffnete sich nach Osten, und von Osten her stürmte ihm der Wind gewaltig entgegen. Ein herrliches Land lag unter ihm, soviel konnte er wohl erkennen: die ganze Ostküste Siziliens, von Syrakus bis Messina, und das davor liegende Meer.

Ganz betäubt vom Sturme kam er wieder bei Kniep an, der an einer geschützten Stelle mit zarten Linien auf das Papier gebracht hatte, was Goethe da oben gesehen und kaum gesehen. — —

Als sie nach dem Rückmarsche wieder im Goldenen Löwen saßen, schlug ihnen der geschäftige Lohnbediente für morgen eine schöne Spazierfahrt auf dem Meere vor, nämlich zu den schroff im Wasser stehenden Felsen von Jaci, die auch Zyklopeninseln heißen und die Blöcke darstellen, womit der von Odysseus geblendete Poseidonssohn Polyphemos diesen Listigen zerschmettern wollte. Goethe wäre gern dem Rate gefolgt und hinaus gefahren, weniger wegen des guten Polyphem als wegen der herrlichen Zeolithe, die sich ein Mineraloge dort aussuchen konnte. Aber er gedachte rechtzeitig des Engländers, der in der Warnung vor dem Goldenen Löwen von Zyklopen und Sirenen gesprochen hatte, und als der Lohnbediente meinte, seine Frau

könne ja mitfahren und auf der schönsten Insel die Speisen fertig bereiten, damit es den Herren dort bei Wein und Braten wohl werde, da erinnerten sich unsere Deutschen an Falstaffs Lehre, daß die Vorsicht der Tapferkeit besserer Teil sei. Und auf keine Weise brachte der brave Lohndiener es dahin, daß die Herren sein schwaches Weibchen vom Pfade der Tugend ablenkten; unschuldig und ungerupft zogen sie schließlich aus den Krallen des Goldenen Löwen davon.

*

Es geschah am Sonntag, den 6ten Mai.[1])

Sie ritten nun nordwärts an der Küste entlang und kamen an diesem Tage bis zu dem berühmten Taormina. Das war gegen Girgenti an der Südseite der Insel, erst das rechte östliche Gegenstück, allerdings kleiner im Altertum wie in der Gegenwart, und auch in seinen Ruinen; aber vor allen andern Trümmerstätten dadurch ausgezeichnet, daß es das am besten erhaltene antike Theater aufzuweisen hatte. Und dies Theater bot von seinen höchsten Plätzen den Zuschauern nicht nur den Blick auf die Bühne; es zeigte zugleich die schönste Landschaft von der Welt. „Gott sei Dank, daß Alles, was wir heute gesehen, schon genugsam beschrieben ist“: so begann Goethe des Abends seinen kurzen Bericht; und zugleich freute er sich auf Knieps Zeichnungen am folgenden Tage.

[1]) Ich folge für die nächste Woche der Datierung Düntzers.

Zwiſchen Catania und Taormina. Von Chr. Kniep

Goethe-Nationalmuſeum in Weimar

Ruinen des Theaters von Taormina. Von Chr. Kniep

Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Dies Theater, das die Tauromenier einst über ihrer Stadt in ein Halbrund zwischen zwei Berggipfel so bauten, daß die Szene diese beiden Felsen verband, war gegen das Meer und den Ätna gerichtet. Man übersah auf der einen Seite die östliche Küste von Sizilien und das sizilische Meer, dazu den Ätna in seiner ganzen Herrlichkeit; auf der andern die sämtlichen Felswände, zwischen denen und dem Meere sich der Weg nach Messina hinschleicht, sodann die Meerenge zwischen Messina und Reggio und die Küste von Kalabrien, das Kap Spartivento und das beginnende ionische Meer. Und dies Theater war auch für die Ohren sehr gut gebaut; man konnte noch jetzt nach der halben Zerstörung die Probe machen: was auf der Bühne deklamiert wurde, war auf den geringsten Plätzen schön vernehmbar.

Die Nacht verbrachten unsere Reisenden in einem Bauern- und Fischerdorfe an der See. Am andern Morgen stieg Kniep wieder zum Theater hinauf, um die vorgesetzten Bilder zu zeichnen; Goethe hatte ihn begleiten wollen, bekam aber plötzlich Lust, hier unten am Ufer des Meeres zu bleiben und in einem wilden Bauerngarten seinen Gedanken nachzuhängen.

Und er ging an's Ufer des Meeres und setzte sich nieder.

So erzählt Homer von Odysseus, der nach seiner Errettung auf Phäa sich gebadet, gesalbt und bekleidet hat und nun wieder vor Nausikaas Augen erscheint:

Strahlend von Schönheit und Reiz. Mit Staunen sah ihn die Jungfrau.
Leise begann sie und sprach zu den schöngelockten Gespielen:
„Höret mich an, weißarmige Mädchen, was ich euch sage!

Nicht von allen Göttern verfolgt, die den Himmel bewohnen,
Kam der Mann in das Land der göttergleichen Phaiaken!
Anfangs schien er gering und unbedeutend von Ansehn,
Jetzo gleicht er den Göttern, des weiten Himmels Bewohnern.
Würde mir doch ein Gemahl von solcher Bildung beschieret
Unter den Fürsten des Volks und gefiel' es ihm selber, zu bleiben!"

So hatte wohl auch Goethe hier in fremden Landen schon manchmal den Blick einer Schönen auf sich ruhen gefühlt und rühmende Worte auf ihren Lippen glauben können; reizte er doch schon als ein Andersartiger, Weitgereister, Geheimnisvoller. Wie leicht war es ihm jetzt, sich in Odysseus zu versetzen! In den Helden der innigen, innerlichen Liebestragödie Nausikaa, von welcher Tragödie zwar Homer nichts berichtet, die aber aus dem von ihm Erzählten leicht erwächst. Der immer listenreiche Odysseus gibt sich auf Phäa für ledig aus, weil allemal am neuen Orte der noch zu gewinnende Mann einen Vorteil vor dem schon beweibten genießt. Die Königstochter darf also Hoffnungen auf ihn setzen, ihr Wohlgefallen an ihm nähren und auch zeigen. Zwar beunruhigt es sie, daß er erheblich älter ist; sie bittet ihre alte Amme, sie darüber zu trösten. „Du hältst ihn doch für jung? Sprich, Tyche, sprich!" Und Jene:

Er ist wohl jung genug, denn ich bin alt.
Und immer ist der Mann ein junger Mann,
Der einem jungen Weibe wohlgefällt.

Nausikaa läßt sich nun gehen und unverhohlen lobt sie ihres Vaters Gast, sogar ihm ins Gesicht:

Du bist nicht einer von den Trüglichen,
Wie viele Fremde kommen, die sich rühmen

Und glatte Worte sprechen, wo der Hörer
Nichts Falsches ahnet und zuletzt, betrogen,
Sie unvermutet wieder scheiden sieht.
Du bist ein Mann, ein zuverlässiger Mann;
Sinn und Zusammenhang hat deine Rede. Schön
Wie eines Dichters Lied tönt sie dem Ohr
Und füllt das Herz und reißt es mit sich fort.

Wie leicht konnte auch Goethe hier ein junges Herz in die Irre locken! Ohne Lüge erschien er als Unverheirateter, und dennoch war er nicht frei. Also war es seine Pflicht, solche Neigungen und Hoffnungen nicht zu erwecken, wie es erst recht die Pflicht des menschenkundigen Odysseus gewesen wäre. Aber bemerken wir die Gefahren immer zur rechten Zeit?

Ein gottgesendet Übel sieht der Mensch,
Der klügste, nicht voraus und wendet's nicht
Vom Hause.

So saß Goethe auf einem tiefen Ast eines Orangenbaums und unterredete sich mit Alkinous und Nausikaa, und seine Gedanken zogen weite Kreise. Bis endlich Kniep zurück kam und zwei große Blätter reinlichster Zeichnung vor ihm ausbreitete. Die solle er zum ewigen Gedächtnis an diesen herrlichen Tag in Farben für ihn ausführen, begehrte Goethe.

Dann saßen sie im Hause zu Speise und Trank und behaglicher Ruhe. Von einem kleinen Altane blickten sie unter dem reinsten Abendhimmel auf das schöne Ufer hinab. Vor ihnen blühten die Rosen, und in der Nähe sangen Nachtigallen. Sie singen hier sechs Monate im Jahr.

*

Am folgenden Tage Ritt nach Messina. Ostwind. Kalkfelsen zur Linken, die See zur Rechten, und zwar eine stürmende See, die oft genug auch unsere Reisenden, die doch der Felsen wegen nicht zur Seite weichen konnten, mit Sturzwellen überschüttete. Unbequem! Aber herrlich anzusehen! Ein Bad zu Maultier! Seereise und Landreise zugleich! Sturmritt im Wogen-

gebrause! Wenn sie von oben wieder abgetrocknet waren, mußten sie durch Gebirgsbäche hindurch, einmal auch durch einen erheblichen Fluß; Chrysothoas hieß er bei den Griechen, weil er Goldsand führt. Das Meer zu ihrer Seite wurde allmählich schmaler; immer deutlicher wurde drüben die Küste Kalabriens; weiße Häuser schimmerten in der Abendsonne herüber: Reggio, das alte Rhegium im Lande der Bruttier.

Als sie dann endlich nach Messina kamen, ritten sie eine Viertelstunde lang an Trümmern und Trümmern

vorbei. Sie kehrten schließlich, um nicht müde und matt dieses Anblicks noch weiter zu genießen, mit in die Herberge ihres Reitmanns ein. Nun waren sie mitten in der Stadt, sahen aber auch aus den oberen Fenstern des Hauses nichts als Trümmer und Trümmer: eine zackige Ruinenwüste. Sie spürten außerhalb des Gehöfts weder Mensch noch Tier: es war eine unheimliche Stille. Die Türen des Hauses hatten nicht Riegel noch Schloß; auf menschliche Gäste war man hier kaum eingerichtet. Aber unsere Freunde schliefen gut genug auf einer Matratze; ihr Begleiter, dessen Dienst hier und heute ablief, hatte dieses weichere Lager dem Wirt des Hofes unter dem Leibe weggeschwatzt.

Am andern Morgen entließen sie ihren Reitmann mit einer guten Belohnung, denn er hatte sich überall trefflich und klüglich gehalten.

*

Als sie dann eine bessere Wohnung suchten, sahen sie, von einem Lohndiener begleitet, bei Tageslicht erst richtig, was ein paar Erdstöße aus einer blühenden Stadt machen können. Hier vergaß man ganz die zwei Jahrtausende Vorgeschichte, die anderwärts zuweilen die Hauptsache sind; man vergaß sie über den 5ten Februar 1783 und den diesem Unheilstage nachfolgenden Wochen, denn erst im April trat wieder Beruhigung des empörten Bodens ein. Zum Erdbeben kamen Feuersbrunst, Versiegen aller Brunnen, Hungersnot und Krankheiten. Die Zahl der Menschen, die damals ihr Leben verloren, wurde sehr verschieden angegeben;

Goethe hörte zwölftausend Tote nennen und dreißigtausend Obdachlose; Andere begnügten sich mit 6000 Gestorbenen und 20 000 Überbliebenen. Von den Häusern mag die Hälfte zerstört worden sein, die andere Hälfte aber war rissig, unsicher, unheimlich. Nach dem Zusammensturz hielten sich die meisten Menschen zunächst Tag und Nacht im Freien auf, im kühlen Vorfrühling, aber es bekam ihnen gut; dann erwuchsen, als auch

Messina vor dem Erdbeben. Von Petrus Schenck

Hilfe von auswärts kam, Vorstädte von Holz; sie standen jetzt noch da als Neu-Messina und erinnerten unsere deutschen Freunde stark an die Reihen von großen und kleinen Buden, wie man sie zu Meßzeiten etwa in Frankfurt und Leipzig sah. In Steinen wieder aufgebaut war jetzt, nach vier Jahren, noch nicht viel, und eben erst, vor zwanzig Tagen, hatte sich wieder ein leichter Erdstoß ereignet, der den Leuten die Lust, sich großen Häusern anzuvertrauen, wieder von neuem nahm.

Die schönste Straße der Stadt war die Palazzata gewesen, eine lange Reihe von hohen Steinpalästen, im Halbkreis um die ebenso geformte Rhede gelegen; sie hatte nebenbei den für eine Straße etwas ungewöhnlichen Zweck gehabt, die Schiffe im Hafen vor einem vom Lande her wehenden gefährlichen Winde zu schützen. Nun verlangte der König in Neapel, daß sie wieder in gleicher Höhe von vier Obergeschossen aufgebaut würde, eben jenes Windes wegen; aber die Bürger wußten jetzt gar zu gut, daß nur das unterste Geschoß von Steinbauten einigermaßen sicher ist, oder eigentlich nur die Tür- und Fensteröffnungen darin.

Die oberste Leitung der Polizei in dieser Stadt, wo die Erregtheit der Natur sich auch den Menschen mitgeteilt hatte, war nach dem Erdbeben einem neuen Governadore übertragen worden. Don Michele Odea war Irländer von Geburt, Feldmarschall seinem militärischen Range nach und Despot von ganzem Herzen. Er hatte dem Könige schon manche große Dienste geleistet, und seine Tyrannei stellte auch hier am schnellsten die Ordnung wieder her; aber wenn er seine grimme Laune hatte, zitterten Große und Kleine vor ihm, Einheimische und Fremde. Als Goethe sich ihm vorstellte, weil man Das für unvermeidbar erklärte, nahm Don Michele auch ihn sogleich unter Kommando: der Herr solle beständig bei ihm speisen; der Herr solle hierhin und dorthin geführt werden; es solle ihm Alles erklärt werden, was es hier an Kostbarkeiten gebe. Es sah wirklich so aus, als ob der mißtrauische alte Mann, der in jedem Unbekannten einen Späher und Aufhetzer

witterte, auch diesem Fremden ziemliche Unstatten zufügen könnte; seine gewalttätige Güte konnte sich leicht in gewalttätige Strenge verwandeln; Goethe nahm aber die Sache von der lustigen Seite.

Sogleich mußte er sich aber gegen noch andere neue Freunde wehren. Als er nämlich an einer Art Angst- und Zwangsmahlzeit bei dem wütigen Gouvernadore teilnahm, bemerkte er, daß ihm andere Tischgäste durch gewisse Zeichen zu verstehen gaben: sie würden ihm im Notfalle beistehen, falls er ihr Bruder im Freimaurer-Orden sei. Nachher fand sich Gelegenheit, einem dieser Ordensgenossen zu danken; nun begehrte Dieser aber, daß Goethe in einer Loge mit ihm und den Verbündeten zusammenkomme, um diese Gemeinschaft zu feiern und sich frei auszusprechen. Daran war Goethen aber gar nichts gelegen. Er hatte die Freimaurerei und das Illuminatenwesen ja rasch satt bekommen und machte nie Gebrauch davon.[1])

[1]) Goethe war am 22. Juni 1781 in den Orden aufgenommen; am 2. März 82 erhielt er den Meistergrad, aber gleich nachher schlief die Arbeit der Loge in Weimar ein. Am 10. Dezember 1782 erhielt Goethe trotzdem noch den Unterricht über den vierten Grad, am 11. Februar 1783 ließ er sich auch noch in den Illuminaten-Orden einweihen. Er fühlte sich nach allen diesen Einweihungen so klug wie vorher. Als dann in Rom sein neuer Freund Moritz die Rede auf das Logenwesen brachte, rief Goethe aus: „Mein Gott, und auch Sie können noch Etwas darin suchen?“ Irgend ein Zeichen, daß Goethe die gesellschaftlichen Vorteile, die ihm seine Zugehörigkeit an die Hand gab, ausnützte, sind mir nicht bekannt. Über das später freundlichere Verhältnis zur wieder entstehenden Loge vgl. Wernekke, Goethe und die Königliche Kunst, Leipzig 1905.

Kurz: sein Hauptstreben in dieser Unglücksstadt ging dahin, recht bald ein Schiff zu erlangen, das ihn

Meerenge und Hafen von Messina

und seinen Freund von hier fort und nach Neapel zurückbringe. Und es glückte ihm.

Fünfzehntes Kapitel

Die zweite Seefahrt

11.—14. Mai 1787

Am 11ten Mai segelte ein französischer Kauffahrer aus dem herrlichen Hafen der verwüsteten Stadt nordwärts, und unsere Freunde waren auf Deck.

Vielleicht winkte Goethes Seele gerade dem allzu gütigen Zwingherrn der Stadt und den zutraulichen Freimaurer-Brüdern ein Lebewohl zu, als er daran erinnert ward, daß jetzt eben von seinem Schiffe Scylla und Charybdis zu sehen seien, Diejenigen, die Homer gemeint habe. Nun, es war nicht viel! Ein Felsen und ein Strudel, beide wohl vermeidbar und durchaus nicht eng beieinander. Die Einbildungskraft hatte in dem alten Sänger ebenso gearbeitet wie bei Merian und anderen alten Landschaftszeichnern, die alle Berge erhöhten, alle langweiligen Breiten verkürzten und von den Städten fast nur die Kirchtürme übrig ließen. Das Steigern, Zuspitzen, Zusammenziehen, Auslassen, Übertreiben ist nun einmal das beständige Nebengeschäft der Phantasie; immer ergreift sie das Wirkliche, um es zu idealisieren.

*

Die Klippen der Sirenen nahe der Scylla

Die Felsenklippe Scylla und der Wirbelschlund Charybdis flößten also kein Grauen ein; aber ob die Fahrt sonst gut gehen werde, ward sehr bald zweifelhaft. Die weiße Flagge am Mast sicherte vor Seeräubern: eben deshalb hatte sich eine Menge Volk diesem Schiffer anvertraut, obwohl die Sizilianer sonst den Franzosen auch darum grollten, weil sie mit den Barbaresken Frieden hielten und somit die Christen an die Ungläubigen zu verraten schienen. Aber dieser Schiffer, dieser Franzose, der vor Piraten sicherte, war offenbar mehr Kaufmann als Seekundiger, und sein Steuermann kaum mehr als ein gewöhnlicher Matrose. Beide verstanden sich auf die Schiffskunst schlecht. Die Verpflegung taugte wenig, was die Stimmung nicht verbesserte. Goethe brauchte nicht mitzuessen; er war sogleich wieder der Seekrankheit anheimgefallen; er lag zumeist in der Kajüte auf einer Matratze und

nahm nur von dem roten Weine und guten Brote zu sich, die Kniep aus Messina bei sich führte.

Was hatte Goethe nun eigentlich zwischen den beiden Seekrankheiten erlebt? Große Strapazen. Er hatte eine Insel kennen gelernt, der nur Weniges zum Paradiese fehlte, aber eben dies Wenige fehlte, nämlich die Vernunft und der gute Wille der Menschen. Und das Letztgesehene, die Trümmerstadt, verdarb ihm noch das vorherige Bild.

Wir hatten doch eigentlich nichts gesehen als durchaus eitle Bemühungen des Menschengeschlechts, sich gegen die Gewaltsamkeit der Natur, gegen die hämische Tücke der Zeit und gegen den Groll ihrer eigenen feindseligen Spaltungen zu erhalten. Die Karthager, Griechen und Römer und so viele Völkerschaften haben gebaut und zerstört. Selinunt liegt methodisch umgeworfen; die Tempel von Girgenti niederzulegen, waren zwei Jahrtausende nicht hinreichend, Katania und Messina zu verderben wenige Stunden, wo nicht gar Augenblicke.

Das waren freilich seekranke Betrachtungen. Weg damit! Man konnte die Sache auch freundlicher ansehen. Die Menschen in Sizilien hatten ebenso wie überall eine längere oder kürzere Spanne Zeit das Leben teils genossen, teils erlitten; sie hatten es kaum schlechter gehabt als wir Andern, und größtenteils gehörten sie zu derjenigen Art, die das Leben recht leicht nimmt und trägt.

*

Der Wind blies ungünstig, und auch am dritten Tage ward das Ziel noch nicht erreicht. Das Schiff befand sich erst zwischen der Insel Kapri und dem Kap

Minerva; so nannte man die Spitze der Halbinsel Sorrent. Goethes und Knieps Maleraugen erlabten sich, zumal bei Sonnenuntergang, an den Landschaftsbildern links, rechts und vor ihnen. Zur Rechten lag das Kap mit dem daranstoßenden Gebirge im glänzendsten Farbenschmuck, indes die Felsen, die sich südwärts hinabziehen, schon einen bläulichen Ton angenommen hatten. Vom Kap an zog sich die ganze erleuchtete Küste bis Sorrent hin. Der Vesuv war sichtbar; eine ungeheure Dampfwolke türmte sich über ihm auf, von der sich ostwärts ein langer Streifen am Himmel hinzog. Links hatten unsere Freunde das steil in die Höhe strebende Kapri; sie konnten die Formen der Felswände vollkommen unterscheiden, wenn auch gleichsam durch einen bläulichen Schleier. Und unter einem ganz wolkenlosen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer.

Bald trat völlige Windstille ein, und sie schauten auf das flache Wasser wie über einen Spiegel oder wie auf einen ruhigen Teich. Kniep begann zu zeichnen, wenn er auch verzweifelte, diese Farben, diese Linien, diese Harmonie wiedergeben zu können.

Nun senkte sich die Nacht herein; Kapri lag finster vor ihnen, aber auf der anderen Seite begab sich das Wunder, daß die Wolke über dem Vesuv sich erhellte, dann zu glühen und zu leuchten begann; jener Strich nach Osten ward ein feuriger Schweif. Wie herrlich ist hier die Welt!

Aber plötzlich wurden sie inne, daß ihnen eben jetzt eine Gefahr drohte, eine ganz große Gefahr, vielleicht ein rasches Ende alles Schauens und Genießens! Wind-

stille, hatten sie gedacht, bedeutet nur Zeitverlust. Nun aber hörten sie, daß sich um die Insel Kapri eine Strömung bewege und durch einen sonderbaren Wellenschlag Alles, was in sie hinein gerät, zwar langsam, doch unwiderstehlich nach den schroffen Felsen hinziehe. Diese steilen Felsen aber bieten auch nicht eine Handbreit Vorsprung, wo man den Fuß aufsetzen kann, noch weniger eine Bucht zum Landen. Hier also waren plötzlich Scylla und Charybdis vereinigt: sie harrten ihrer Opfer. Schwankend und schwippend näherte sich das Schiff langsam der nächtlich-schwarzen steinernen Wand.

Die Gefahr, anfangs nur von den Unterrichteten bemerkt, ward nun Allen bewußt, und das Volk tat, was es immer in solcher Lage tut: es jammerte und tobte abwechselnd. Es ward immer lauter und wilder. Während die Männer noch auf dies oder jenes Hilfsmittel sannen und gern Hand angelegt hätten, um zu helfen, drängten sich die Weiber mit ihren Kindern auf dem Decke zusammen, wurden immer lauter und wilder und belferten gegen den Kapitän. Jetzt überschütteten sie ihn mit den Vorwürfen, die sie bisher bei sich behalten hatten: für teures Geld habe er ihnen einen schlechten Schiffsraum und geringe Kost gegeben; er sei ein unfreundlicher Mensch; er und sein Steuermann seien arge Pfuscher in ihrem angemaßten Geschäfte. Sie seien gewiß hergelaufene Krämer, die sich in Besitz eines Schiffes gesetzt hätten, um viel Geld zu verdienen, und nun gehe durch ihr Ungeschick Alles zugrunde: Menschen, Güter und das Schiff.

Der angeklagte Schiffshauptmann war schon von Natur schweigsam; jetzt wußte er auch nichts zu er-

widern. Goethe aber fühlte, daß hier gesprochen werden mußte, daß diese Weibermenge eines führenden Mannes bedurfte. Er trat vor sie und schalt sie aus. Es sei Wahnsinn, daß sie durch ihr Lärmen und Schreien in diesem Augenblicke den Männern, von denen allein kluge Maßregeln zu erhoffen seien, Ohr und Kopf verwirrten, so daß sie weder denken noch sich unter einander verständigen könnten. „Laßt diese Männer in Ruhe!“ — „Was euch betrifft,“ fuhr er fort, „kehrt in euch selbst zurück und wendet euer brünstiges Gebet zur Mutter Gottes! Bei ihr allein steht es, ob sie sich bei ihrem Sohne für uns verwenden will. Bedenkt, Er kann zu jeder Stunde wiederum tun, was er auf dem See Tiberias tat: da stürmten die Wellen und schlugen schon in das Schiff, die Jünger verzweifelten, der Herr aber schlief. Und dann stand er auf und gebot den Wellen Ruhe. So kann Er jetzt auch der Luft gebieten, sich zu regen, und den Winden befehlen, daß sie wehen — wenn es anders Sein heiliger Wille ist.“

Diese Worte taten die größte Wirkung. Eine der Frauen rief Ah! il Barlamé! benedetto il Barlamé![1]) Und Alle empfanden diesen fremden starken Mann, der sie ausschalt, wie einen Abgesandten des Himmels und

[1]) Diese Frau verglich den Ausländer wohl mit dem heiligen Barlaam, einem asiatischen Eremiten, der als Bekehrer des indischen Prinzen Josaphat durch Volksbücher in den romanischen Ländern ziemlich bekannt war. Es hat allerdings auch einen Barlaam gegeben, der hier in der Nähe, in Neapel und als Bischof von Geraci, wirkte; als Lehrer Petrarcas ist er einer der Urheber der Renaissance. Goethe selber hat den Ausruf, der übrigens in jener Mundart »Benedettu lu Barlamu« heißen müßte, nicht erklärt.

fingen an zu beten, nämlich alle Gebete herzusagen, die sie wußten, und sie beteten sich in heiligen Eifer hinein, oder, wo sie nachließen, ergossen sie sich in Klagen, was doch dienlicher ist als Zanken und Toben.

*

Der Zustand des Ganzen ward jedoch immer schauerlicher. Jetzt schrien oben auf der Insel die Ziegenhirten, deren Feuer man schon früher bemerkt hatte, einander zu: da unten strande ein Schiff! Und unten glaubte man aus ihren Zurufen herauszuhören, daß sie sich schon auf die schönen Dinge freuten, die sie morgen herausfischen würden. Immer stärker schwankte das Fahrzeug, und die Brandung schien sich zu vermehren. Die Kenner wußten nur noch ein Mittel, den Untergang ein Weilchen aufzuhalten: mit bereit liegenden langen Stangen konnte man das Schiff von den Felswänden abstoßen — bis auch diese Stangen brachen. Danach zerschellte dann das Schiff an den scharfen Felskanten, und der Schlund öffnete sich.

Zum Tragischen tritt zuweilen das Tragikomische. Goethe ward plötzlich so stark von seiner Seekrankheit überfallen, daß er vom Verdeck eilen und sein Heil in der Rückenlage suchen mußte, in der sich sein Magen immer beruhigte. Wie er nun so dalag, gewann dasselbe Bild Macht über ihn, das er soeben den Weibern vorgehalten: Jesus, der den Wogen gebietet und sich zu den Jüngern wendet: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?“ Als Kind hatte er oft eine große Folio-Bibel mit Merianschen Kupfern besehen; jetzt stand ihm daraus ganz deutlich das Bild vom

See Tiberias vor Augen. Er versank in ruhige Phantasie, in halben Schlaf oder ganzen Schlaf, ward aber bald herausgerissen durch ein großes Getöse über sich. Er horchte: dieser Lärm hatte einen guten Klang in sich; es war Arbeitslärm. Und nun kam auch Kniep herunter gelaufen: Es gehe besser, rief er; man sei wohl gerettet. In demselben Augenblicke, wo die Gefahr am größten war, hatte sich ein Lüftchen erhoben, und eiligst hatten Matrosen und die mitreisenden Männer alle Segel aufgezogen; auch Kniep hatte Hand angelegt. Jetzt entfernte man sich schon sichtbar von den vermaledeiten Felsen.

Am andern Morgen sahen unsere Freunde die herrlichen Landschaftsbilder bei entgegengesetztem Lichte. Gerade vor ihnen lagen die Kastelle von Neapel, die ganze Stadt, links der Posilipp und die Vorgebirge und Inseln bis Procida und Ischia.

Und abends saß Goethe wieder im Gasthause des Signor Moriconi. Und der noch glücklichere Kniep hielt sein Liebchen im Arme. Der vorige Maler-Begleiter, Tischbein, war vor kurzem mit dem Prinzen von Waldeck wieder nach Rom zurückgekehrt.

Sechzehntes Kapitel

Nochmals in Neapel

14. Mai bis 4. Juni 1787

In Neapel berührte Goethe wieder die Welt, wo er eine Anzahl Menschen als Freunde und Halbfreunde aufsuchen konnte, und namentlich gewann er seine Verbindung mit der deutschen Heimat wieder. Das Hauptpaket der für ihn bestimmten Briefe steckte allerdings in Rom, aber ein ausführlicher Bericht Philipp Seidels erwartete ihn im Gasthofe, und sogleich fühlte er sich wieder stark zu Weimar gehörig.

Er war schon lange begierig auf die Wirkung seiner umgearbeiteten ‚Iphigenie': nicht auf Lob, sondern auf ehrliche Wiedergabe des neuen Eindrucks. Jetzt gestand ihm sein Diener und Schreiber, der sicherlich einer der genauesten Kenner aller seiner bisherigen Arbeiten war, daß ihm die vornehmere Iphigenia aus Italien nicht so gut gefalle wie die erste, frischere, weniger geglättete und mehr deutsche Form. Philipp bezeichnete zwei Szenen, die entschieden verloren hätten. Goethe konnte dem Tadler wegen dieser Szenen selber nicht Unrecht geben; aber, meinte er, das Ganze sei doch gesteigert; da müsse man verschmerzen, daß einige Stellen in der mehr prosaischen Fassung kräftiger, lebendiger gewesen

seien. Aber auch der Dichter selber war jetzt schon nicht mehr von diesem Drama entzückt; ihm schien es, als ob er jetzt, nach so wenigen Monaten, über dies sein Werk bereits weit hinaus gewachsen sei. Wie hätte es auch vollkommen gelingen können! Die erste Fassung hatte es auf jenen Fahrten zum Rekruten-Ausheben bekommen, die zweite auf einer Reise nach Italien; wer hat denn im Reisekarren und im Wirtshauszimmer alle Kräfte beisammen? Da sollte jetzt die ‚Nausikaa' eine höhere Stufe seiner Kunst bedeuten. War er doch jetzt auch selber in Homers Lande gewesen!

Philipps Brief gab sonst noch viel zu denken. Der treue Hausverwalter berichtete ehrlich, was man über Goethes langes Ausbleiben in Weimar munkelte, nämlich: daß er überhaupt nicht wiederkommen, daß der Herzog in kurzer Frist seine Ämter neu besetzen werde, usw. Wenn ein Mensch stirbt, muß er sich gefallen lassen, daß man seine Leiche unter die Erde gräbt und ihn damit beseitigt: Goethe war gewissermaßen von Weimar weggestorben. Mit oder ohne Auferstehung? Wollte er zurückkehren und wieder am alten Orte leben? Und etwa auch in den alten Verhältnissen? Mit demselben Joch auf dem Nacken? Da wurden manche Erinnerungen aufgerührt! Für heute verdiente Philipp seinen Dank:

Übrigens bleibe ja dabei, und ich fordere Dich dazu auf, mir über Alles, was mich selbst angeht und was Du sonst gut finden magst, Deine Meinung unverhohlen, ja ohne Einleitung und Entschuldigung zu sagen. Ich habe Dich immer als einen meiner Schutzgeister angesehen: werde nicht müde, dieses Ämtchen auch noch künftig beiher zu verwalten!

*

Im Augenblick erschien es ihm die dringlichste Aufgabe, seine frisch erworbene Vertrautheit mit der antiken Welt rasch zu ergänzen, indem er die hier erreichbaren Überreste mit den sizilischen in seinem Geiste verglich und verschmolz. Er mußte noch einmal nach Süden, nach Pästum fahren, sodann Pozzuoli mit Ruhe betrachten und drittens das Museum von Portici ohne störende Gesellschaft durchgehen. In Pästum war er schon am 16ten Mai, in Pozzuoli am 19ten, in Portici etwas später. Als das Alpha und Omega aller Antiquitätensammlungen erschien ihm jetzt dies königliche Museum: „Da sieht man recht, was die alte Welt an freudigem Kunstsinn voraus war, wenn sie in strengem Handwerkssinne weit hinter uns zurückblieb." In Pozzuoli erwachte mitten unter den Altertümern plötzlich der Naturforscher in ihm: am Jupiter-Serapistempel waren die in freier Luft stehenden Säulen in einer gewissen Höhe, aber nicht darunter, von Bohrmuscheln, die nur im Seewasser leben, angefressen. Wie waren die Muscheln dort hinauf- oder die Säulen zu ihnen hinunter- und dann wieder hinaufgekommen? Warum zeigten die unteren Teile keine Spuren dieser Pholaden? Goethe suchte sich das Rätsel klarzulegen.[1]) In Pästum aber machte er die große Erfahrung, daß ein Gegenstand binnen acht Wochen für uns ein ganz anderes

[1]) Erst 1823 veröffentlichte er seine Erklärung: Verschüttung durch Aschenfall, Bildung eines Wassertümpels auf dem Aschenhügel, Ansiedlung von Bohrmuscheln in dem durch Asche angesalzten Süßwasser. Zustimmung fand er nicht. Man weiß heute, daß der Tempel in der späteren Römerzeit bereits verschüttet war und im Mittelalter unter Wasser

Der Agnano-See bei Pozzuoli. Von Goethe

In den Ruinen von Päſtum

Von Max v. Verſchaffelt

Landesmuſeum zu Weimar

Gesicht bekommt, wenn wir uns in dieser kurzen Zeit gewissermaßen für ihn belehrt und gebildet haben. Beim ersten Erblicken hatten ihn diese Tempel erkältet und ernüchtert; er hatte sich Mühe geben müssen, ihre Formen zu rechtfertigen. Jetzt schien ihm Pästum „die herrlichste Idee", die er nach Norden vollständig mitnehmen werde, und den mittleren, den Poseidon-Tempel, zog er jetzt Allem vor, was er in Sizilien gesehen!

Wenn er Alles zusammenzählte, was seine Augen in den letzten Monaten eingetrunken: Pästum, Pozzuoli, Portici, Pompeji, die sizilischen Küsten und das Binnenland, so genoß er das beseligende Bewußtsein, daß nunmehr die antike Welt und ihre Kunst deutlich vor ihm standen. Sie waren den Büchern entschlüpft und in sinnliche Wirklichkeit verwandelt. Dachte er dann besonders an die Landschaften und daran, daß Sizilien ganz vom Meere umspült war und daß er jetzt von allen Höhen auch immer wieder die große Flut in der einen oder andern Gestalt zu sehen bekam, so überkam ihn fast ein Grauen: Wie werde ich künftig ohne den mir schon so sehr zur Gewohnheit gewordenen Anblick leben können? Aber er fühlte sich doch auch glücklich, daß ihm das Meer, das Inselwesen, das Wohnen am Strande nun wohlbekannt und zu einem inneren Besitze geworden war. Diese neue sichere Anschauung bedeutete bei ihm ja durch seine alt-neue Vertrautheit mit

---

stand, bis er im Zusammenhang mit der Entstehung des Monte nuovo seit etwa 1538 wieder emporzutauchen begann. Es handelt sich also nur um Bodenbewegungen in dem noch nicht ganz zur Ruhe gelangten Vulkan der phlegräischen Felder. (Nach Semper, Goethes geolog. Studien.)

der Antike noch ein Weiteres: ein Zuhausſein in der Welt der Ilias und Odyſſee.

Was den Homer betrifft, iſt mir wie eine Decke von Augen gefallen. Die Beſchreibungen, die Gleichniſſe uſw. kommen uns poetiſch vor und ſind doch unſäglich natürlich; aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erſchrickt. Selbſt die ſonderbarſten erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie ſo gefühlt habe als in der Nähe der beſchriebenen Gegenſtände.

So ſprach er ſich in einem Briefe gegen Herder aus, der in dieſen Dingen ſein Nächſter daheim war, Derjenige, auf deſſen Verſtändnis und innerliche Begleitung er am ſicherſten rechnete. Er dachte an die neueſte deutſche Literatur, vielleicht an Theaterſtücke wie Schillers ‚Räuber', die vor und ſeit einigen Jahren ſo viel Lärm machten, und dann auch an Schillers Vorgänger in dieſem Sturm- und Drang-Unweſen, alſo an Klinger, Lenz und — den vormaligen Wolfgang Goethe. Welche Kluft trennte dieſe wilde deutſche Erregtheit von derjenigen Homers und der beſten alten Dichter!

Laß mich meinen Gedanken kurz ſo ausdrücken: ſie ſtellten die Exiſtenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; ſie ſchilderten das Fürchterliche, wir ſchildern fürchterlich; ſie das Angenehme, wir angenehm uſw. Daher kommt alles Übertriebene, alles Manierierte, alle falſche Grazie, aller Schwulſt. Denn wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet, ſo glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können.

Wenn, was ich ſage, nicht neu iſt, ſo hab' ich es doch bei neuem Anlaß recht lebhaft gefühlt. Nun ich alle dieſe Küſten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inſeln und Erdzungen, Felſen und Sandſtreifen, buſchige Hügel, ſanfte

Weiden, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebenen, Klippen und Bänke und das Alles-umgebende Meer mit so vielen Abwechslungen und Mannigfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe: nun ist mir erst die ‚Odyssee' ein lebendiges Wort.

*

Alle Nordländer, die Neapel besuchten, waren sich darüber einig, daß neben dem Vesuv und dem herrlichen Meerbusen hier das Volk die größte Sehenswürdigkeit war. Welch' eine ungeheure Menge! Selbst in Paris sah man abends nicht ein solches Gelaufe, Gefahre, Gedränge wie hier in der Straße Toledo. Auch zu andern Tageszeiten mußte man in den großen Straßen aufpassen, daß man nicht unversehens auf ein Kind trat oder selber von den sehr schnell fahrenden Wagen umgerannt wurde. „Eine Million" antworteten die Bürger auf die Frage nach ihrer Volkszahl; also mochten es drei- bis viermalhunderttausend sein; gezählt wurden sie nicht; gezählt wurden nur die geschlachteten Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine, wälschen Hähne usw., und danach hätte man freilich wieder auf eine Million Esser schließen können. Aber die Zahl ist Nebensache: wie stand es um ihre Beschaffenheit und Leistung? Die fremden Beschauer der Stadt erwiderten: Es seien hier die sowohl glücklichsten wie faulsten Menschen, die sie irgendwo gefunden. Alle Gäste nahmen von Neapel die Formel „das süße Nichtstun" mit. Berühmt waren die Lazzaroni, eine Gemeinde oder Gesellschaft von etwa vierzigtausend Bummlern, die obdachlos und beschäftigungslos herum-

lungerten und sich verschworen zu haben schienen, keinen Schritt, keinen Handstreich zu tun, der irgendwie vermieden werden konnte. Der Nordländer bringt die Überzeugung mit, daß Müßiggang aller Laster Anfang sei; aber Laster und Verbrechen gediehen hier keineswegs. Gewiß, die geschlechtlichen Sünden waren alltäglich; sie blieben aber im Rohen und Naiven stecken, und waren nicht so sehr mit Umständlichkeiten, Ränken und Ausbeutung verbunden, wie die Liebeshändel im Norden. An Diebstahl, Mord, Raub und dergleichen Gefahren brauchte man hier gar nicht zu denken: dazu gehört Anspannung und Aufregung. Überdies setzen solche Missetaten zumeist auch eine arge Überschätzung der irdischen Güter, des Geldes oder eines bestimmten Frauenzimmers oder der sogenannten Ehre voraus. Die Neapolitaner aber und besonders die Lazzaroni waren durchwachsene Philosophen. Sie gingen in keine Hörsäle und lasen keine Bücher — etwa zwei vom Hundert verstanden sich auf die Lesekunst — aber Diogenes von Sinope hat ja keine Bücher geschrieben, die diese Fortsetzer seiner Schule hätten lesen müssen; sein Grundsatz, daß die Bedürfnislosigkeit uns frei macht, lag den Lazzaronis seit vielen Jahrhunderten im Blute. Und an Flöhe und Läuse waren sie ebenso lange gewöhnt.

Rechnet man nun dazu, daß es in jeder großen Stadt außer solchen in Lumpen einhergehenden faulenzenden Philosophen noch unzählige wohlgekleidete Schmarotzer gibt, bis zum Könige und seinen Hofleuten hinauf, so fragt man verwundert, wovon die Hunderttausende sich ernährten, zumal wenn man weiß, daß von

den meisten Neapolitanern gerade die wohlschmeckenden Speisen in allererster Linie zum Lebensgenuß gerechnet wurden. Dies Rätsel wird durch die unvergleichliche Lage der Stadt gelöst: Gaumen und Magen kamen hier ebenso auf ihre Rechnung wie schönheitslüsterne Augen. Das Meer bietet eine unendliche Fülle von Fischen, Muscheln und anderen eßbaren Tieren, und der Boden des umgebenden Landes, zumal die einstige Asche des Vesuvs, liefert vier Ernten im Jahr.

Vielleicht dachte Jeder, der hierher kam, an das Märchen vom Schlaraffenlande; aber es war doch auch hier nicht ganz so, daß die Tauben schon fertig-gebraten den Leuten ins Maul flogen. Selbst in diesem fruchtbaren Paradiese, selbst bei dieser Bedürfnislosigkeit, muß doch eine ganze Menge Arbeit getan werden, teils um das Leben der Hunderttausende zu fristen, teils um es so zu bereichern und so bunt, so genußreich zu machen, wie Jeder, der nicht stumpfen Geistes ist, verlangt. Und davon noch abgesehen: die ununterbrochene Faulheit wäre ein halbes Totsein, eine Verleugnung des Menschenranges, ja ein untertierischer Zustand. Daß hier während der heißesten Stunden die Arbeit ruhte, daß Viele sich mittags ganz nackt auszogen und in einem schattigen Raume bis zum Abend hin schliefen, war wohl zu verstehen; aber bei einiger Abkühlung der Körper mußte sich doch das Leben wieder regen, und ein lebendiger und verständiger Mensch will in der Regel auch Nützliches schaffen.

Goethe, der immer Tätige, begehrte auch immer eine gute Meinung von seinen Nachbarn zu haben; also beruhigte er sich nicht bei dem allgemeinen Urteil

über die Trägheit dieser Kinder des Südens, sondern stellte eine ordentliche volkswirtschaftliche Untersuchung darüber an. Er beobachtete die für faul geltenden Klassen vom Morgen bis in die späte Nacht; er prüfte, ob die Vielen, die er untätig stehen, sitzen, liegen fand, überhaupt nicht arbeiteten, und da stellte sich zumeist heraus, daß auch sie ihre Geschäfte ganz brav besorgten.

Mußestunde der Seeleute

Man denke an Packträger und Kutscher, die auf Aufträge, an Schiffer und Fischer, die auf günstigen Wind warten. Aber je näher Goethe zusah, um so mehr fand er, daß hier in den unteren Schichten Jedermann seine Nahrung und die bescheidene Kleidung selber verdiente; es bettelten wirklich nur ganz alte, unfähige und krüppelhafte Menschen. Nur hatte die Arbeit hier einen anderen Charakter als im Norden; sie war fröhlicher, spielerischer, saumseliger, viel weniger angespannt; deshalb war es auch durchaus erfreulich, schon die kleinen

Kinder an diesem halb emsigen, halb lustigen Treiben beteiligt zu sehen. Wir im Norden arbeiten, um zuerst das Nötige und dann auch noch die Mittel zu mancherlei Genüssen zu erwerben; Diese hier aber wollten schon bei der Arbeit des Lebens froh werden.

Es erklärt sich hierdurch gar Manches: daß die Handwerker beinahe durchaus gegen die nordischen Länder sehr

Fischerfamilie bei Neapel

zurück sind; daß Fabriken nicht zustande kommen; daß außer Sachwaltern und Ärzten im Verhältnis zu der großen Masse von Menschen wenig Gelehrsamkeit angetroffen wird, so verdiente Männer sich auch im einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der neapolitanischen Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist; daß sich die Geistlichen im Müßiggange am wohlsten sein lassen und auch die Großen ihre Güter meist nur in sinnlichen Freuden, Pracht und Zerstreuung genießen mögen.

Man brauchte ja, um dieses Zurückbleiben zu bemerken, nur als Kaufmann und Staatsmann die Blicke

über den herrlichen Golf schweifen lassen: nur Kleinkram von Seefahrzeugen, kein einziges großes Schiff! Kein Zeichen von Handel, von großen Werkstätten, von Weltverbindung. Fürwahr, im neuen Amerika hallte und schallte es an den Küsten schon ganz anders als in diesem Hafen, der seit Jahrtausenden Gelegenheit gehabt hatte, mit allen bekannten Ländern in Verkehr und Güteraustausch zu treten!

Aber Goethe blieb trotzdem der Meinung, daß in dieser merkwürdigen Stadt die in Lumpen Gekleideten keineswegs in moralischem Sinne Lumpen oder auch nur Tagediebe seien. Ja, die meiste „Industrie", worunter er Fleiß und Rührigkeit verstand, glaubte er gerade in der niederen Klasse zu finden.

Freilich dürfen wir sie nicht mit einer nordischen Industrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für den Winter zu sorgen hat . . . Jeder, der nicht zugrunde gehen will, muß [bei uns] ein Haushälter werden, denn es ist hier gar nicht die Frage, ob er entbehren *wolle*; er darf nicht entbehren wollen: er *kann* nicht entbehren wollen, denn er kann nicht *entbehren*. Die Natur *zwingt* ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurteilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserem Gesichtspunkte zu streng. Was Herr v. Pauw in seinen ‚Recherches sur les Grecs' bei Gelegenheit, da er von den zynischen Philosophen spricht, zu äußern wagt, paßt völlig hieher. Man mache sich, glaubt er, von dem elenden Zustande solcher Menschen nicht den richtigen Begriff. Ihr Grundsatz, Alles zu entbehren, sei durch ein Klima sehr begünstigt, das Alles gewährt. Ein armer, uns elend schei-

nender Mensch könne in den dortigen Gegenden die nötigsten und nächsten Bedürfnisse nicht allein befriedigen, sondern die Welt aufs schönste genießen. Und ebenso möchte ein sogenannter neapolitanischer Bettler die Stelle eines Vizekönigs in Norwegen leicht verschmähen und die Ehre ausschlagen, wenn ihm die Kaiserin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

*

Die vornehme Gesellschaft der Stadt, das obere Volk, paßte ganz gut zum unteren Volk; auch sie widmete sich dem Schlafe und dem Vergnügen, nur daß hier die Prunkerei dazu kam und die nötige Arbeit von trägen, aber zahlreichen Bedienten verrichtet wurde. Ernst und Tiefe mußte man hier nicht suchen. Die Religion war nur Aberglaube, die Kunst nur Spiel, die Wissenschaft unbekannt. In der Musikgeschichte allein hat Neapel einen guten Namen.

Da es eine Hauptstadt war, so fragt man nach dem Hofe und dessen Häuptern. Sowohl der König wie die Königin waren ihres hohen Amtes unwürdig. Die natürlichen Anlagen Ferdinands des Vierten sollen nicht übel gewesen sein, seine Erziehung aber war sogar für einen Tronfolger ungewöhnlich schlecht. Er blieb sein Leben lang völlig ungebildet, nur nicht in der Jagd, im Fischfang, im Rudern und Segeln: in diesen Dingen bewies er sich als Meister und er betrieb sie mit dem größten Eifer. Es machte ihm auch Spaß, die selbstgefangenen Fische auf dem Markte selber zu verkaufen, seine getreuen Untertanen dabei über's Ohr zu hauen und mit ihnen in der Art Sprache zu schimpfen, die auf Fischmärkten üblich ist. Im unteren

Volke war er durchaus beliebt; der Häuptling der Lazzaroni versicherte ihm, daß er und die Seinen ihn in jeder Gefahr beschützen würden. Als dieser König sich verheiratete, überließ er seiner Frau das Regieren, und Diese besorgte es durch ihren Günstling, einen in Frankreich aufgewachsenen Iren Lord Acton; man wird sich nicht wundern, daß es eine Mißregierung wurde. Die Königin Marie Karoline, eine Schwester der Marie Antoinette in Frankreich, also eins der sechzehn Kinder der Maria Theresia, übertraf ihre Mutter noch ein wenig an Fruchtbarkeit, da sie siebzehn bekam; in andern Tugenden stand sie leider hinter der großen Kaiserin erheblich zurück, und schon ihr hochmütiges Auftreten schreckte den Fremden ab, sich bei Hofe melden zu lassen. Ihr Gatte sah die deutschen Maler gern, da er ihre Jagdbilder gut und ihre Landschaften leidlich beurteilen konnte; vor Gelehrten scheute er zurück. Goethe wurde also nicht bei Hofe präsentiert, obwohl er mit Hackert, Venuti und Filangieri gut bekannt war.

Der Ritter Gaetano Filangieri, dessen Name noch nicht genannt wurde, hatte dem Könige schon in der Knabenzeit sehr nahe gestanden, war aber dann ein hochgebildeter junger Mann geworden, zuerst Soldat, nachher Rechtsgelehrter, hatte es durch eine Schrift mit der Geistlichkeit verdorben und sich deshalb genötigt gesehen, sich in der Stille eines Landgutes vor deren Rache zu verbergen. Kürzlich jedoch hatte ihn der König wieder verlangt und zum ersten Finanzrat ernannt. Drei Jahre jünger als Goethe, freute er sich, in seiner sonst so oberflächlichen Umgebung diesem ernsten Deutschen zu begegnen, mit dem er sich über politische

wie sittliche Dinge offen aussprechen konnte und der ihm von ähnlichen Geistern und Bestrebungen in seinem Vaterlande berichtete. Goethes eigener Schwager, Georg Schlosser, grübelte ja in ganz ähnlicher Weise über die gerechteste, menschenfreundlichste, förderlichste Gesetzgebung und Staatsverwaltung; Filangieri redete über diese Streitfragen als ein liebenswürdiger Südländer, also nicht so starr und schroff wie der Mann in Emmendingen, und so hörte ihm der deutsche Gast sehr gern zu. Übrigens war die Gattin des gelehrten und edeln Mannes eine Deutsche aus Preßburg.

Eines Abends sah Goethe neben dieser Hausfrau ein Persönchen auf dem Kanapee sitzen, das ihm fast wie eine Putzmacherin vorkam, schon wegen ihres nachlässigen Anzugs, denn dergleichen Leute, die für die Verschönerung Anderer arbeiten, haben ja oft keine Lust mehr, auch für die eigene Erscheinung zu sorgen. Diese aber schwätzte, wie wenn sie dazu gehörte, und als sie ging, rief sie Goethen zu: er möge doch auch nächster Tage zu ihr zu Tische kommen, mit Filangieris zusammen. Nun erst erfuhr er, daß dies lustige kleine Wesen, das man Therese genannt hatte, die Schwester des Hausherrn war, verheiratet an einen alten Prinzen oder Fürsten Filippo Fieschi Ravaschieri di Satriano.

Am bestimmten Tage folgte er der Einladung. Ein prächtiger und großer Palast, der erste in der Riviera di Chiaja, nahm ihn auf. Über einen geräumigen Hof schritt er zu einem großen Portale, hinter dem eine breite Treppe sanft aufwärts führte. Bediente in kostbaren Livreen reihten sich auf beiden Seiten der Treppe und beugten sich vor dem Gaste. Es war

ganz wie in einem Wielandischen Feenmärchen. Oben empfingen ihn dann erst noch die höheren Hausbeamten und geleiteten ihn zu einem großen Saale, der sehr vornehm-heiter, aber ganz menschenleer war. Nur ein Weltgeistlicher trat bald herzu und begann mit dem fremden Herrn ein gleichgültiges Gespräch.

Nach einiger Zeit öffnete sich eine Flügeltür; ein alter Herr trat heraus, ward von dem Geistlichen und dem Gaste höflich begrüßt und bellte sie an; Das heißt: er erwiderte auf ihre Höflichkeiten in heftigen, stotternden Tönen etwas Unverständliches. Dann stellte er sich an das Kamin, und die Andern zogen sich wieder zurück. Kein Zweifel: dieser alte Tapergreis war der Fürst di Satriano selber. Nun stellte sich ein zweiter Gast ein, ein dicker Benediktiner — doch wir wollen die Geschichte dieser Mahlzeit nicht weiter erzählen. Kurz, Goethe kam neben die Fürstin zu sitzen, die sich gegen alle Welt, besonders gegen die Geistlichen, die größten Possen erlaubte, feine und unfeine, und nur gegen ihren deutschen Nachbar unbedingt liebreich war. Schließlich gefiel er ihr so, daß sie ihn nötigte: er solle auf ihr Landgut nach Sorrent gehen. Dort wolle sie ihn zuerst mit dem köstlichen Fleisch von Milchkälbern herausfüttern lassen; dann wolle sie selber herauskommen und mit ihm ein so lustiges Leben führen, daß alle Philosophie aus seinem Gehirne und jede Runzel von seiner Stirne verschwinde. Es klang wie eine Einladung zu einem Liebesidyll, aber es klang nur so und — sollte so klingen. Die Dame gehörte zu den Menschen, bei denen die sinnliche Liebe durch die Lust am Zweideutigen ersetzt wird.

Oberflächlich und kindisch ging es auch in anderen vornehmen Häusern zu, wohin Goethe kam. Einmal sahen diese Neapolitaner dem geschickten Tischbein zu, wie er in einer Abendgesellschaft mit der Feder rasche Umrisse von Helden- und Götterköpfen auf's Papier warf und nachher mit einem breiten Pinsel die Schatten machte, so daß der Kopf plastisch hervortrat. Sogleich erbaten sich die Zuschauer auch solche Pinsel; der Hausherr, der selber die Malerei übte — es mag der Ritter Venuti gewesen sein — brachte sie; und nach wenigen Minuten malten diese feinen Herren und Damen darauf los: nämlich einander Bärte in die Gesichter; sie besudelten sich gegenseitig und waren glücklich. „Man macht sich von diesem Geschlecht keine Begriffe, wenn man sie nicht gesehen hat" dachte der ernsthafte Deutsche.

*

Der eine und der andere Nordländer hielt es in diesem leichtsinnigen Paradiese doch auch gut aus. Vom Kniep — statt „ich" und „mich" sagte er selber gern: „der Kniep" und „den Kniep" — wissen wir, daß er im unteren Volke blieb zwischen Handwerkern und Krämern. Philipp Hackert hatte viel mit dem Könige und nicht wenig mit der Königin und ihren heranwachsenden Töchtern zu tun; er benahm sich klug und weise, verkaufte sich halb, und halb blieb er frei. Ein anderer Sprachgenosse, den der Deutsche gewöhnlich kennen lernte, war der dänische Konsul Christian Heigelin, ein sehr gefälliger Mann. Als Gesandter Österreichs lebte hier der Freiherr Franz Maria v. Thugut; Goethe be-

suchte die Konzerte, die bei Thugut sein Legationsrat Hradawa veranstaltete. Dort sah er auch den böhmischen Musiker Adalbert Gyrowetz wieder, den er in Rom kennen gelernt hatte; dieser junge Mann wunderte sich über Goethes große Kenntnisse in der Musik und daß er so eigene Meinungen über ihre Geschichte hatte; es fiel ihm aber auch auf, wie bescheiden, ja, demütig dieser berühmte Dichter auftrat, wie er zuweilen fast zu schüchtern schien, in Gesellschaft zu treten. Zur selben Zeit wunderte sich der Sekretär der französischen Gesandtschaft, François Cacault, über die Kälte, die ihm Goethe zeigte. Cacault war in Deutschland gewesen, und kannte Knebel und andere deutsche schöne Geister. Mit einigen Vornehmen aus Brüssel, dem Herzog und der Herzogin von Ursel, befand sich Goethe viel besser, als mit diesem Franzosen, den er wohl nicht leiden mochte.'

Der merkwürdigste Mann unter den fremden Gesandten war hier ohne Zweifel der Engländer, Sir William Hamilton. Sehr reich von Haus aus, dazu Milchbruder des britischen Königs Georgs des Dritten, der ihn jetzt noch als einen Freund liebte, war er nach einer militärischen Laufbahn Naturforscher, Kunstkenner und Sammler geworden, und wo hätte er diese Neigungen besser befriedigen können, als im südlichen Italien und am Fuße des merkwürdigsten Berges, wo jetzt eben Pompeji und Herculanum ausgegraben wurden? Hamilton forschte, kaufte, entdeckte und schrieb. Er gab Werke über den Vesuv und die Vulkane Siziliens heraus, sodann über die von ihm angekauften und selber ausgegrabenen antiken Vasen und häufte immer neue

Ein Beispiel antiker Vasenbemalung: Putz einer vornehmen Dame. Aus Hamiltons Werke

Schätze an, zuweilen auch auf verbotenem Wege, denn z. B. aus Pompeji konnte man ja für noch so viel Geld nichts erkaufen. So lebte er hier Jahrzehnte als einer der reichen und hochgebildeten Engländer, die damals für die beneidenswerte Spitze der Menschheit galten.

In seinem Palaste aber waltete an seiner Seite das schönste Weib der Welt: erst seit kurzem und noch mit ungewissem Range. Sie ward Mistreß oder Miß Hart genannt. Als Amy Lyon war sie 1765 in einem Dörfchen bei Chester der Christenheit zugeführt. Früh nach London verschlagen, ward sie, selber noch ein dienendes Kind, Mutter eine Kindes; dann lebte sie als Dirne, von Hand zu Hand gehend, bis zuerst ein alter Herr sie auf einige Monate, dann ein junger Edelmann auf drei Jahre zu sich nahm. Diesen Letzteren liebte sie wahrhaft; sie ließ sich von ihm zum gebildeten Schein erziehen und betrug sich wie eine gesittete Bürgerin. Eine schöne Nebenaufgabe hatte sie dadurch, daß sie dem Maler Romney, einem Freunde ihres Geliebten, als Kopfmodell diente. Während sie noch sorglos ihr Glück genoß, hatte sie jedoch ihr Besitzer schon heimlich an seinen Oheim verkauft, an Sir William Hamilton, der die Schöne bei einem Urlaub in England kennen gelernt hatte. Der Neffe wollte nämlich erstens selber sich reich verheiraten, zweitens aber verhindern, daß sein Oheim, der Witwer geworden war und auch sein einziges Kind verloren hatte, sich wieder verheiratete; denn jetzt war er der Liebling des alten Herrn und sein Erbe. Sir Charles Greville sandte also die Emma Hart — so war sie umgetauft, um die wilde Amy Lyon in Vergessenheit zu bringen — nach Neapel, wo der alte Ritter

sie wie eine Prinzessin aufnahm, ganz entzückt von ihr, denn sie schien immer schöner zu werden. Sir William ward nicht müde, sie zu beschauen, zu rühmen, zu schmücken. Der Sechsundfünfzigjährige, der sich nach Art der englischen Vornehmen durch fleißiges Umtreiben in freier Natur jung erhalten hatte, begehrte jetzt die dreiundzwanzigjährige Venus zur Lagergenossin; sie aber weigerte sich entschieden. Ihr Herz gehörte dem Neffen, der ihr fälschlich versprochen hatte, sie demnächst zurückzuholen. Und bald war sie ganz entschlossen, allein nach London zurückzukehren, an Grevilles Brust oder, wenn er sie wirklich zurückstoßen sollte, zurück in ein wildes Lasterleben, in dem man Alles vergißt und das ein rasches Ende verspricht: den Sprung in die Themse.

Aber allmählich beruhigte sie sich unter dem Zureden des alten Herrn, für dessen Gunst und Höflichkeit sie ja dankbar sein mußte. Und es tauchte in ihr ein Plan auf, wie sie sich an dem falschen Freunde rächen konnte. Der Oheim ehrte und rühmte sie so sehr: würde er sie nicht zur Gattin machen, wenn sie ihn noch dankbarer stimmte und ihn an sich gewöhnte? Es war ein toller Gedanke, daß eine arme Tagelöhnertochter, die Jahre lang öffentliche Dirne gewesen war, eine wirkliche Lady werden sollte, Gemahlin eines englischen Gesandten; aber schöne Frauen dürfen wohl an Wunder glauben, da sie selber welche verrichten. Sir William hätte es für ganz unmöglich erklärt, seine Schöne der Königin von Neapel oder derjenigen von England als Ehefrau zuzuführen; aber er zeigte sie doch schon gern und immer häufiger in seinen Gesellschaften, weil er sie selber so sehr bewunderte. Die Neapolitaner fragten

auch nicht viel, wieso die Beiden zusammen gehörten; die vornehmen Engländer ließ man einstweilen außer Spiel; fremde Künstler begehrten die schöne Frau zu sehen und, wenn sie vermochten, zu malen. Wilhelm Tischbein zum Beispiel.

Hamilton verehrte in seiner Madame Hart auch eine große Künstlerin. Sie hatte eine wohllautende

Emma Hart als „verliebte Tänzerin". Zeichnung von Fr. Rehberg

Stimme; Manche fanden freilich, daß ihrem Gesange das Beste fehlte, die Beseeltheit. Viele urteilten auch, sie habe keinen Geist, keinen Geschmack, keine Eignung zu höherer Bildung. Nur eine Kunst war ihr nicht abzustreiten, und zwar eine Kunst, in der man vor ihr noch keine Meisterin gesehen und wofür sie auch ganz besonders von der Natur gebildet zu sein schien: jene Kunst der figürlichen Darstellung oder des lebenden

Ein Schaltanz der Emma Hart. Zeichnung von Fr. Rehberg

Bildes, für die man damals eine Benennung erst suchen mußte; man fand kein besseres Wort als „Attitüden“.

Unsere Schöne war Jahrelang in London zu solchem Bildstehen angeleitet worden, am edelsten gewiß durch den alten Romney, der sie in immer neuen Gestalten malte. Jetzt bildete sie ihr alter Liebhaber noch vollends aus. Nach seiner Belehrung versuchte sie, alle antiken weiblichen Statuen, Wand- und Vasenbilder in Haltung und Ausdruck nachzuahmen und Anderen in rascher Folge vorzuführen. Ihr Apparat zu einer Vorstellung war einfach: eine Urne, eine Lyra, eine baskische Handtrommel, ein Räucherpfännchen, eine Art Altar u. dgl. Gekleidet war sie in ein weißes, griechisches Gewand mit Gürtel; ihr sehr reiches und langes kastanienbraunes Haar war meist aufgebunden. Ihre besondere Erfindung war die Benutzung von zwei oder drei großen Kaschmir-Schalen teils zur malerischen Drapierung, teils zur Verhüllung ihres Gesichtes, während sie ein neues Bild ausarbeitete. Sie stand also zuerst verhüllt mitten zwischen einer Wand und den Zuschauern; dann fiel der Schal, und man erkannte ein Bild. „Viva la Niobe!“ rief der Erste, der das Gemeinte verstand, oder „Bravo la Medea!“ Zuweilen kam ein wenig Handlung dazu, wie hier bei der Medea, wo sie den Dolch gegen ein erschrockenes Kind zückte; gewöhnlich blieb es ein stilles Bild, und die starke Ausdrucksfähigkeit ihrer tiefblauen Augen, ihrer schönschwellenden Lippen tat das Beste dazu. Wunderbar war die Schnelligkeit, mit der sie von einer Figur zur andern überging, von der Bakchantin zur Magdalena, von der Kirke zur Sibylle.

Als Goethe sie sah, war Emma etwa zehn Monate in Neapel. Hackert führte seinen Freund bei Hamilton ein. Dem deutschen Dichter, Naturforscher und Kunstliebhaber, der so vielfach auf gleichen Wegen ging wie Sir William, mußte es großen Eindruck machen, daß der alte englische Herr schließlich in einem schönen Mädchen den Gipfel alles Sehens- und Genießenswerten gefunden hatte. „Sie ist sehr schön und wohlgebaut" schrieb nun auch Goethe über Hamiltons Geliebte heim.

Er hat ihr ein griechisch Gewand machen lassen, das sie trefflich kleidet; dazu löst sie ihre Haare auf, nimmt ein paar Schals und macht eine Abwechslung von Stellungen, Geberden, Mienen usw., daß man zuletzt wirklich meint, man träume. Man schaut, was so viele tausend Künstler gerne geleistet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und überraschender Abwechslung. Stehend, knieend, sitzend, liegend, ernst, traurig, neckisch, ausschweifend, bußfertig, lockend, drohend, ängstlich usw. Eins folgt auf's Andere und aus dem Andern. Sie weiß zu jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechseln und macht sich hundert Arten von Kopfputz mit denselben Tüchern. Der alte Ritter hält das Licht dazu und hat mit ganzer Seele sich diesem Gegenstand ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle schönen Profile der sizilianischen Münzen, ja den Belveder'schen Apoll selbst. Soviel ist gewiß: der Spaß ist einzig!

Das war Mitte März gewesen; nach der sizilischen Reise waren Goethe und Hackert zu einem Abendessen bei Hamilton eingeladen. Die Schöne zeigte wieder ihre Künste und mußte sich auch im Gesang vorführen; viel Gespräch konnte man nicht mit ihr haben, da sie im Französischen und Italienischen erst noch unterrichtet wurde. Schließlich bewog Hackert den Gastgeber, sie

beide auch in seine geheime Kunstkammer zu führen, worin denn ausgegrabene Schätze von mancherlei Art angehäuft waren. Eine neue Tischlerarbeit stand aber auch da: ein großer, offener schwarzer Kasten mit breiten Goldrändern. Man konnte leicht erkennen, daß dieser Kasten als ein Bilderrahmen und Hintergrund angefertigt worden war, wozu die schöne Hausgenossin das Gemälde hergab: Offenbar waren die pompejanischen Wandgemälde nachgeahmt worden.

Unterhaltsam war Das alles; aber Goethe blieb unbezaubert. Auf ihn wirkte stets die Anmut mehr als die Schönheit; die Schönheit kann uns fremd bleiben; das Anmutige aber ist „anmutend", sich an unser Herz legend. Die so wohlgestaltete junge Engländerin blieb ein Bild. Es fehlte der seelenvolle Ausdruck der Stimme, der Sprache, und so erschien sie auch singend noch wie etwas Unvollständiges.

Was alles diese englische Mätresse früher und in den letzten Monaten eigentlich erlebt hatte und was eben jetzt in ihrem Innern vorging, während sie ihrem alten Gönner zu Gefallen vor den fremden Gästen schauspielerte — Das blieb freilich diesen Besuchern verborgen.

*

Wenn solch ein Abend verlebt war, stand Goethe wieder ganz allein am Fenster seines Gasthofszimmers. Jener alte Engländer freute sich an seiner Blume, die er aus dem Sumpfe Londons emporgehoben; der redliche Christoph Kniep küßte sein neapolitanisches Mädchen und plauderte mit ihr über die eigene

Wohnung, die sie in allernächster Zeit beziehen könnten: Goethe hatte ihnen schon die Bettstellen auf dem Trödelmarkte gekauft, damit sie nicht ganz hablos in die leeren Räume einrückten. Er aber, der berühmte Dichter, den auch hier die Engländer und Andere auf seinen ‚Werther' anredeten, war immer noch der Zuschauer fremden Glücks, der einsame Wandrer, den er vor fünfzehn Jahren im Gespräch mit der frohsinnigen Landmannsfrau dargestellt hatte. Immer noch konnte er das Schlußgebet jenes Gedichtes sprechen:

O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reisetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann'
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

*

Am 24sten Mai bekam er ein ganzes Pack Briefe, die sich in Rom bei Tischbein für ihn angesammelt hatten und die nun ein österreichischer Graf Frieß mitbrachte. Es waren auch kleine Geschenke von Herrn und Frau v. Stein dabei. Von der Freundin fünf Wochenbriefe auf einmal! Noch mehr von Fritz, ihrem

Söhnchen, dem Söhnchen seiner Wahl, den er doch manchmal hier gern an seiner Seite gehabt hätte. Namentlich aber kamen auch drei Schreiben vom Herzog mit, worunter ein sehr ausführliches. Da war erstens von allgemeiner deutscher Politik die Rede, vom Fürstenbund und der nunmehr geglückten Wahl Dalbergs zum Koadjutor von Mainz, was soviel bedeuten sollte wie: Tronfolger des alten Erzbischofs. Man hielt Dies für einen großen Erfolg. Sodann von der Verwaltung des weimarischen Staatswesens, besonders von der Wirtschaft. Goethe war vor fünf Jahren eingesprungen, als man sich Kalbs in der Leitung der Kammer entledigen wollte; jetzt war es Zeit, einen regelrechten Fachmann an diese wichtige Stelle zu setzen. Goethe solle die Direktion behalten, meinte der Herzog, der bisherige Assistenzrat Schmidt unter dem Titel eines Vizepräsidenten jedoch die Arbeit leisten und die Verantwortung tragen. Freund Goethe solle aber ja nicht glauben, daß er nun in Weimar überflüssig sei; Jedermann ersehne sich seine Rückkehr, am meisten der Herzog und sein Haus. Und es werde noch genug zu schaffen für ihn übrig bleiben oder sich neu einfinden.[1])

Hätte sich Goethe ganz von Weimar ablösen wollen: jetzt wäre die Zeit und Gelegenheit gewesen! Aber was dann tun? Allerdings lag es wie eine erste Pflicht auf ihm, seine poetischen Werke zu vollenden; aber merkte er nicht schon, daß er bei den deutschen Lesern kein großes Glück mehr machte? Von ihrem Durchschnitt

[1]) Wir können auf den Inhalt dieses Briefes nur aus der Antwort schließen.

hatte er sich viel zu weit entfernt; auch waren schon neue Wirte aufgetreten, die stärkere Getränke zu schlürfen gaben. Den bildenden Künsten sich ausübend zu ergeben, gelüstete ihn immer wieder, und Hackert versicherte, in anderthalbjähriger Schule werde er aus Goethe einen guten Maler erziehen können: aber wer durfte sich darauf verlassen? Wie lange konnte es dauern, bis er auch nur in dieselbe Linie mit Kniep und Tischbein rückte! Oder sollte er etwa als Privatmann bei seiner Mutter leben? Er gedachte jetzt in einem Vierteljahre bei ihr einzutreffen und wollte gern Wochen oder Monate lang bei ihr bleiben, um still an seinen poetischen Werken zu arbeiten. Aber Jahre, Jahrzehnte? Des Vaters Beispiel schreckte allzu sehr. Und warum sollte er sich in Frankfurt wieder einzuleben suchen, da er den Freundeskreis in Weimar immer noch als seine Heimat empfand?

Als er einst aus der großen Handelsstadt in das kleine Hofstädtchen übersiedelte, hatte er da nicht unbewußt sich selber die größte Wohltat erwiesen? Ja, fast sein Leben gerettet? Denn er ging damals aus dem eingeengten Stuben- und Stadthocken in ein ländliches Wald- und Garten-Dasein über, das ihm zur Quelle vieler Freuden und Kräfte wurde. Ein Leben an der Seite des weimarischen Herzogs bedeutete ein Leben im Freien. Sollte er diesen höchst heilsamen Schritt wieder rückwärts tun?

Freilich graute ihn auch vor dem Leben in Thüringen, nämlich vor dem kühlen, nassen, dunkeln Klima, dem langen Winter und dem Schlackerwetter und ihrem Gefolge: dem Gliederreißen, den Zahnschmerzen usw.

In Catania hatte ihm ein Malteser erzählt, daß er sieben Jahre jenseits der Alpen gelebt habe und aus dem Kränkeln nicht herausgekommen sei: er wurde sogleich gesund, sobald ihn wieder die warme, trockene Luft und die Lichtfülle der Heimat umgab. Ach, viele Vorzüge besaß der Süden vor dem Norden; man hätte wohl wünschen können, auch so ein leichtsinniges Kind dieses Landes zu sein! Aber wenn man einmal von Vorfahren her und die jungen Jahre hindurch zu einem ernsthaften Deutschen bereitet ist, kommt man auch im Paradiese aus dem Zustande des Besuchers und Zuschauers nicht heraus und behält im Sonnenlande innerlich doch immer die Richtung nach dem rauhen Norden.

In Goethe verbanden sich Stärke und Schwäche gar wunderlich. Oft erschien er wie ein sich selbst genügendes Universum, reicher denn Irgendeiner im Empfangen und Zurückgeben. Zeitweise aber konnte man zweifeln, ob er mehr dem Eichbaum oder dem Efeu glich. Jedenfalls sprach er selber sein Bedürfnis der Anlehnung zuweilen ungescheut aus, bald gegen einen Freund wie Herder, viel stärker gegen die geliebte Frau v. Stein, aber auch in überraschender Weise gegen den Herzog von Weimar, den jüngeren Mann, den er doch bisher selber so manches Mal erzogen, gescholten, gewarnt hatte. Jetzt schien ihm dieser Fürst vom angeerbten Blute her doch so viele Führer-Eigenschaften zu haben, daß er, Goethe, der zum Künstler und Forscher angelegte Bürgerblütige, am besten täte, sich diesem Herrn ganz anzuvertrauen und damit einen Dienst auf Lebenszeit auf sich zu nehmen. Nur möchte dieser Dienst zu seinem eigentümlichen Wesen, seinen besonderen

Gaben und Schwächen passen! Denn bisher hatte er in Weimar auch manche Aufgaben annehmen müssen, für die Andere besser geschult und besser begabt waren. In diesem Sinne schrieb Goethe am 29sten Mai seinem Fürsten einen großen, ja feierlichen Brief. Er bat ihn, den sehr brauchbaren Christoph Schmidt nicht zum Vizepräsidenten, sondern sogleich zum Präsidenten der Kammer zu ernennen, also ihn, den Schreibenden, aus diesem Amte ganz zu entlassen, mit der üblichen freundlichen Formel: „auf sein Ansuchen." Er bat den Herzog, auch einen andern sehr tüchtigen Arbeiter, den Hofrat Voigt, nach Verdienst zu befördern und zu ehren. Mochten Schmidt und Voigt an diejenigen Stellen in der Verwaltung treten, die bisher ein Dichter innegehabt!

Mein einziger Wunsch war: Sie Herr von dem Ihrigen zu wissen! Alles, was Sie tun, um Sich die Sachen mehr nach der Hand einzurichten, kann mir nicht anders als erfreulich sein. Machen Sie diese Veränderung, wann und wie Sie es für gut befinden!

Anfangs September bin ich hoffentlich in Frankfurt. Kann ich alsdann einige Zeit bei meiner Mutter bleiben, um meine vier letzten Bände in Ordnung zu bringen, meine Reisebeobachtungen besser auszuführen, vielleicht an ‚Wilhelm' und einigen neueren Ideen zu arbeiten, so werde ich mich sehr erleichtert finden; denn einmal müssen diese Arbeiten doch hinter mich.

Und darum nehmen Sie den besten Dank für Ihre Gesinnungen, daß Sie mich so gütig erleichtern wollen! Wie jetzt unsre Sachen stehn, können Sie es ohne Nachteil der Geschäfte. Ja, ich werde Ihnen mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur Das tun lassen, was Niemand als ich tun kann, und das Übrige Andern auftragen. Mein Verhältnis zu den Geschäften ist aus meinem

persönlichen zu Ihnen entstanden: lassen Sie nun ein neu Verhältnis zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen Geschäftsverhältnis entstehn! Ich bin zu Allem-und-Jedem bereit, wo und wie Sie mich brauchen wollen. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken: ich will gern jederzeit meine Meinung sagen. So wird auch mein persönlich Verhältnis zu Schmidten mich in den stand setzen, nach Ihrem Verlangen in allen Sachen mitzuwirken.

Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich und tun Sie mir mehr wohl, als ich wünschen und verlangen darf! Geben Sie mich mir selbst, meinem Vaterlande, geben Sie mich Sich selbst wieder, daß ich ein neues Leben, und ein Leben mit Ihnen anfange! Ich lege mein ganzes Schicksal zutraulich in Ihre Hände. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist: daß ich nur mit Ihnen und dem Ihrigen leben mag. Kann ich es, weniger vom Detail überhäuft, zu dem ich nicht geboren bin, so kann ich zu Ihrer und zu vieler Menschen Freude leben. Deswegen nehmen Sie den herzlichsten Dank für diesen neuesten Vorschlag und führen Sie ihn mit Glück und Segen aus!

Dann folgte die Fürbitte für Voigt, seinen Arbeitsgenossen am Ilmenauer Bergwerk, und noch ein herzlicher Schluß:

Leben Sie wohl und halten Sich überzeugt, daß es Wenige treuer mit Ihnen meinen können als ich und daß das Beste, was an mir ist und sein wird, immer Ihrem Dienste gewidmet bleiben soll.

*

Und nun: die letzten Tage in Neapel! Der Kunst- und Naturforscher sammelte noch eiligst Eindrücke. Der Vesuv begann wieder stark zu arbeiten; Lava floß

dem Meere zu. Ritter Venuti führte den Gast in die neue Porzellanfabrik, wo die antiken Vasen abgeformt wurden; dort bewunderte Goethe auch den berühmten Herkules Farnese, der zum Schmerz der römischen Künstler kürzlich von ihnen weg hierher gebracht worden war. Im Theater wurde eine gar hübsche komische Oper von Cimarosa gegeben; er sah jetzt aber auch den wirklichen, lebendigen Pulcinell auf der Volksbühne und kam zwei, drei Stunden aus dem Lachen nicht heraus. Und während er sich in das Treiben der Theater und Schenken, der Straßen und Plätze mischte, um mit seinen Maleraugen noch recht viele Besonderheiten und bunte Bilder in das treue Gedächtnis einzutrinken, ward er auch von den vornehmen Bekannten erst recht noch in ihre Häuser eingeladen, ja genötigt; es schien als ob er den Menschen jetzt angenehmer sei als je zuvor. „Wo ich hinkomme, will man mich haben und behalten." Venuti besonders zeigte aufrichtigen Schmerz, daß dieser Deutsche, der ihm ein Freund hätte sein können, jetzt Abschied nahm.

Den letzten Nachmittag hatte er der Herzogin von Giovane versprochen, die als Hofdame der Königin im Schlosse wohnte. Sie war eine Deutsche aus Würzburg, mit Mädchennamen eine Freiin v. Mudersbach, Jugendfreundin des Erfurter Statthalters, der eben zum Mainzer Koadjutor erhoben worden war, und, wie dieser Freund, von literarischem Ehrgeiz erfüllt. Sie wollte gern eine Schriftstellerin für die weibliche Jugend werden, wie Mama La Roche war oder noch besser; sicherlich hatte sie Geist und Kenntnisse, und außerdem war sie eine sehr schöne Frau. Goethe ging aber doch

ungern; man braucht nicht in Neapel zu sein, um ein deutsches gebildetes Gespräch zu führen! Er fand die Dame in einem großen Mansardenzimmer, das weder eine besondere Aussicht noch andere Reize hatte, und es entstand nun ein langes halbgelehrtes Hin- und Herreden über Herder, Garve und andere Personen und Sachen der deutschen Literatur. Er hörte doch gern die ihm liebe fränkische Mundart und, wie gesagt, es war eine schöne Frau, die so kluge Dinge vorbrachte. Der Abend brach an, aber man zauderte, die Kerzen zu verlangen; der Herr und die Dame gingen in dem halbdunkeln, saalartigen Zimmer plaudernd auf und ab. Da stieß die Herzogin wie zufällig ein durch Läden völlig verschlossenes Südfenster auf, und sogleich war ihr Gast durch ein Gemälde überwältigt, wie es nur hier und jetzt möglich war: der Vesuv lag gerade vor ihm, und zur besten Stunde! Die Sonne war eben untergegangen; schon glühte die herabfließende Lava und ihre Flamme vergoldete den Qualm, der von ihr aufstieg.

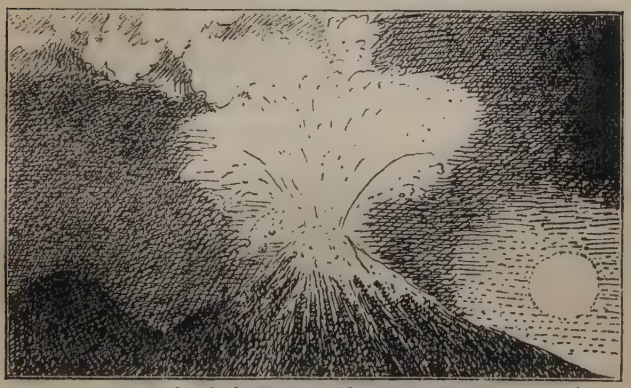
Der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluten und glühenden Dünsten. Übrigens Meer und Erde, Fels und Wachstum deutlich in der Abenddämmerung, klar friedlich, in einer zauberhaften Ruhe.

Und immer schöner wurde das Bild, zu dem die beiden Deutschen, ihr Gespräch unterbrechend, immer wieder zurückkehrten.

Je mehr die Nacht wuchs, desto mehr schien die Gegend an Klarheit zu gewinnen. Der Mond leuchtete wie eine

zweite Sonne. Die Säulen des Rauchs, dessen Streifen und Massen durchleuchtet, bis ins einzelne deutlich. Ja, man glaubte, mit halbwegs bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Kegelberges zu unterscheiden.

Und noch eine stärkere Wirkung ward möglich, die endlich gebrachten Kerzen erleuchteten von der gegenüber liegenden Seite her, und nun sah Goethe von



Ausbruch des Vesuvs. Von W. Tischbein

ihnen aus die schöne Frau im Kerzenglanze und hinter ihr den feurigen Berg und die Mondscheinlandschaft. Kein Wunder, daß sie ihm schließlich sagen mußte: es sei schon spät; die Pforten und Tore im Schlosse würden sogleich verschlossen.

Wie im Traum wanderte der Dichter zum Hafen hinunter, um auch von dieser Seite das Gemälde zu sehen; er kannte es schon von den letzten Abenden her, wo er nach der Vorstellung im Opernhause noch auf den Molo spazieren gegangen war. Mit einem Blicke

war sichtbar: der Mond, der Schein des Mondes auf den Wolkensäumen, der Schein des Mondes im Meere draußen und auf dem Saum der nächsten Wellen, die Lampen des Leuchtturmes, das Feuer des Vesuvs, der Widerschein davon im Wasser und die Lichter auf den Schiffen. Zuviel schien es ihm für die übersättigten Augen!

Im Gasthof erwartete ihn schon der treue Kniep: zum Abschiednehmen. Sie tranken eine Flasche Wein zusammen, sprachen nochmals die Arbeiten durch, die Goethe noch wünschte, und plauderten über die Zukunft. Der Dichter nahm sich vor, den so sehr zuverlässigen Künstler an den Herzog von Gotha und andere Gönner zu empfehlen. Für den Augenblick ging es „dem Kniep" sehr gut. Er hatte für Goethe die sizilischen Skizzen auszuarbeiten und wohnte seit kurzem mit seinem Schätzchen zusammen.

*

Am dritten Juni saß Goethe wieder im Reisekarren, diesmal allein. Es war noch sehr früh am Morgen, als der Wagen an der Wegschranke der Vorstadt halten mußte, des Zolles wegen. Aus dem nahen Kaffeehause sprang ein Kellner hervor, an den Wagen heran, guckte dem Reisenden ins Auge und lief wieder fort. Was wollte der närrische Mensch? Da tat sich die Tür wiederum auf, und nun trat Kniep heraus, die größte chinesische Tasse voll heißen schwarzen Kaffee sorgsam-feierlich herbeitragend. Goethe war tief gerührt. Er fand wirklich kaum Worte, als Kniep ihm noch einmal sagte, daß er, der kleine Maler, dem großen

Dichter auf Lebenszeit Dank schuldig geworden sei. – „Sie haben ja schon längst Alles abgetragen!“ rief Goethe. „Ich bin ja Ihr Schuldner!“

So rissen sie sich auseinander.

*

Und allmählich hörte die Bilderreihe, die der herrliche Meerbusen bietet, auf, und schließlich versank auch die Rauch- und Feuersäule des wunderbaren Berges.

War Das nun ein Abschied für immer? Oder würden die Götter ihm vergönnen, daß er einen seiner Nächsten, den Herzog, die Freundin, ihren Sohn oder sonst einen geliebten Menschen einmal hierher geleite, um ihnen das irdische Paradies zu zeigen?

Nur das Eine wußte er, daß er einen großen Schatz jetzt mit sich nahm: die deutliche Anschauung und Kenntnis der ehemals griechischen Lande Neapel und Sizilien. „Ich habe die größte Ursache, von meiner Reise zufrieden zu sein“ sagte er zu sich selber und zu jener fernen Freundin, mit der er sich so oft im Geiste unterhielt.

Seitenzeiger

1. Personen

Fürsten werden unter ihren Ländern aufgeführt. B.: Bild; nS.: neben Seite

Acton, Sir J. Fr. Edward (1736—1811) 460.
Alarich, zwei westgotische Könige 344.
Albani, Kardinal (1692 bis 1779) und Familie 224. 298.
Albani, römische Adelsfamilie (1578—1660) 129.
Albany, s. Stuart.
Albinus, Prosper 62.
Alboin, longobardischer König (gest. 573) 31.
Aldobrandini, römische Adelsfamilie 225. 269.
Alkibiades (um 450—40 v. Chr.) 412. 422.
Andres, Friedrich (geb. 1735) 379.
Anfossi, Pasquale (1729 bis 97) 301.
Anjou, s. Neapel.
Antonius von Padua, der Heilige, s. Bulhom.
Appius, Claudius Caecus (um 300 v. Chr.) 324.
Archimedes (um 287—212 v. Chr.) 415.
Ariosto, Lodovico (1474 bis 1533) 57. 121.
Aristoteles (384—322 v. Chr.) 179.

Balsamo, s. Cagliostro.
Barberini, römische Adelsfamilie 180. 221.
Barbieri, s. Guercino.
Barlaam 445.
Bartels, Joh. Heinrich (1761—1850) 423.
Batoni, Pompeo (1708—87) 237.
Baumgartner, Anton 7.
Bembo, Pietro (1470—1547) 59.
Biscari, fürstl. Familie in Catania 422—425.
Bivonia, Antonio 396.
Bojardo, Matteo Maria, Conte di Scandiano 121.
Borghese, römische Adelsfamilie 221. 224. 262. 264.
Borgia, Kardinal Camillo (1731—1804) 298. 320. 322.
Bourbon, fürstl. Familie 385, s. Frankreich, Neapel.
Braschi, Luigi 303.
Braschi, römische Adelsfamilie 202.
Bulhom, Fernando de (1195 bis 1231) 57.
Bury, Friedrich (1763 bis 1835 ?) 162. 164. 238—242.

Cacault, François 464.
Cagliostro, Graf, eigentlich Giuseppe Balsamo 395 bis 398.
Campe, Joachim Heinrich (1746—1818) 244. 245. 286.
Canova, Antonio (1757 bis 1822) 110. 236.
Capra, Marco Marchese di 48.
Caramanico, Prinz 408.
Caesar, Cajus Julius (100 bis 44 v. Chr.) 345.
Carraccio, Agostino (1558 bis 1602) 121. 220. 285. 357.

Carraccio, Annibale (1560 bis 1609) 129. 130. 220. 285. 357.
Carraccio, Lodovico (1555 bis 1619) 129. 220. 285, 357.
Cato, M. Porcius (95—46 v. Chr.) 265.
Cenci, Beatrice (1577—99) 221.
Cesarei, Graf Francesco Torquato 137. 144. 145.
Chigi, römische Adelsfamilie 222. 317.
Cicero, M. Tullius (106 bis 43 v. Chr.) 265. 342.
Cimarosa, Domenico (1749 bis 1801) 479.
Claude Lorrain (1600—82) 221. 386.
Cölla, Heinrich (gest. 1789) 238. 239.
Colleoni, Bartolommeo (1406—75) 58.
Collina, Adelsfamilie in Rom 102. 164.
Colombrano, Adelsfamilie in Neapel 357.
Colonna, Adelsfamilie in Rom 221.
Cornelius Nepos, s. Nepos.
Correggio, Antonio da, eigentlich Allegri (1494 bis 1534) 64. 130. 221. 357.
Corsini, römische Adelsfamilie 223.
Crébillon, Prosper Jollyot de (1674—1762) 86.

v. Dacheröden, Geheimer Rat in Erfurt 404.
v. Dalberg, Karl (1744 bis 1817) 404. 474. 479.
David, Louis (1748—1825) 236.
Deutsch-römisches Reich, Kaiser Karl der Große (742—814) 23.
— Kaiser Karl V (1500 bis 58) 126.
— Kaiser Joseph I (1678 bis 1711) 33.
— Kaiserin Maria Theresia (1717—80) 379. 460.
— Kaiser Joseph II (1741 bis 90) 14. 239.
Diderot, Denis (1713—84) 390.
Domenichino, eigentlich Dom. Zampieri (1581 bis 1641) 129. 221. 269. 285.
Donatello (um 1386—1466) 58.
Doria, römische Adelsfamilie 222.
Düntzer, Heinrich (1813 bis 1901) 430.
Dürer, Albrecht (1471 bis 1528) 132.

Elboeuf, Prinz Emmanuel 359.
Empedokles (um 450 v. Chr.) 411. 412. 420.

Falk, Johannes (1768 bis 1826) 205.
Farnese, römische Adelsfamilie 219. 220. 261. 262.
Ferrara, das Fürstenhaus 121.
Filangieri, Gaetano (1752 bis 88) 460. 461.
Florus, Julius (2. Jahrh. v. Chr.) 334.
Foscari, Adelsfamilie in Venedig 67.
Franceschini in Vicenza 53.
Francia, Francesco (1450 bis 1517) 129.
Frankreich, König Ludwig XIV (1638—1715) 231.

Frankreich, Königin Marie Antoinette (1755—93) 460.
Franz von Assisi, der Heilige (1182—1226) 150.
Frieß, Graf 473.
Füßli, Kaspar (1706—82) 238.

Galilei, Galileo (1564 bis 1642) 58.
Galuppi, Baldassaro (1706 bis 85) 84.
Garve, Christian (1742—98) 483.
Geiserich, Wandalenkönig (gest. 477) 334. 344.
Gelon, Tyrann von Akragas (gest. 477 v. Chr.) 411.
Ginetti, Adelsfamilie in Velletri 321.
Gioeni, Don Giuseppe (gest. 1822) 425.
Giordanello, Giuseppe (1744—98) 356.
Giovana, Giugliana, Herzogin, geb. Freiin v. Mudersbach (1766—1805).
Giovanelli, Adelsfamilie in Venedig 67.
Giulio Romano, eigentlich Gianuzzi (1492—1546) 221.
Giusti, Graf in Verona 29.
Giustini, römische Adelsfamilie 221.
Goethe, von Andern beurteilt, s. Sachv. Bildnisse Goethes nS. 163. nS. 286. nS. 287. 315.
Göthe, Elisabeth, geb. Textor (1731—1808) 165. 279. 282. 288. 475.
Göthe, Kaspar (1710—82) 115. 117. 164. 165. 340. 475.
Göthe, Kornelie, nachm. Schlosser (1750—77) 284.
Goldoni, Carlo (1707—93) 83. 86. 90. 91. 301.
Gore, englische Familie 268.
Gottsched, Joh. Christoph (1700—66) 233.
Gozzi, Graf Carlo (1720 bis 1806) 86—89.
Greville, Sir Charles 466. 467.
Großbritannien, König Georg III. (1738—1820) 464.
Guercino, Giovanni Francesco, eigentlich Barbieri 122. 129. 143. 221.
Gyrowetz, Adalbert (1763 bis 1850) 464.

Hackert, Georg (1755 bis 1805) 236. 268. 341. 369. 379.
Hackert, Philipp (1737 bis 1807) 236. 341. 364. 379. 417. 418. 460. 463. 471. 472. 475.
Hamilton, Sir William (1730—1803) 464—472.
Hannibal (249—193 v. Chr.) 334. 386.
Harrach, Gräfin Marie Josephine, geb. Prinzessin Liechtenstein (geb. 1763) 238. 358. 465—472.
Hart, Emma, eigentlich Amy Lyon 358. 465—472. Bilder 358. 468. 469.
Hasdrubal, mehrere karthagische Feldherren 386.
Hasse, Johann Adolf (1699 bis 1783) 84.
Heigelin, Christian 463.
Heliodor, Rhetor, Gesellschafter Mäzens 317.
Herder, Joh. Gottfried (1744 bis 1803) 6. 19. 37. 54. 117. 118. 275. 280. 292. 294. 298. 391. 452. 476. 480.

Herder, Karoline, geb. Flachsland (1750—1809) 280.
Herder, August (1776—1838) 38. 98. 301. 313.
Herder, Gottfried 301. 313.
Hirt, Aloys (1759—1839) 239. 242. 243. 251.
Hohenstaufen, fürstl. Familie 385.
Homer 79. 113. 326. 388. 389. 425. 429. 431. 432. 440. 452. S. Mythologisches.
Horatius, Quintius H. Flaccus (65—27 v. Chr.) 117. 265. 317. 328—331. 334.
Hradawa, Leg. Rat 464.

v. Ickstadt, Franziska (1768 bis 85) 6. 7.
Iffland, August Wilhelm (1759—1814) 243.
Jagemann, Christian (1735 bis 1804) 142.
Jesus 445.

v. Kalb, J. August. Alexander (1747—1814) 474.
Kauffmann, Angelika, verh. Zucchi (1741—1807) 234 bis 236. 240. 241. 312 bis 314. 366. Selbstbild nS. 235.
v. Kaunitz, Fürst Wenzel Anton (1711—94) 296.
Kayser, Christoph (1755 bis 1823) 287.
Klauer, Martin (1742 bis 1801) 367.
v. Klettenberg, Susanna (1723—74) 279.
Klinger, Friedrich (1752 bis 1831) 452.
Klischnig, Karl Friedrich 245.
v. Knebel, Karl (1744—1834) 5. 242. 294. 464.
Kniep, Christoph (1748 bis 1825) 374—377. 379—447, 463. 472. 475. 482. 483. Zeichnungen nS. 374. 380. 381. nS. 430. nS. 431. Selbstbild nS. 374.
Kranz, Joh. Friedrich (1754 bis 1807) 300. 306.

Lais, die jüngere (geb. 422 v. Chr.) 412.
v. Lanthieri, Gräfin Aloysia, geb. v. Wagensperg.
v. La Roche, Sophie, geb. Gutermann (1731—1807) 479.
v. Laßberg, Christine (gest. 1778) 6.
Lavater, Kaspar (1741 bis 1801) 238. 246. 394. 396.
Lenz, Jakob (1751—92) 452.
Leonardo da Vinci (1452 bis 1519) 64.
Liechtenstein, Prinz Joseph Wenzel (1767—1842) 248. 303.
v. Linné, Karl (1707—78) 390.
Lips, Heinrich (1758—1817) 238.
Livius, Titus (59—17 v. Chr.) 57.
Lorrain, Claude le, s. Claude.
Lucullus, Lucius Licinius (um 114 bis um 57 v. Chr.) 265. 345.
Ludovisi, römische Adelsfamilie 280.
Lukas, der Evangelist 185.
Lyon, Amy, s. Emma Hart.

Maecenas, Gajus Cilnius (gest. 8 v. Chr.) 317.
Mantegna, Andrea (1431 bis 1506) 64. 65.

Marius, Gajus (155—86 v. Chr.) 331. 345.
Marsili, Botaniker 62.
Martial, Marcus Valerius (40 bis um 100) 325. 330.
Mattei, römische Adelsfamilie 222.
Maupertuis, Pierre Louis Moreau de (1698—1749) 391.
Medici, römische Adelsfamilie 224. 264.
Mendelssohn, Moses (1729—86) 244.
Mengs, Raphael (1728—79) 231—233.
Mercier du Paty 180. 187. 190—192. 204—206.
Merian, Matthäus (1593 bis 1650) 440.
Meyer, Heinrich (1760 bis 1832).
Michel Angelo Buonarotti (1475—1504) 64. 218. 219. 227. 228. 230. 260. 272. 357.
Molière, Jean Baptiste Poquelin (1622—73) 90.
Möller, Goethes angenommener Name 2. 3. 161. 312.
Montag, Buchh. in Regensburg 3.
Monti, Vincenzo (1754 bis 1827) 303.
Moriconi, Gastwirt in Neapel 336. 447.
Moritz, Karl Philipp (1757 bis 93) 193. 243—245. 249. 271. 272. 285. 286. 311. 438. Bild 271. nS. 271.
Müller, Friedrich, Maler-Müller (1749—1825) 237. 239. 241. 242.
Münter, Friedrich (1761 bis 1830) 423.
Neapel, König Robert von Anjou (um 1275—1343) 340.
— König Carlos (starb 1759) 359.
— König Ferdinand IV. (1751 bis 1825) 336. 341. 379. 385. 406. 437. 459. 460. 463.
— Königin Maria Karolina, geb. Erzherzogin von Österreich (1762—1814) 379. 459. 460. 463. 467.
Nepos, Cornelius (um 99 — um 24 v. Chr.) 30.
Noack, Friedrich 160.
Odea, Don Michele 437 bis 440.
Odoaker (starb 493) 30.
Orbetto, eigentlich Alessandro Turchi (1582—1648) 37.
Österreich, Kaiserin Maria Theresia (1717—80) 379. 460.
— Kaiser Joseph II (1741 bis 90) 14. 239.
Ovidius, Publius (Naso) (43 v. Chr. bis 17 n. Chr.) 23. 373.
Palladio, eigentlich Andrea di Pietro (1508—80) 41 bis 53. 102—107. 111. 134. 274.
Pallagonia, Prinz Ferdinand Franz 392—395.
Panfili, römische Adelsfamilie 222. 263.
Paoli, Pasquale (1724 bis 1807) 22.
Parthey, Gustav 5.
Paulus, Apostel (gest. 64) 184. 325. 342. 455.
Perugino, Pietro, eigentlich Vanucci (1446—1524) 149.
Petrarca, Franceschо (1304 bis 74) 57. 110. 340.
Petronius, Gajus Arbiter (gest. 66) 345.

Petrus, der Apostel 137. 181. 184. 415.
Phalaris, Tyrann von Akragas (6. Jahrh. v. Chr.) 413.
Pindar (522 — um 448 v. Chr.) 411.
Piranesi, Giambattista (1707—78) 115. 164. siehe S. XVI.
Pisani, venet. Adelsfamilie 67.
Platon (427—347 v. Chr.) 179. 415.
Plinius, Gajus Secundus, der Ältere (23—79) 30. 345.
Plinius, Gajus Cäcilius Secundus, der Jüngere (um 61 — um 113) 153.
Plotius, lat. Dichter 317.
Pompejus, Gnäus Magnus (106—48 v. Chr.) 345.
Pontedera, Botaniker 62.
Poussin, Nicolas (1594 bis 1655) 221.
Preußen, König Friedrich der Große (1712—86) 38. 417. 418.
Raffael, Santi (1483 bis 1520) 64. 129. 132—134. 149. 218—221. 227. 237. 259. 272.
Recke, Elisa v. d., geb. Gräfin Medem (1756—1833) 397.
Reiffenstein, Johann Friedrich (1719—93) 233. 234. 239—241. 248. 313. 314. Bild nS. 234.
Reni, Guido (1575—1642) 129. 221. 285. 357.
Renier, Paolo 93. 94.
Reynolds, Sir Joshua (1723—92) 235.
Richter, Ludwig (1803—84) 270.
v. Riedesel, Joh. Hermann (1740—85) 423.
Römische Kaiser: Augustus (63 v. Chr. — 14 n. Chr.) 156. 170.
— Caligula (12—41) 344.
— Nero (37—68) 181.
— Trajanus (53—117) 270.
— Hadrianus (76—138) 251.
— Diocletianus (245—313) 177. 251.
Römische Päpste: Julius II (reg. 1503—13) 218.
— Leo X (reg. 1513—21) 218.
— Clemens VII (reg. 1523 bis 34) 126. 218.
— Paul III (reg. 1534—49) 218.
— Clemens XIV (reg. 1769 bis 74) 13. 14.
— Pius VI (reg. 1775—99) 33. 163. 201. 202. 259. 291. 296.
Romney, George (1734 bis 1802) 466. 470.
Rondanini, römische Adelsfamilie 222.
Roos, Heinrich (1631—85) 15.
Rospigliosi, römische Adelsfamilie 222.
Rousseau, Jean Jacques (1712—78) 81.
Ruspoli, römische Adelsfamilie 222.

Sacchini, Antonio Maria Gasparo (1734—86) 84.
Sachsen-Gotha, Herzog Ernst II (1747—1804) 261. 278.
Sachsen-Weimar, Herzog Karl August (1757—1828) 37. 38. 118. 164. 165. 209. 275. 280. 288. 290. 294 bis 296. 473—478.
Sachsen-Weimar, Herzogin Luise, geb. Prinzessin von Hessen (1757—1830) 118.

Sarto, Andrea del (1486 bis 1531) 64.
Satriano, Fürst und Fürstin 461. 462.
Sauſſure, Horace Bénedicte de (1740—99) 426.
Savoyen, Prinz Eugen (1663—1736) 359.
Scala, Bartolommeo della 30.
Scala, Fürſten von Verona 30.
Scamozzi, mehrere Baumeiſter in Vicenza 51.
Schäffer, Paſtor in Regensburg 3.
Scheffler, Karl 58.
Schidone, Bartolommeo (um 1580—1615) 357.
Schiller, Friedrich (1759 bis 1805) 452.
Schloſſer, Georg (1739 bis 99) u. Frau 284. 287. 461.
Schmidt, Chriſtoph 474. 477. 478.
Schmidt, Oskar (1823—86) 391.
Schröter, Korona (1751 bis 1802) 419.
Schultheß, Babara, geb. Wolf (1745—1818) 287.
Schütz, Chriſtian Georg d. Ältere (1718—91) 238.
Schütz, Franz (1753—81) 238.
Schütz, Georg (1755—1813) 162. 164. 238—242. 271. nS. 270.
Schweden, König Guſtav Adolf (1594—1632) 58.
Seidel, Philipp (1755 bis 1820) 37. 60. 118. 275. 280. 282. 283. 294. 447. 449.
Semper, Max 441.
Seneca, Lucius Annäus (um 4—65) 345.
Sernicola, Juriſt in Neapel 356.
Seume, Joh. Gottfried (1763—1810) 426.
Smith, Joſeph 113. 114.
Sophokles (496—406 v. Chr.) 19. 44.
Spada, römiſche Adelsfamilie 222.
Spinoza, Baruch (1632 bis 77) 117.
Standke, Bergrat in Berlin und Frau 286.
Statella, Graf 403. 404.
v. Stein, Charlotte, geb. v. Schardt (1742—1827) 9. 10. 17. 37. 54. 55. 83. 118. 152. 242. 269. 274—278. 280—290. 294. 295. 299. 314. 315. 349. 391. 405. 473. 476.
v. Stein, Joſias (1735—94) 52. 289. 473.
v. Stein, Ernſt (1767—87) 38. 289.
v. Stein, Friedrich (1772 bis 1844) 38. 54. 98. 282. 289. 301. 313. 475.
Strabo (um 63 geb.) 340.
Stuart, Karl Eduard, Prätendent von Großbritannien (1720—88) 248.
Stuart, Prinzeß von Albany 248.
Sulla, Lucius Cornelius Felix (137—78 v. Chr.) 331.

Taſſo, Torquato (1544—95) 57. 81. 121.
Theodorich, der Große (454 bis 526) 30. 31.
Theokrit (geb. 300 v. Chr.) 415.
Theron, Tyrann von Akragas 413.
v. Thugut, Franz Maria 463. 464.

Tintoretto, eigentlich Giacomo Robusti (1518—94) 36. 112.
Tischbein, Wilhelm (1751 bis 1829) 39. 161—164. 237—242. 246—261. 271. 287. 296. 305. 315. 317 bis 374. 379. 447. 463. 473. 475. Bilder von ihm 39. nS. 162. nS. 163. 271. nS. 286. nS. 287. 315. 358. 370. nS. 375. 481. Selbstbildnis nS. 162.
Tizian, eigentlich Tiziano Vecellio (1477—1576) 36. 64. 67. 111. 112. 221. 356.
Torremuzza, Prinz 402.
Toscana, Großherzog Leopold (1747—92).
Totilas (starb 552).
Trippel, Alexander (1744 bis 93) 236. 240. 241. 251. Bild 241.
Turra, Dr. 51.

Ursel, Herzog und Herzogin 464.

Varius, Lucius Rufus (etwa 74—14 v. Chr.) 317.
Vasi, Giuseppe 218.
Vella, Don Michele 413 bis 415.
Venuti, Lodovico Marchese 336. 369. 370. 379. 460. 463. 479.
Venuti, Marchesa 369. 370.
Vergilius, Publius Maro (70—19 v. Chr.) 19. 153. 301. 317. 340. 346. 373.
Veronese, Paolo, eigentlich Caliari (1528—88) 36. 59. 67. 112.
Verrocchio, Andrea del (1435—88) 110.
v. Verschaffeldt, Maximilian (1754—1818) 236.
v. Vincenti 7.
Vitruvius Pollio, Marcus (um Chr. Geburt) 30. 41. 107. 274.
Vogel, Julius 83.
Voigt, Christian Gottlob (1743—1819) 37. 38. 477. 478.
Volkmann, Joh. Jakob (1732—1803) 19. 31. 53. 61. 69. 77. 121. 129. 326. 330.
Voltaire, François Marie Arouet de (1694—1778) 91.
Voß, d. J., Heinrich (1751 bis 1826) 24.

Waldeck, Fürst Christian (1744—98) 313. 342. 357. 378. 447.
Weinlig, Baumeister 197.
Wernecke, Hugo 438.
Wieland, Christoph Martin (1733—1813) 117. 242. 462.
Winckelmann, Joh. Joachim (1717—68) 110. 224. 231—233. 238. 239. 293.
Winckler in Leipzig 111.
Wood, Robert (1716—71) 113.

Zucchi, Antonio (1728—95) 235. 236. 314.

2. Orte und Länder

Adriatisches Meer 83. 97 bis 99.
Afrika 410. 415.
Agrigentum, Akragas 410 bis 415.
Ägypten 131. 323.

Albaner Gebirge 265. 320.
Alcamo 407. 409. 421.
Alexandria 118. 131.
Alicata 415.
Alpen 7—14. 18.
Amerika 458.
Ancona 245.
Apenninen 122. 123, 135 bis 139. 258. 326.
Arezzo 146.
Aricia 317.
Arno 146. 147.
Assisi 149—152.
Atna 420—429. 431.
Avernus 346. 347.
Azur 328.

Bagnoli 339.
Bajae 345.
Baiern 2.
Baldo, Monte 18.
Banholz 2.
Bartolino 25.
Basel 238. 340.
Benacus 19.
Benediktbeuern 7.
Berici, Monti 41.
Berlin 193. 243. 244. 286. 295.
Biel 340.
Böhmen 1. 2.
Bojaco 25.
Bologna 57. 119. 121. 124 bis 135. 163. 259.
Borghetto 156.
Bozen 12.
Braunschweig 243. 244. 286.
Bregenz 234.
Brenner 9—11.
Brenta 65—67.
Brescia 25.
Brindisi 331.
Brixen 12.
Brondoli 119.
Brüssel 464.

Caltanisetta 416—418.
Campagna 157. 287. 317.
Capaccio 374.
Capri 381. 442—447.
Capua 333. 334. 364.
Carrara 136.
Caserta 364.
Castelvetrano 409.
Castragiovanni 418. 419.
Catania 415. 421—430.
Cavanella 119.
Cecina 25.
Cento 122. 163.
Charybdis 440. 441.
Chester 466.
China 323.
Chioggia 83. 91. 99. 119.
Chrysothoas 434.
Circello, Monte 326.
Citta Castellana 156.
Clitumnus 153.
Colmann 12.
Cortona 146.

Dalmatien 378.
Dänemark 463.
Dessau 244.
Deutschen 12.
Dikäarchia 342.
Dolo 67.
Donau 5.
Dresden 232.

Eger 1. 2.
Eisack 12.
Elsaß 32.
Emmendingen 287.
Enna 418.
Erfurt 404.
Este 56.
Etsch 25. 119.

Feligare 137.
Ferrara 119. 121. 124. 163.
Fiumicino 270. 271.
Florenz 136. 139—142. 163. 205. 218. 224. 287.

Foligno 146.
Fondi 329.
Formiae 330.
Frankfurt 5. 16. 17. 22. 165. 238. 278. 287. 436. 475. 477.
Frankreich 22. 231. 232. 396.
Frascati 258. 265—269.
Fuligno 146.
Fusina 67.

Gaeta 330.
Gandolfo, Castello 258.
Garda-See 18—25.
Gargnano 25.
Garigliano 331. 332.
Geisenfeld 5.
Genua 22.
Genzano 317.
Geraci 445.
Gibello, Monte, s. Ätna.
Giredo 137.
Girgenti 410—415. 430.
Gotthard 7. 10. 340.
Graubünden 234.
Gravina 428.
Griechenland 133. 378. 483.
Grotta Ferrata 269.

Haina 341.
Hamburg 237.
Hameln 243.
Hanau 238.
Hannover 243.
Herculanum 359. 360. 365 bis 369. 373.
Hildesheim 374.

Jaci 429.
Ilmenau 38. 478.
Inn 8.
Innsbruck 9.
Jonisches Meer 431.
Isar 7.
Ischia 330. 380. 447.
Isel, Berg 9.
Italien 2. 10. 17. 21. 22. 114—117. 142. S. Volkskunde, Klima.
Itri 330.

Kalabrien 431. 434.
Kapua 333. 334. 364.
Karlsbad 1. 2. 19. 281. 313.
Karlsruhe 295.
Karwendelgebirge 8.
Kassel 154. 233. 237.
Kirchenstaat 22. 121. 124. 137. 139. 146 ff. 201 ff. 328.
Kochberg 152.
Kochelsee 7.
Korsika 22.

Lausanne 389.
Leipzig 2. 61. 436.
Lido 76. 83. 97—100. 118. 119.
Ligurisches Meer 136.
Limona 21.
Liris 331.
Lojano 135.
Loisach 7.
London 235. 278. 466.

Maderno 25.
Mailand 287.
Malta 415.
Main 5.
Mainz 278. 474.
Malamocco 83. 119.
Malcesine 21—25.
Mammurra 330.
Mannheim 236.
Maria-Einsiedeln 8.
Martinswand 9.
Masaluccia 428.
Mazzanunciata 428.
Medina 396.
Memphis 131.
Mesa 32.
Messina 43. 434—440.
Minerva, Kap 443.
Minturnum 331.

Mira 67.
Misenum 381.
Misterbianco 421.
Mittelwald 12.
Mittenwald 8.
Mola 330.
Monreale 402. 407.
Montblanc 426.
Monte rosso 426—429.
Morazano, Porta del 67.
Motta Santa Anastasia 421.
München 5—8. 132.

Narni 156.
Neapel 22. 205. 236. 287. 300. 317. 334—380. 386. 391. 447—483.
Neapel, Königreich 328. 385.
Neefes 12.
Nera 154. 156.
Neumark 12.
Neustadt in Baiern 5.
Nicolosi 428.
Noventa 67.

Österreich 21. 23. 463.
Ostia 269. 270.
Otricoli 156. 274.

Padua 56—65. 163. 390.
Palermo 378. 382—406. 419.
Palestrina 83. 99. 119.
Paris 278.
Parma 22.
Paros 299.
Parthenope 334.
Pästum 373—377. 450. 451.
Paterno 421.
Pellegrino, Monte, s. Palermo.
Perugia 137. 144. 146.
Pfaffenhofen 5.
Phäa 388. 431.
Phlegräische Felder 342 bis 348.
Piemont 22.
Pietra mala 137. 138.
Po 119.
Pompeji 359—369. 373. 451. 466.
Pontinische Sümpfe 320. 324—326.
Portici 352. 359. 362. 365 bis 369. 450.
Poseidonia, s. Pästum.
Posilipp 338—340. 447.
Potsdam 244.
Pozzuoli 339. 342—348. 450. 451.
Prenzlau 341.
Preßburg 461.
Procida 330. 447.
Puteoli, s. Pozzuoli.

Ragnit 233.
Regensburg 2—5.
Reggio 431. 434.
Reith 8.
Resina 359. 367.
Rimini 245.
Rom 115. 135. 142. 143. 156 bis 317. 334. 342. 349.
Rom, s. Kirchenstaat.
Roveredo 14—18.

Saal 5.
Safinium 156.
Salerno 373—377.
Salo 25.
Salso 418.
Salurn 12.
Salzkammergut 7.
San Martino 402. 407.
Santa Agata 331. 332.
Sardinien 22.
Savoyen 22.
Schaffhausen 236.
Scharnitz 8.
Schneeberg 281.
Schwandorf 2.
Schwarzenfeld 2.
Schwaz 7.

Schweiz 32. 165. 287.
Sciacca 410.
Scylla 440. 441.
Seefeld 8.
Segesta 407. 408.
Selinunt 407. 409. 410.
Sessa 331.
Setinum 325.
Sezza 325.
Sirmio 19.
Sizilien 22. 349. 378—442. 451.
Soracte 156. 258.
Sorrent 443. 462.
Spartivento, Kap 431.
Spezia 136.
Spoleto 153.
Stabiae 373.
Sterzing 12.
Stra 67.
Stromboli 381.
Syrakus 403. 415.

Taormina 430. 431.
Terracina 328.
Terni 154. 155.
Thuner See 389.
Thüringen 152. 475.
Tiber 156. 157. 265.
Tiberias, See 445—447.
Tirol 7—14. 21. 56. 163.
Tirrhenisches Meer 136. 271. 320.
Tirschenreuth 2.
Tivoli 258.
Torbole 18—20. 25.
Torre del Annunciata 369.
Toscana 22. 139—142.
Toscolan 25.
Trasimenischer See 149.
Tres Tavernae 325.
Trient 12—14.
Tusculum s. Frascati.

Uckermark 418.
Unterbrück 5.
Urbino 218.
Urner Loch 340.

Veji 156.
Velino 155.
Velletri 321—323.
Venedig 21. 22. 56. 67 bis 119. 163. 205. 235. 236. 288.
Verdom 25.
Verona 18. 25—38. 53. 163. 245.
Vesuv 287. 300. 335. 341. 349. 351—356. 369. 371 bis 373. 443. 453. 478. 480—482.
Vicenza 39—56. 163.
Volsker, Land der 321.

Walchensee 7.
Waldsassen 4.
Weiden 2.
Weimar 16. 247. 280. 288. 294. 295. 301. 448. 449. 474.
Wernberg 2.
Wien 239.
Wilten 9.
Wolfratshausen 7.
Würzburg 479.

Zillertal 7.
Zirl 8.
Zürich 238.
Zwota 1. 2.
Zykladen 298.

3. Sachen

Ackerbau 1. 11. 14. 15. 40. 41. 56. 136. 152. 153. 186. 203. 325. 328—330. 408. 409. 414. 416. 420. 421. 428.
Ägyptische Altertümer 131. 323. S. Obelisken.
Akademien 44. 52. 53. 231. 303.

Altäre, antike 34. 329. 367.
Amphitheater, antike 32 bis 34. 174. 177. 304. 364. 422.
Amtstätigkeit 449. 474 bis 478.
Anatomien 61.
Antike Überreste und antikische Gesinnung 6. 31 bis 36. 108. 110. 111. 116. 117. 150. 153. 154. 171 bis. 181. 216—230. 260. 261. 268. 272—276. 285. 293. 294. 299. 304. 321. 323. 329. 357—369. 402. 403. 423. 450. 451.
Arbeit (der Italiener) 20. 26. 83. 94. 186. 187. 453—459.
Arsenal 94. 95.
Attitüden 468—472.
Aussehen s. Kleidung.

Bäder, antike, und heiße Quellen 274. 285. 345. 346. 410. 422.
Ballett 52. 86. 301. 309.
Basiliken 43. 374.
Bauern 146. 152. 203. 325. 329. 416. 431. S. Ackerbau.
Baukunst 41—51. 60. 102 bis 109. 126. 129. 150. 151. 154. 174. 180. 228 bis 230. 385. 410.
Bernsteine 423.
Bettler 423. 407.
Bildende Kunst s. Baukunst, Plastik, Malerei.
Bildergalerien 6. s. Paläste, Kunstsammlungen, Vatikan.
Bildnisse Goethes 246. 251. 287.
Botanisches 1. 11. 14. 15. 18. 19. 51. 61—63. 98. 99. 136. 262. 263. 293. 304. 305. 328—331. 386—388. 390—392. 408—410.
Büffel 270. 324. 326. 375.
Byzantinisches 108. 297. 304.

Christentum 35. 36. 48. 60. 112. 113. 130. 131. 133—150. 163. 290. 459. S. Katholische Kirche.
Cicerone s. Fremdenführung.

Deklamieren, Vorlesen, Erzählen 79. 80. 313. 314.
Denkmäler 79. 80. S. Standbilder.
Deutsche Kolonie in Rom 231 ff. 308.
Dichten, eigenes s. die Werke.
Dichter und Schriftsteller 79. 80. 86 ff. 91. 243—245. 291. 292. 303.

Elfenbein-Arbeiten 420.
Engländer 113. 114. 222. 227. 268. 374. 426. 464 ff.
Erdbeben 344. 349. 434 bis 436. 451.
Erzähler, öffentliche 79. 80.
Essen und Trinken 20. 164. 414. 417. 420. 421. 453.
Ethisches 275—278. 453 bis 459.

Farbe und Licht 386. 387.
Fische s. Seetiere.
Fischer 83. 270. 271. 457. 459.
Flüsse und Kanäle 64 bis 75. 418. S. Tiber, Garigliano, Chrysothoas.
Franzosen 101. 231. 232. 236. 237. 385. 441.
Frauen s. Weibliches Geschlecht.
Freimaurer 438. 440.

Fremdenführung 233. 234. 239. 242. 275. 413—415.
Freundschaft und Liebe mit Frauen s. Charlotte v. Stein, Angelika Kauffmann, Barbara Schultheß.
Freundschaft mit Männern s. Herder, Knebel, Karl August von Sachsen, Tischbein, Kniep.

Gärten 21. 29. 61. 62. 67. 139. 222—227. 261—265. 268. 280. 317. 386—388.
Gasthäuser 18. 25. 70. 71. 135. 145. 146. 160. 161. 383. 407. 409. 416. 417. 418. 421. 424. 425. 429. 430. 435. 447.
Geheimnisliebe 281 ff. 289. 290. 432.
Geistliche 92. 145. 195. 201 bis 203. 290—291. 302.
Genie, Sturm und Drang 237. 244. 290.
Geologisches 1. 7. 11. 139. 153. 156. 293. 341. 344 bis 346. 425.
Gesang 83—85. 213—215. S. Oper.
Geschichtliches 12. 31. 71 bis 74. 149. 156. 384—386. 396.
Geselligkeit 26—28. 77. 209—213. 369. 370. 461. 462.
Gesundheit und Krankheit, leibliche und seelische 16. 17. 117. 144. 165. 209 bis 213. 274—278. 294. 295. 299. 336—338. 369. 370. 382. 442. 461. 462. 475.
Getreide-Monopol 203.
Glück, s. Seelische Gesundheit.
Goethe von Andern beurteilt 144. 241. 245—248. 321. 404. 479.
Gondeln, Gondoliere 67. 68. 80—83. 203.
Goten 30. 31. 179. 221. 321. 344. 384. 404. 479.
Gotisch 37. 108. 121. 129.
Grabmäler, antike 35. 273. 287. 317. 318. 329.
Griechen 334. 342. 409. 410. 411. 483.
Griechisch-katholischer Gottesdienst 297.
Gymnasium, griechisches 374.

Heidentum 35. 36. S. Christentum.
Heilige, katholische 57—60. 150. 181—185. 350, 351. 399—401.
Hospitäler in Venedig 84. 85.

Illuminaten 438.
Jesuiten 4. 5. 13. 14. 403.
Juden 196.
Juristen 78. 79.

Kaffee 118. 294. 483.
Karneval 85 ff. 107. 300 bis 313.
Karthager 384. 407. 411. 412.
Kastraten 213. 301. 302.
Katholische Kirche 4. 5. 12—14. 35. 36. 163. 178 bis 185. 188. 191. 195. 212. 290. 302. 350. 351. 398—402. 417. 425. S. Madonna, Kirchen, Geistliche.
Kinder 53. 195.
Kirchengebäude 13. 14. 37. 58—60. 84. 92. 104 bis 106. 129. 132. 150. 178. 179. 181—185. 218. 227

bis 230. 252—259. 285. 399—401. 423. 424. S. Tempel, Ostern, Weihnachten.
Kirchengeschichte 12—14.
Kirchenstaat 121. 124. 196 ff. 201 ff. 296. 298.
Klima 14. 16. 17. 114. 119. 122. 161. 334—338. 419. 458. 475. 476.
Klöster 84. 85. 103—107. 185. 192. 193. 195. 269. 270. 402. 419.
Krankheit, s. Gesundheit.
Kunst, s. Antiken, Renaissance, Malerei, Plastik, Baukunst und das Folgende.
Kunstfragen und Stile 240. 249. 250. 361. 385. 452. 453.
Kunstgewerbe, Kunsttechniken 234. 241. 357—369.
Kunstsammlungen 6. 35. 111. 113. 218—227. 249. 250. 357—369. 403. 422. S. Paläste, Villen, Kirchen.
Kunstunterricht 231. 236.

Latein 59. 115. 117.
Lava 355. 365. 371. 372. 425. 427. 428. 480.
Lebende Bilder 468—472.
Licht und Farbe 386. 387.
Liebe, s. Weibliches Geschlecht.

Madonna 112. 113. 122.
Malerei 64. 65. 111—113. 122. 129—134. 149. 218. 292. 293. 386. 387. 459. S. die Maler.
Malerei, antike 225. 361. 366. 367.
Maultiere 406. 434. 435.
Mauren, s. Sarazenen.
Medaillen, s. Münzen.
Meer und Seereisen 97 bis 100. 270. 271. 330. 331. 342. 345. 350. 356. 369. 370. 380—383. 431. 434. 451. 452.
Meteorologie 1. 10. 11. 293. S. Klima.
Militär 193—195.
Mimik, s. Attitüden.
Mineralogisches 1. 6. 7. 11. 135. 260. 261. 293. 296. 298. 331. 355. 429.
Münzen und Medaillen 234. 357. 402. 422.
Muscheln 98, geschnitzte 423.
Museen, s. Kunstsammlungen.
Musik 51. 52. 83—86. 209 bis 211. 213—215. 290. 300. 301. 423. 424. 459.
Mythologisches 149. 178 bis 180. 326. 346. 403. 408 bis 411. 419. 420. 429. 440. 441.

Naturaliensammlungen 3. 6. 425.
Naturwissenschaften, s. Geologisches, Mineralogisches, Botanisches, Zoologisches, Anatomie, Gärten.
Normannen 385. 399. 412.
Nudeln 412. 420.

Obelisken 160. 202. 216. 299. 307.
Oper und Operette 51. 52. 85. 86. 213—215. 300. 301. 356. 479.
Oratorien 84. 85.
Orient 108. 109.
Ostern 398—401.

Paläste 41—59. 67. 133. 216—222. 268.
Papierstoffe 3. 4.

Päpste, s. Rom unter Orten.
Päpstliche Kapelle 213.
Phäaken 388. 389.
Philosophen 144. 145. 411. 412. 454.
Pholaden 450.
Phönikier 384.
Physiognomik 293. 294.
Pferde 306—309. 350. 406.
Plastik 57. 58. 110. 111. 216—230. 242. 292—294. 298. 365. 392—394. 401. S. Standbilder, Altäre, Grabmäler, Tempel.
Politische Grundfragen und Zustände 21—23. 73. 75. 92—96. 187. 212. 277. 278. 296. 437. 438. 460. 461. 474—478.
Post und Postreisen 1. 2. 11. 12. 118. 279. 288.
Propaganda 297.
Pulcinell 190. 479.

Räuber 282. 329.
Redekunst 78. 79. 90.
Reisen 1. 2. 38. 39. 55. 56. 118. 277. 317 ff. 406. 419.
Religion, s. Christentum, Katholiken, Madonna, Heidentum.
Renaissance 31. 36. 42. 52. 217. S. Akademien, Bembo, Petrarca, Palladio, Raffael usw.

Sarazenen 373. 385. 394. 407. 412. 418. 441.
Säulen, antike, s. Tempel.
Schiffahrt, Schiffsreisen 18. 21. 24. 25. 65. 66. 94 bis 98. 119. 120. 342. 378 bis 382. 437. 440—447. 458.
Schulwesen 4.
Seekrankheit 381. 382. 442—446.
Seelische Zustände 17. 82. 117. 118. 142. 143. 163 bis 165. 274—278. 294. 295. 299. 314. 315.
Seetiere 98.
Sklaverei 394. 395.
Soldaten 193—195. 365.
Spanier 359. 385. 407. 412.
Spiele, Sport 27. 28. 210. 211.
Sprache 14. 79. 81. 297. 298. 306. 321.
Standbilder, antike und neuere 58. 216. 219. 221 bis 225. 227. 230. 251. 268. 365. 403. 422. 479. Tiere darstellend 110. 216. 357. 365. 403. 413.
Steine, s. Mineralogisches.
Steine, geschnittene 234. 357. 422.
Stil, s. Kunstfragen.
Sybariten 373.

Tagebuch 10. 55. 282.
Tanz 82. 86. 189. 209. 301. 309. 313.
Tempel, antike 150. 151. 160. 171—173. 176. 178. 230. 254. 255. 272. 274. 285. 359. 373 bis 377. 408. 413—415. 450. 451.
Theater 32. 33. 44—47. 51. 52. 85—91. 212—215. 301. 303. 356. 452. 479. Antike: 44—48. 359. 408. 422. 430. 431. s. Amphitheater.
Trojaner 407.

Universitäten 57. 61. 125. 126. 375. 425.
Unrast, s. Seelische Zustände.
Urpflanze 63. 390—392.
Urtier 390.

Vasen 357. 358. 422. 464. 465. 479.
Vatikan 158. 159. 171. 181. 182. 218. 219. 259—261.
Verbrechen 197 ff.
Villen, s. Gärten.
Volkskunde 11. 15. 18. 20. 26—30. 34. 53. 77—94. 145. 146. 186—215. 270. 329. 330. 417. 444. 445. 453—459.
Vulkanische Gebiete 153. 156. 451. S. Ätna, Pozzuoli, Stromboli, Vesuv, Erdbeben.

Wandalen 179. 334.
Wasserleitungen, antike 174. 274. 287. 331.
Weibliches Geschlecht 54. 77. 205—213. 301. 302. 309. 330. 412. 425. 432. 462. 472.
Weibliche Schönheit 205. 206. 412. 466—472. 480. 481.
Weihnachten 290. 291.
Weinbau 330. 334. 369.
Wetterkunde 1. 10. 11. 293.
Wohnhäuser, antike 359 ff., in Neapel 364, maurische 385, sizilische 407. 409.
Wohnung Goethes 162. 164. S. Gasthöfe.

Zeichnen 9. 10. 20. 21. 305. 306. 475.
Zoologie 98. 99. 293.

4. Werke

Dramatische Form

Faust 61. 100. 300. 325.
Götz v. Berlichingen 245.
Iphigenie 19. 20. 28. 38. 45. 48. 51. 54. 101. 102. 133. 137. 246. 264. 287. 291. 300. 303. 313. 314. 448. 449.
Iphigenie auf Delphi 123. 124.
Nausikaa (Ulysses auf Phäa) 137. 388. 389. 431 bis 433. 449.
Neueröffnetes Puppenspiel 305.
Tasso 121. 300.
Die Vögel 290.

Epische Form

Der ewige Jude 137.
Werther 6. 404. 473.
Wilhelm Meister 8. 16. 50. 59. 300. 477.

Lyrische Form

Der Morgen kam (Zueignung) 275.
Gott segne dich, junge Frau (Der Wandrer) 16.
Kennst du das Land 16.

Zeichnungen

20. 24. 54. 78. 99. 155. 264. nS. 411. nS. 450.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn. Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

6 Vols
10.-